



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Die geflügelte Erde
Ein Lied der Liebe und der Wunder
um sieben Meere

von
Max Dauthenden

Verlag Albert Langen München

~~1055 A.~~



REP. G. 4498



Die geflügelte Erde

- **Drittes bis fünftes Tausend**

Die geflügelte Erde
Ein Lied der Liebe und der Wunder
um sieben Meere

von
Max Dauthenden



Albert Langen München

Copyright 1910 by Albert Langen, Munich



Anfang und Ausgang

Ich tat den Weg um die Erde wagen,
Ging Tagen entgegen, die mich weit von der Geliebten
getragen,
Wanderte einsam in der Sehnsucht Gehegen,
Auf Wegen, die über Meere kamen. Sieben Meere
nahmen mich mit.
Und Schritt um Schritt, auf jeder Welle, in jedem Meer,
Die helle Sehnsucht mir die Brust zerschnitt.
Ich sah des Orients kindliche Pracht und Behagen,
Des Oszidents strebendes Wagen und Allmacht.
Ich ging den reich lebenden Weg, wie über einen
bebenden Steg,
Wie durch einen bunten Schacht,
Als sei ich drunten unter der Erde,
Wo sich Nacht reiht an Nacht
Mit der Verlassenheit tödlicher Gebärde.

So wie ein Herz geht und eilt
Und doch weilt und immer auf einer Stelle steht,
So wanderte ich wohl früh und spät;
Und als einzige Helle, die in die Herzzelle fällt,
Sah ich im dunkeln Getriebe,
Als Anfang und Ausgang in dieser Welt,
Der Geliebten Liebe.

Meer, Feuer, Erde, Wolken

Und wollt ihr die wandernden Bilder und Gesten und
Schauer fassen,
Die an mir vorübergezogen auf Meeren, Gebirgen
und Menschengassen,
Müßt ihr mir willig folgen,

Auf nie müden Füßen der Worte kann ich euch wandern lassen.
Rastlos arbeitet das Meer, wo Welle an Welle sich heftet,
Wo des Himmels sich türmende Helle und Wolken sind wetterschwer,
Wo dich das „Dhn Ende“ entkräftet.
Rastlos schreitet Endloses dort die Kreuz und die Quer,
Die Wasser ziehen hinaus, wie Wanderer von Schwelle zu Schwelle,
Und keiner kommt jemals nach Haus.

In erster Nacht fühlt' ich die Luft, wie gekocht im Topf, an den Feuer pocht,
Und ein Berg, wie von Drachen umlagert, mit spuckendem Rachen,
Saß vor mir, ins Dunkel geduckt, und war, wie die Brust meiner Liebsten,
Von lockender Schwüle umzuckt.
Es war der Vulkan, der Stromboli heißt,
Und den das Mittelmeer lüstern umkreist,
Wie Eva im Paradies einst den Baum, den heimlich die Schlange preist.
Wer einmal das Feuer der Erde einatmet und solches Feuers Geruch,
Dem blättert das Herz im Leib, wie in einem von der Wollust redenden Buch;
Der ist bis ans Tor des alten Erdgartens gegangen,
Wo die Vögel noch lachend im Maule der Löwen fangen.

Man sah nur den Rücken des Berges über dem Meere hangen,
Unten waren die Wände von Nachtwolken dunkel umfangen,
Die warfen Blitze, wie Schwerter, umher, und die Luft war voll Bangen,
Als ob im Meer Feuer und Erde nach Atem rangen.

„Die Liebste allein macht uns warm wie der Urgrund der Erde,“

Sagten die Wolken mit brennendem Mund
Und winkten rot aus dem Dunkel des Schiffes
schäumender Fahrt.

Des Schiffes Räume

Des Schiffes Räume waren erleuchtete Säle, die über
die Meeröde fahren,
Mit Treppen und Galerien voll Palmen und grünen-
den Pflanzen,
Voll Damen in glitzernden Kleidern und fließenden
Schleppen,
Die, wie Bilder lächelnd in goldenen Rahmen, vom
Erdteil Europa kamen
Und plaudernd und sächelnd zum Erdteil Afrika
tanzen.
Im endlosen Wasserschwall, im öden Windhall und
Loien,
Bei Meerlärm und Meereskälte die Lieb', auch hier,
ihr feurig Blizespiel trieb.
Doch ich, der ich mich voll Härte von meiner Ge-
liebten verstieß und mich um die Erde gehen hieß,
Um breit Weisheit zu sammeln, konnt' kaum meine
Sprache noch stammeln,
Denn die Sehnsucht trug ich wie Ketten, an denen
ich zerrte.

Sieben Meere

Ich kam vom Main aus Deutschland her, wollt'
übers feurige Mittelmeer,
Das Rote Meer, das Indische, Bengalische, Chines-
sische und übern Stillen Ozean
Und den Atlant, — dann kam' ich bei der Liebsten an.
Dann leg' ich ihr zu Füßen hin, was ihr Begehrt und
unbekannt,
Und freu' mich, wenn, vom fernsten Land, das Leben
in der Liebsten Hand
Zum Sand wird, und wie goldner Sand ihr durch
des Daseins Stundenglas

Das Unfaßbare spielend rinnt, das hinter den Meeren
 verborgen sinnt.
 Ich kam aus Deutschland, über Paris, und schnell
 nach Marseille,
 Fand ein englisches Schiff, das dastand, eben ange-
 kommen, das hab' ich genommen.
 Der Schiffsbord, voll Leute bis an den Rand, mit
 manchem Lord, kam von Engeland,
 Von London, mit englischem Ton, und englischen
 Sitten, und meine Sehnsucht ging unter den
 Briten umher
 Als blinder Passagier mitten auf hohem Meer.

Im Schiffsinnern

Im Schiffsinnern sah ich durch Luten hinunter, wo
 die Schiffseisen brausten,
 Wo die Stahlmassen sausten, wo gigantische Kolben,
 mit Schwingen und Ducken,
 Wie stetes Herzklopfen hausten.
 Wo die zwei Riesen, die Blut und Verstand, ein
 Wille verband, eine lotsende Hand;
 Wo die Sehnsucht aller, von Land zu Land, die
 Schiffsschraube trieb und das Meer überwand.
 Denn die Fernen wirken wie die stillen Magneten
 und haben die Kraft von Wunsch und Gebeten.
 Manch einer kann sich die Geliebte nicht nennen,
 Doch seine Wege alle den Weg zu ihr kennen,
 Und alle seine Schritte nach ihren rennen.
 Denn die Herzen lassen sich schwerer als Erdteile trennen.
 Überlegen ist immer die Liebe und wird wie die
 Stahlkolben eifrig sich regen
 Und Untiefen stürmisch durchfegen.

Im Speisesaal

Des Abends standen im Speisesaal, auf dem Orient-
 fahrer, in großer Zahl
 Die leisen indischen Diener in weißen Livreen.

Dann fanden sich, auf ein Glockenzeichen, die bleichen Schultern der Damen ein,
Die, unter einer Saat von Brillanten funkelnd, wie Feuerwerk kamen und brannten.
Und die Herren traten herein in Smoking und Frack und taten auf Lackschuhen gehen;
Doch meine Sehnsucht wollte es nur schwer verstehen, sich Abend für Abend wie auf Festen zu sehen,
Und vor Spiegeln, die Abendkrawatte bindend, dazustehen.
Mein Heimweh tat mich um Sack und Asche anflehen, Denn jede Sekund' noch vor mir da lag, wie ein Abgrund, seit dem Tag,
Wo ich zum Abschied geküßt der Liebsten Mund.

Man saß an den hellen Tafeln zum Mahl im meerumrauschten Speisesaal,
Und mir war, als machten meine Sehnsuchtsgedanken die Wände schwanken,
Die Tafel ging mit allen Gästen über Berg und Thal. Die Indier rannten mit der Speisen Zahl auf und ab, Manchmal schien mir, als ob die steinernen Brillanten auf den Damenschultern
Meine fiebernde Sehnsucht erkannten und sahen in mein Herz allein hinab.

Das neue Jahr

Der Mispel Laub hing um die Säulen im Speisesaal, Weil heut die letzte Jahresnacht auch über das Mittelmeer mit uns ging,
Und eine neue Jahreszahl, frischrot, im neuen Kalender hing.
Doch ich saß von der Sehnsucht taub und drehte am Finger meinen Ring
Und wußte, daß mein neues Jahr, für mich, erst hinter sieben Meeren anfing,
Wenn ich am Ende der Erde war,
Wo mir, mit Lachen und Gesing', die Liebste ausbreitet ihr junges Haar,

Das um sie wie ein Schleier hängt, und jedes Haar,
wie ein sehrender Arm,
Den Weltumwanderer umfängt.

In der Schiffskabine

Ich saß in meiner Schiffskabine, die mit dem runden
Fensterglas hinsah auf Meer und Wolkenstraß',
Und kaum im Traum ich die Sehnsucht vergaß.
Das Schiff glitt schmiegsam, wie auf Daunen, um-
geben von der Wellen Launen.
Die Wellen rüttelten, wie Hände, von draußen an
die Bohlenwände,
Das Schiff, es knisterte gepreßt und schnitt doch fest,
Als ob man ein Messer am Griffe führt, durch Wasser-
gassen, deren Massen,
Man drinnen noch als Alpdruck spürt.
Ich horchte nächtlich noch aufs Meer, als ob es der
Liebe Untiefe wär'.
Das Meer, das ein Brausen vollführt, wie wenn des
Blutes Säusen im Leib
Gar stürmisch sich ein Weib erkürt.

Am vierten Tag

Und höher und heller, am vierten Tag, stand der Him-
mel geklärt,
Und an des Meeres Rand, als ob man an einen
Zeller anfährt,
Tag, in der Januarsonne, Afrikas Strand.
Und von Port Said die weißen Molenmauern nah-
men das Schiff warm an die Hand.
Im Schornstein wurde der Rauch ganz klein, schrumpfte
ein,
Und der Schiffsrumpf, gestorben, stille stand.
Und größer schien das Schiff zu sein, wie ein Toter,
wenn er Ruhe fand;
Und lag wie ein finsterer großer Schrein, der meine
Seele trug in ein jenseitig Land.

Wer fort von seiner Liebsten reißt, hat keinen Leib
dabei, die Liebste gibt den Leib nicht frei,
Denn Liebe ist eigensinnig und dreist.

Afrikas Gesichter

Schwarz steigen Gesichter vom Land und zeigen sich
über dem Schiffstrand,
Und es reckt sich manch schwarzer Arm herauf, und
ein Schwarm schwarzer Hände
Fängt die fliegenden Koffer auf. Und sie lachten und
singsangen unten in Rähnen um die Schiffswände.
Mitten hin vor den breitblauenden Himmel, vor den
breitblendenden Strand,
Mitten hinein in der Klarheit Gewalten treten die
dunkeln Gestalten.
Schiene nicht von Afrikas Sonne, doch von Afrikas
Nächten die Abgesandten.
Und ich dachte mir, die Dunkelheit, die hier an jeden
Leib gebannt, ist mir bekannt.
Der Liebesnacht Unvergänglichkeit hat sich mächtig
in Menschenhaut eingebrannt.
In jeder dunkeln Hand ist noch der Finsterniß Pracht,
von jeder Nacht,
Wo des Mannes Blut im Weib verschwand;
Wo der Leidenschaft Macht sich dem Tod dargebracht
an der Endlichkeit Rand,
Und der Liebeslust und der Liebesqual schwerdunkel
Portal sich aufgemacht.

Kairo's Frauen

Es ging mein Herz mit süßen Schauern an Afrikas
Frauen heran.
Doch ich sah des Orients Schöne gelassen an,
Zwar nicht wie Basen, daran man sich weiden kann,
Aber keine machte mich leiden.
Es ließen die Frauen in Kairo's Straßen mich hinter
die Schleier schauen,

Und ihre Schönheit war oft zum Erblassen.
Sie machte raubgierig wie Geier den Geist, der ohne
Fesseln um Tauben kreist.
Doch mein Blut schaute satt, weil es das Reichste
reichlich im Herzen hat,
Wie ein Fisch, der zu feist und nicht nach den Angel-
mücken leicht beißt.
Denn wer da liebt und sich von der Geliebten fort-
weist,
Der ist, als ob ein Toter durchs Leben reist.

Das Land der Toten

Ägypten ist das Land der Toten, das empfand
Mein Herz von Stund' an, wo mein Fuß dort stand.
Vorbotten davon schon waren, als ich mit der Bahn
von Port Said abgefahren,
Die Häuser der ersten Stationen, die wie Grabdenk-
mäler in konischen Formen thronen;
Und Wüstenluft und Meere Sand, wo kaum eine
Palme stand.
Der Tod, der reichte hier stumm, zum Willkomm,
eine leere Wüste als Hand.
Doch eines ich immer dort in Ägypten empfand: Blickst
du auch in die Leere,
So hat doch die Luft überm Kopf, mehr als die Erde,
Erdschwere.
Als ob nicht auf Erden, sondern im Himmel, in Ge-
danken, das Leben heiß stand.
Die Fata Morgana am Himmelsrand das Irdische
war, unirdisch dagegen,
Zu meinen Füßen der blendende Sand auf lohheißen
Wegen.
So wie ein Verliebter, traumwandelnd, über sich mehr
erlebt,
Als wenn ihr ihm die ganze Erde ohne die Geliebte
gebt.

Im Speisewagen

Und wie ein verliebter Mensch, wenn er reist, im
Geist stets um die Geliebte schwebt,
So auch jeder Erdteil, auch wie er heißt, so auch
Europa stets noch in Afrika lebt.
Im Speisewagen ward man schnell durch die Wüsten-
strecken nach Kairo getragen.
Und Wiener Kellner, im schwarzen Frack und Kragen
und schwarzen Hosen,
Pfliegten mit englischen Braten und französischen Saucen
den reisenden Wagen.
Ich vermag den ersten Nachmittag nur durch die
Spiegelscheiben des Schnellzuges zu beschreiben.
Manchmal flog ein Stück des Suezkanals, eine lange
Linie Sand oder ein Stand Palmen vorbei.
An den Stationen waren Beduinen, in Mäntel ver-
mummt, verstummt und mit trägen Mienen,
Und schienen wie ein Haufen weißer Säcke und wie
eine lebende Menschenhecke.
Auf den Bahnhofsrampen zeigten die elektrischen Lam-
pen am Abend in künstlichem Mondscheinrahmen
Diese wilden Söhne, die aus weltleeren Wüsten kamen.
Doch im Speisewagen, wo die Kellner flink das Diner
auftragen,
Säßen am Fenster ein englischer Attaché und eine
französische Liebesfee.
Und in den spiegelnden Scheiben konnte ich, zwischen
den Schienen und Palmen und Beduinen,
Die Mienen und Liebeslaunen der europäischen Dame
bestaunen.
Die weiten spiegelnden Scheiben wollten mehr als
Afrikas Schönheit Europa beschreiben,
Meine Augen mußten daran haften bleiben.
Nahm ich mein Weinglas zur Hand, so sah das die
Dame als einen Gruß, den sie verstand.
Und es lächelte der Französin Mund, weil der Stem-
pel „Paris“ auf meinem Handgepäck stand,
Und für eine Weile ihr Auge im Reibe mir viel verhieß;
Und es war, als ob ihr Mund in der Scheibe an
meinen Mund stieß.

„Auch auf Schnellzugsrädern, die durch Afrika gehen,
will Liebe sich drehen,“
Dachte ich still und ließ mein Weinglas unberührt
stehen.
Ich konnte, ohne Fenster, die Liebste in der Heimat
sehen, und die Augen wollten mir übergehen
Vor der Sehnsucht Gespenster.

Kairos Fischmarkt

In Kairo waren viel Wunderdinge, die mich erfüllt,
und auf die Frauen,
Die schwarz verhüllt, wie verschleierte dunkle Gefahren,
mußte ich immer neu und voll Scheu hinschauen.
Es war Sommernacht dort im Januar, und über der
Straßen Schar
Hing der türkische Halbmond, wie eine goldene
Schaufel,
Und Wetterleuchten flog, wie feurig Segaukel, hin
durch die Nacht,
Wie ein Frauenblick über Schleier zufliegt und un-
sicher macht,
Über den du dann nachgedacht, ob der verschleierte
Mund dabei weint oder lacht.
Die Nacht ist's, die Kairo wollüstig regiert. Wenn
sich die Sonne überm Nil in die Wüste verliert,
Wird ein Stadtteil, der Fischmarkt, zur Küste, wo
feurige Küste landen.
Dann wird des Dunkels Macht ein hitziges Weib
und bietet tausend Brüste unbedacht.
In schluchtige Gassen, in die der Mond und die
Sterne tief abwärts, wie auf den Meeresgrund,
schauen,
Stauen sich vor den vergitterten Fenstern die Männer,
die sich ohne Herz zu lieben getrauen.
Hinter den Gittern sitzen zum Scherz, in bunten
Lappen, wie gebrüstete Pfauen,
Die Frauen, denen nach Männerfleisch und Männer-
blut mit geilem Grauen gelüstet.

Männer, Knaben und Greise drängen sich an sie
heran, wie an eine Liebesspeise;
Schuldlos und schuldig zugleich, denn der Sinnlich-
keit Reich ist voll Einfalt und voll Verbrechen
der Wildheit.

Die Leiern der Wollust

In kleinen Cafés, hinter farbigen Scheiben, ist ein
Treiben von Kastagnetten und Tamburinengeklingel
Und vom Getingel der Silber- und Glasperlenketten
an fetten, üppigen Frauen,
Die sich aufgestellt, wie fleischige Pflanzen, die sich
im Blauen aufbauen
Und sorglos und ohne Gedanken für die vier Winde
tanzen.
Von ihren Gesichtern fiel Schleier und Binde, und
doch sind sie nur wie lächelnde Blinde
Und stehen da zur irdischen Feier fürs Blut und sind
der Wollust Leier
Und tun den Fingern der Männer gut, die, ohne
nach Herzen zu fragen,
Versteckt wie die Wilddiebe, lüstern und schonungslos
jagen.
Wie den Hengsten die Müstern zittern, wenn sie die
Stuten wittern,
So drängen sich unter Flüstern, zwischen roten düstern
Feuern, zwischen Häuserschatten und Mond,
Die Männer in Massen hin in den Gassen und
zwischen Gemäuern.
Es ist ein Richern und Fassen, und gelassen in den
Fensterbogen wogen die Busen der Frauen,
Und auf den Treppen, an jedem Haus, sitzt, in hellen
Kleidern, Schar bei Schar,
Sieht unverlegen und klar hinaus und hält geöffnet
zur Wollust Busen und Haar.

Der arabische Dichter

Garküchen, wo Speisen dampfen, sind neben den kleinen
Stuben zur ebenen Erde,
Wo sie Tänze auf Bretterbühnen stampfen, mit
Schellen und Kastagnetten, wie rassige Pferde.
In einer Gasse, bei offenen Feuern, in einer laut-
losen Menschenherde
Stand stolz, mit der Flammen Gebärde und mit der
Inbrunst Beteuern, ein blinder arabischer Dichter
Und sprach, als wären die Mienen um ihn nicht der
Menschen, sondern der Götter Gesichter.
Das Feuer am Boden schrumpfte bescheiden zusammen
vor den vornehmen Flammen,
Die aus dem Munde des Blinden kamen.
Er schien mir in dem Gemisch von Mond und Lam-
pen, an der Wollust Tisch,
Wie das einzige Herz, das hier an die Rampen tritt,
Und riß, in dem Zweikampf zwischen Erde und Him-
mel, die Erde in den Himmel der Liebe mit.
Als ob seine Worte die Stirnen beschienen, so leuch-
teten im Gassendunkel der Leute Mienen;
Und selbst die Dirnen lauschten trunken, wie in ein
duftend Ambrabad bis über den Kopf versunken.
Es brachte der Blinde einen ewigen Funken hier,
zwischen den Gassenwänden, in das Finster von
fettigem Öllicht und Bränden;
Und mit seiner Worte Kommen und Gehen erwach-
ten im Blut der Liebe wollüstige Wehen.
Der Blinde lehrte den Blinden das Sehen.

Bei Ambrazigaretten

Ich ging den Versen, die der Dichter sprach, und
ging wohl, in Gedanken, dem Mond nach über
manches flache Dach
Und fand: das Menschenherz kennt keine Schranken,
und nimmt die Sehnsucht es in ihre Hand,
So wandert es durch Wüsten übers Meer und steht
erst still in der Geliebten Land.

Und wie mit Sand im Aug', ging ich umher; ich
 sah auf einmal alle Lebenden nur schwer,
 Wußte, daß ich mit meiner Liebsten auf gleicher Erd'
 noch stand,
 Doch sonst schien mir der Erdball menschenleer.
 Ich kaufte Ambragigaretten in der Näh' und machte
 Rauch, sah Bauchtanz durch den Nebel im Café,
 Hörte auf Händeklatschen und Gesang, wohl viele
 dunkle Stunden lang;
 Quecksilberkugeln hingen bunt von allen Decken, rund
 in rauchigen Sälen,
 Und waren wie Planeten und wie Weltenkörper, als
 dürste, bei Musik und Tanz, das Sphärenleben
 auch nicht fehlen.
 Und alle schienen hier hell zum Vergnügen und zum
 Glanz,
 Nur ich saß unter allen und starrte still auf eine
 Stell' und fehlte mir doch ganz.

Der grüne Nil

Wie Nil, so sanft und lautlos, strömt der grüne Nil,
 und eines Morgens überschritt ich seine Löwen-
 brücke
 Und fuhr die Straße, die gerade, wie ein Schnitt,
 die Ebene durchzieht,
 Und wo man blau, wie Zelte, in der Ferne die
 Pyramiden an dem Rand der Wüste sieht.
 Ein reich Gewühl von Reitern, Wagen, Karawanen
 ist auf der Brücke bunt und glitt
 So eilig in die Stadt, als ob der Tag, noch schneller
 als die Nacht, am Nil entflieht.

Hin, wo die großen Ahnen, die Könige Ägyptens,
 sich begraben ließen,
 Eilt meine Straße unter Tamarinden, die, groß und
 frisch wie immergrüne Fahnen,
 Den Weg geleiten durch des Niles Wiesen.
 Das reichste Feld, das jährlich von dem Nil gesäugt,
 Äugt, grün bestellt, mit junger Saat zur Sonne.

Dauhendev, Die geflügelte Erde

Doch schon nach wenig Meilen färbt sich bleich der
grüne Farbenton,
Die Wüste steigt zum breiten Niltal schroff herab,
Und jäh bricht alles frische Gräserleben, am hageren
Wüstenrand,
Gleichwie mit einem Messerschnitte ab.

Als ob die Leidenschaft der Sonnenglut hier hastig
einen Mord begeht,
Als sei der Tod stürmischer Sehnsucht einzig Ziel,
So hingestreckt und wild getötet ruht und fahl die
Wüste bei dem wiesengrünen Nil.

Der Wüstenand

Wie Mauern steht die Wüste vor den Straßen und
steht schroff auf und hebt sich in Terrassen
In eine Welt, die sich dem Tod allein als Herrscher
unterstellt.
Und, wie die Träger vom Portal, stehen die wuchtigen
Pyramiden,
Gleich Steingebirgen, bei dem Totensaal.
Ich fürchtete von weitem schon des stillen Sandes
und der Wüstenruh' brennende Qual.
Als ich den Wagen an dem grünen Tal verließ und
mir mein Fuß, zum erstenmal im Leben,
An jenen vielverschrienen Sand anstieß, fand ich
mich sanft von einem Wohlgefühl umgeben,
Das allen Schreck vergessen hieß.
Der Urwelt Dasein, die den Mensch kaum kennt, die,
blendend, das Unendliche, Allüberlebende und
Tötende zugleich sich nennt,
Berührte mich, beim ersten Schritt im Sand, mit
ihrer Weltallruh',
Daß ich gleich bis zum Scheitel in tiefer Wüste
stand, und nicht nur mit dem Schuh.
Beglückend, wie ein Blumenland und wie ein Gar-
ten, der voll Sonnenfarben
Sich Kränze sichtbar, doch unfaßbar, wand,
Mit rosig, himmelblauen und irisfarbenen Grübchen,

Wie ein geschmücktes Kind, das man, zum Küssen,
in goldner Wiege fand,
Lag da, erschreckend schön, zu meinen Füßen,
Der altdämonische und tote Sand.

Als hab' die Liebste hier zur Nacht gewandelt
Und hab' bei jedem Schritt an mich gedacht,
So hat jed' Grübchen in dem Wüsten sand mich angelacht.

Unter den Pyramiden

Es standen die Pyramiden mit gewaltigen Flächen
Und schienen wie Wesen, deren Gedanken die Erde
vermieden,
Die alle irdischen Grenzen durchbrechen,
Der Mathematik des Weltalls zu dienen und der
Sterne Geschick.

Wie steinerne Wesen, die mit wahrsagenden Mienen
in deiner Seele lesen,
Die Jahrtausende tragen, ohne Alter, ohne Klagen,
Und nicht nach Sekunden und Stunden mehr fragen.

Diese gigantischen Prismen schienen wie Nägel in
den Himmel geschlagen.

Nicht der helle bewegliche Sand konnte solche Ge-
walten tragen;
Das waren Gestalten, die sich hinaus in die blaue
Leere wagen,
Um die Tiefe des Äthers nach ihrem Anfang und
Ende zu fragen.

Wie die Gedanken der großen Sehrenden, die ohne
Zagen und ohne Wanken,
Ihre Nahrung aus der Unergründlichkeit tranken.

Wer zu einem der großen Steinkeile eine Weile hin-
aussah,

Dem geschah, daß der Leib und die Glieder versanken.
Und wie Pfeile, hinaus in den Raum, flogen die
Geister mit Windeseile
Und fielen zum Äther, wie Vögel in einen blauen,
unirdischen Baum.

Alltag um die Pyramiden

Es war da im Sandgetriebe, in der Pyramiden Nähe,
ein Menschengeschiebe über den Sandwehen,
Von Fellachen, Kamelen, Führern, Photographen
und Wasserverkäufern ein Kommen und Gehen;
Die da lärmten und wie Späßen lachen und ihre
Geschäfte mit Fremden machen
Und in hellen Haufen an den steinernen Quadern der
Heiligtümer wie Ameisen auf und nieder laufen.
In einer Bude mußte ich Eintrittskarte zur Cheops-
pyramide und Führer kaufen,
Die sich um mich und ums Trinkgeld raufen.

Die Pyramiden lassen sich ruhig vom Alltag anfassen,
Gelassen, in ewigem Frieden, stehen sie auf den
Wüstenterrassen;
Indessen ihre Wände den Weg in den Weltraum gehen,
Wie die Gedanken derer, die ihren Herzenstraum im
Zeitlosen sehen.

Der Begriff von oben und unten

Der gelbe blendende Wüstensand wirft Licht, wie die
Lampe an einer Bühne Rand.
Und wie an einer bunten Theaterrampe, so jede Pyra-
mide, beleuchtet von unten, wie eine Kulisse stand.
Das schwerblaue Himmelgefunkel darüber schien dun-
kel, wie steinerner Lapislazuli.
Und seltsam entwand sich, verschoben, vom grellen
Sandlicht gehoben,
Im bunten Himmel, der wie ein Brunnen drunten,
der Begriff von oben und unten.
Jede Pyramide schien draußen im Äther wie auf
festem Boden zu stehen.
Und unter deinen Zehen wirfst du den duftigen Sand
und die Wüstenhelle wie einen lustigen Himmel
ansehen.
Dir deucht dann, als müssen wir hier auf Erden wie
an einer Saaldecke gehen,

Wie eine Fliege, die mit den Füßen kopfüber krecht.
Und die Wüsternde, als unirdisch, wird dir verwe-
hen, damit der Himmel ein irdischer Boden dir werde.
So kopfüber kannst du dich wie im Wasser sehen, wenn
der Sehnsucht große Wehen ins Unendliche steigen;
Wie die Kolosse der Pyramiden, die kopfüber ins
Weltall zeigen.

In der Cheopspyramide

Als ich so lauschend, wie einem Weltall Liede, unter
der Cheopspyramide noch staunend stand,
Nahmen mich meine vier Führer behend an der Hand
und erstiegen mit mir, an der Außenwand,
Ein paar gemauerte Quadern, in kletterndem Lauf.
Dort steht dann ein Loch finster auf, drinnen Grab-
dunkel lauert.
In eine Rinne, aus weißem Gestein, zwingt man
sich ein und rutscht, gestützt und geschoben, hinab
In der Jahrtausende Grab.
Die Fellachen, in ihren bunten Lumpen, leuchten
drunten mit Wachslichtstumpen;
Viele Klaster tief unten geht der Weg wieder schief
nach oben.
Ich wurde durch Löcher gehoben, wie ein Faden, den
man durch Nadeln geschoben;
Immer gebückt und gedrückt auf niederem Weg, den
man auf den Knien aufwärts geht,
Mit Keuchen und Schwitzen und Schnaufen beför-
derte mich der Fellachenhaufen.
Von heißer Stickluft umweht, steht man endlich in
einer quadratischen Kammer, fern allem Leben,
Nur von Quaderwänden umgeben.
Mit Magnesiumlicht und bengalischem Feuer beleuch-
ten die Fellachen modern der Welt urälteste Ge-
mäuern.
Viel feuchte Tropfen an allen glatten Wänden, wie
Augen, aufwachen und funkeln.
Ich sah meinen Schatten, wie einen dunkeln geflü-
gelten Raben,

In den Händen von einem fremden Schatten stehen,
Als ob sich zwei hier, in dem jahrtausendalten Grabe,
wiedersehen.

Der Klang der Totenkammer

Auch tief im Innern der Pyramide ward meinem Herzen
kein dauernder Friede, sondern ein schauernd
Erinnern.
Beim Schallen und Hallen der Schritte, die von den
Mauern fallen,
War da ein Klang, wie ein Sang im Gang einer
Muschel.
Und bei dem Läuten und Klingen in der Pyramide
Mitte, umfingen mich Liebesgedanken mit dem
seltsamen Bedeuten:
Daß Lieben und Sehnen noch in das Steinherz des
Todes dringen und sich nicht scheuten
Und unter dem Wüstensand sich ihres Atems noch
freuten.
Daß Liebende, beim Hinuntersteigen zu den schwan-
ken Reichen der Leichen nicht dem Sterben ver-
sanken;
Daß sie noch unter der Erden zu einer Geige werden,
Die, im Schweige der Totenkammer, mit Sang aus
den Steinen drang;
Daß die Geliebte, wie ein Geigenlied unsichtbar, auch
unter den Toten noch um mich war.

Die Königskammern

In der Königskammer, da fand ich nur leere Steine
an jeder Wand.
Jener Steine Schar, die manch tausend Jahr' den
Tod als Geliebten verehrten
Und von den Gedanken des Todes zehrten. Außer
Steinen sonst nichts in der Kammer war.
In der Kammer der Königin, da flogen weiße Fle-
dermäuse durch das Steingehäuse.

Auch war noch ein leerer Steinsarg darin, und drüber
flirrten die Mäuse hin.
Der Sarg, der sang unter dem klatschenden Flug lang-
gedehnt, wie einer Feier Klang.
Das Grab gab kein Grauen, das einem den Atem nahm,
Nur Wärme, wie aus liebwarmen Armen, kam aus den
Gehauen und Gängen und Steinen der Pyramide,
Warm wie der Friede aus dem Busen von liebenden
Frauen.

Es ist gleich, wohin du mich trägst

Wieder ging dann, wie im Weltallweben, der Weg
vom Tode zurück zum Leben.
Als ich, an der Fellachenhand, hinaustrat zur Sonne,
hoch an der Pyramide Wand,
Und ich Wüste, Himmel und Menschengewimmel, tief
unten, noch immer am selben Fleck fand,
Sagte mein Herz mir ins Gesicht: „Es ist gleich, wohin
du mich trägst, ins Todesdunkel oder ins Tageslicht,
Du bleibst immer in deiner Sehnsucht und in deiner
Liebe Reich.“
Und noch oben am Rand der Pyramidenwand bot
mir ein Fellachknabe mit sonnenbrauner Hand
Einen Krug Quellwasser zur Laben.
Ich wusch meine Finger vom Totenstaub rein, und ich
stieg nieder wieder unter die Menschen und in
ihr sehnedes Sein,
In das brennende Leben der Wüste hinein.

Der Sphingelieb

Ich watete weiter durch Sand, und heiter und sorgen-
los stand des Morgens Lichterspiel
Bis fern über den weiß gleißenden Nil. Der lag
dort unter dem Sonnenballen,
Wie ein silbern Gürtelband, das meiner Liebsten ent-
fallen.

Als haben große Vögel ihre Flügel in die Wüste eingedrückt, so reihten sich im Sand Hügel an Hügelwall;

Nicht weit von den breiten Pyramiden liegt ein Tierweib, der Sphinxleib, in einem Sandwellental.

Kahl, ein kauender Fels, mit einem Gesicht, das trauernd starrt und hart nur noch mit Runzeln spricht.

Ein Weib, deren Leib, wie von der Liebe dort festgemauert, die Wüste selber noch überdauert.

Kein Aug', kein Mund, kein Ohr sieht aus dem Kopf mehr hervor;

Als ob sie, die alles gesehen, alles verschwiegen und alles gehört, kein Leben mehr stört,

Keinem Leben mehr traut und bei jedem Laut nur nach innen noch schaut.

Nur der Felsen, aus dem sie aufgebaut, und der Himmel, der über dem Felsen blaut,

Den beiden ist sie mild gesinnt, und dem Sand, der ihr wie eine lebende Haut um die Flanken rinnt.

Aber sonst liegt sie müde und will nicht viel, auf den Felsen gestützt, wie ein Puppenkopf abgenützt vom Spiel.

Und der Fels zieht Schicht bei Schicht, wie Falte an Falte, malte Gesteinlager durch ihr hager Gesicht.

Wie ein Weib, dessen Schönheit seit langem verweht und die ohne Schminken im Sonnenlicht steht,

Und doch möcht' sie nicht für immer versinken und ist im Verstauben noch immer zum Glauben an ihre Reize bereit.

Wem einmal ein Liebesblick nur geblinkt, der weiß nichts mehr vom Alter an seinem Leib,

Sieht immer die Liebe, die einst ihm gewinkt, auch wenn ihm jede Rippe hinkt.

Wunderbar versunken macht das Ewige im Leben.

Und Menschen, die einmal geliebt, sind unendlich vom Rausche ihrer Liebe trunken

Und groß und alterlos umgeben.

Schüsseln aus der Heimat

Hast du so gestaunt und geschaut, verflaut sich zuletzt der Sinn,
Als ob sich Gedank' an Gedank' im Blut anstaut.
Da steht dann blank, an die Wüste dicht angebaut,
das Mennahotel, dort ging ich hin
Und war auf der Stelle dort wieder wie in Europa
darin und trotzdem an glühender Wüstenschwelle.
Durch kühle Säle gehen Diener leise und bringen
dir Eisweine und Speise.
Als ob dir die Schüsseln aus der Heimat entstehen.
Wie einer Fata Morgana geisterhaft Kommen
und Gehen,
Mußt' ich jetzt nicht bloß im Herzen, sondern auch
tief im Magen, mein Heimweh tragen und meine
Sehnsucht sehen.

Afrikanische Tierwelt

Seltam in Formen, wie über die Wirklichkeit hinaus,
sieht einem harmlosen Europäer
Die afrikanische Tierwelt aus.
Die Kamele, mit Höcker und langem, liegendem Hals
und dem krausen, gelblichen Flaum,
Gehen, sich wiegend wie gute Schlangen, auf vier
lange Beine gestellt, aus den Toren von Kairo
heraus.
Und in der fremden Welt du kaum noch weißt, sind
die Dinge häßlich oder sind sie verschönt,
Weil alles Neue, ganz wie ein Tanz, vor den Augen
kreist; und leicht man lacht oder höhnt;
Denn auch die Schönheit hat sich jeder Erdteil be-
sonders und anders angewöhnt.
Der Straußenvogel sieht groß wie ein Schilderhaus
aus,
Wie im Vergrößerungsglas ein Küchlein, das eben
im Ei noch saß.
Ich sah ihn in einer Straußenzucht, und er rannte
hurtig, wie auf Stelzen, herbei;

Wie ein Globus lag da im Sand das Straußenei.
Mir war, als ob in Afrika die ganze Welt am Herzen erweitert sei.
Wo man bei uns nur Würmer sah, da waren große Schlangenbälge da.
Und statt der kleinen Eidechsen Spiel, siehst du im Nil das große gepanzerte Krokodil.
Der afrikanischen Sonne geht, wie einem Verliebten, die Stärke nie aus;
Sie pflegt das Fleisch und zieht es groß und panzert es prächtig als der Liebe mächtiges Haus.

Die Spuren des Propheten

Der Mohammedaner großer Prophet, dem die Liebe zum Weibe bis zum siebenten Himmel geht,
Bei dem die Lust am Leibe, auch nach dem Tod, urewig fest steht,
Allah hieß in Kairos Moscheen manch Wunder geschehen, wovon die Zeichen noch heute bestehen.
In einer Moschee zeigt man zwei Säulen, wie Baum bei Baum;
Wer durch den schmalen Zwischenraum der Säulenschäfte hindurchgehen kann,
Kommt unbehindert nach seinem Tode im großen Paradiese an.
Ich versuchte vergeblich, kam nicht hindurch, und rechne mich doch nicht unter Berruchte,
Denn ich weiß, wenn man mich zur Hölle verfluchte, Gleich würde die Hölle zum Himmelreich, weil meine Liebste auch dort mich besuchte.

Fußstapfen, in große Steine getreten, zeigt man in Moscheen, als Spur des Propheten.
Man staunt die großen Füße an, doch ich wunderte mich nicht lang daran.
Er war wohl nie ganz verliebt, der Prophet, denn wer liebt, kaum auf seinen eigenen Füßen noch steht,
Sein Fuß in den feinen Spuren der Liebsten geht.

Im Gewühle der Moscheen

An allen Schwellen, in arabischen Moscheen, mußt'
ich mich ruhig hinstellen
Und warten, bis sich ein Diener fand, der mir Filz-
schuhe um die Stiefeln band.
Nur so ließ man's geschehen, in Filzpantoffeln ließ
man ungläubige Füße über heiligen Boden gehen.
Und in die Koranschulen trat ich ein und sah dort
Hunderte in Säulenhöfen und in Säulenreihen
sitzen,
Groß und klein, und ihre Lippen schnurrten wie die
Weberspulen.
Doch was mich wunderte, war, daß sie alle laut, und
ihre Köpfe wiegend, am Boden in den Hallen
und in den Höfen liegend,
Den Koran lernten. Und gleichwie Seifenschaum
stieg ein Geschrei empor,
Gleichwie im frühen Morgen, in einem Baum, Schwatzen
von einem lauten Spazenchor.
Doch was sie lernten, konnt' ich nicht begreifen, ob's
Weisheit oder Liebeslieder waren.
Ich dacht', nach ihrem eifrigen Gebaren, daß sie
mit beiden Wangen sangen
Von dem, was wohl den Koranweisen nicht entgangen:
daß man mit Weisheit stets entrinnt allen Gefahren;
Und daß die Höfe und die Hallen davon erklangen;
doch daß die ein' Gefahr nie aus dem Wege geht,
daß Liebe kommt, besteht,
Und Liebe keiner durchs Gebet erfleht. Das, dacht'
ich mir, sei den lernenden Scharen immer wieder
aus der Kehle gefahren.
Denn, wenn man auch mit Filzpantoffeln, lautlos und
verstohlen, auf heiligem Boden der Moscheen geht,
Die Liebe hängt sich dir an deine Sohlen und läßt
dich nicht mehr fromm und stillen Atem holen,
Sie heißt dich seufzend nach der Vielgeliebten sehen,
auch im Gewühle der Moscheen.

Der Stein der Weisen

Kaufen wollt' ich meiner Geliebten ganz Kairo; in
allen Basaren bin ich tausend Waren nachge-
laufen.

Mit Messing und mit Kupfer, das die Buden füllt,
wollt' ich mich beladen.

Und dacht' ich, bring' ihr rot und gelbe Schalen.
Ihr Leib wird dann, enthüllt, sich in Metallen
malen und wie in Feuern baden.

Und ich sah in den Läden Schleier aus Silberfäden
und Seiden, die, wie Fischschuppen glänzend,
Frauenbrüste umkleiden.

Wie wird meine Liebste vor den Frauen allen durch
solchen Schleier, wie eine Weide in einem silbernen
Weiher, strahlen,

Daß alle Spiegel mit ihrem Anschauen prahlen.

Sarazenenklingen zum blutigen Kaufen, konnte man
kaufen, die jeden Rivalen bezwingen;

Die konnte man kaum mit dem Leben bezahlen; die,
will man sie in den Händen stark schwingen,

Durch einen Wathausen glatt schneiden, wie durch
der Männer Mark, und keinen Widerstand leiden.

Und macht der Tod dein Blut gerinnen, zerspringen
diese edlen Klingen ohne Besinnen mit dem Her-
zen, dem sie dienen.

Und wie ich noch nachgedacht, was ich alles meiner
Liebsten gern dargebracht, und darüber sann, da
bot mir, am Markt, in einer Nacht

Ein Mann einen kleinen unscheinbaren Stein an.
Mit Worten, geheimnisvollen und leisen, tat er
den Stein mir preisen.

Sprach, daß er Kraft und Wunder wirken kann.
Den Stein der Weisen tat er ihn heißen.

Denn jener Stein verschafft den Greisen im hohen
Alter noch Liebeskraft.

Ich gab dem Mann Gold, soviel er gewollt, und hab'
den Stein wie ein Kleinod mit um die Erde
genommen.

Und ahnte nicht, was mir gedroht, und daß ich mir
 kaufte große Not. Ich dachte, der Stein sollte
 mir Begleiter ins Alter sein,
 Wenn des Lebens Eiszeiten kommen. „Seine Kraft
 geht ins Mark, und du kannst darauf bauen,
 Lieben kannst du mit der Macht von zwölf Männern
 zwölf Frauen,“ sagte der Mann, der den Stein
 mir verschafft, im Vertrauen.
 Und immer, wenn ich den Stein tat beschauen, er-
 faßte mich Grauen vor seiner Heidenkraft.
 Doch da ich so weit von der Liebsten war, so nützte
 nichts der Stein uns beiden, er machte nur un-
 glücklich ganz und gar;
 Denn ich mußte jetzt für zwölf Männer leiden, und
 zwölfmal stärker ward ich heimgesucht von der
 Sehnsucht Wucht.

Staub der Totenstadt

Kairo hat noch eine Totenstadt im Osten, wo dem
 Staub ein stilles, ewiges Leben gegeben.
 Bei einem Bergzug sind Häuser, Höfe, Gärten, Gassen
 bedeckt mit Staub und menschenverlassen;
 Die Häuser mit Türen und Fensterscheiben, die sich
 nie rühren und immer geschlossen bleiben.
 Vasen stehen auf Fensterbänken, und graue Blumen-
 rasen, drüber Staubwolken wehen,
 Sind hinter Gittertoren und Straßenmauern zu sehen.
 Keine Schritte gehen, keine Stimmen tauschen Worte,
 die Brunnen rauschen nicht, und auf den Schwellen
 an jeder Pforte
 Und in den Gassen liegt der Staub in hellen Massen
 und Haufen, und alles Leben scheint im weißen
 Staub verlaufen.
 In den Häusern sitzt manchmal einer und betet und
 weint und erzählt
 Den Toten, die er dort begraben, was den Lebenden
 quält.
 Er kocht sich munter Mokka dabei, raucht Wasser-
 pfeifen und taucht in das ewige Einerlei des
 Staubes seine Gedanken unter.

Und fühlt sich wohl bei den Toten, bei denen er
 Klagen kann und weinen und alles sagen,
 Was ihn die Lebenden niemals befragen.
 Und sprach er so eine Weile hier und ruhte bei dem
 Staube nieder,
 Wird ihm leichter ein gutes Stück und kürzer der
 Weg, kehrt er dann wieder nach Kairo auf seinem
 Maultier zurück.
 Die Sonne, die durch den Staub kaum zu scheinen ver-
 mag, hängt dort wie der Mond tot am hellen Tag.
 Gar geisterhaft in staubiger Wolke lag die Totenstadt,
 mehlweiß, vor mir und in der Sonne so heiß,
 Wie einer, der zu matt zum Weinen und Klagen,
 keine Worte zu sagen und keine Tränen mehr hat.

Der Garten Pharaos

Die Insel Rhodes suchte ich im Nil noch auf. Dort
 ist ein alter Garten an des Stromes Rand,
 Wo einst das Sommerschloß der Pharaonentochter
 stand, die da im Schilf ein ausgesetztes Kindlein
 fand.
 Dort steht ein alter Weidenbaum noch an des Ufers
 steinigem Gefälle, ein hölzern Wasserrad an glei-
 cher Stelle.
 Dran geht ein Stierlein wohlgemut im Kreis. Das
 dreht das Rad, das schwer,
 Und tut sein Tagewerk mit gleichem Fleiß, wie vor
 fünftausend Jahren und noch mehr.
 Und in dem Garten blühen Blumenscharen, Beet bei
 Beet,
 Und von den gleißnen Wegen glänzen des Niles Kiesel,
 jene weißen, klaren.
 Und alle Dinge in dem Garten zeigen ein vornehm
 feierlich Gebaren,
 Als ob noch täglich hier die Pharaonentochter im frühen
 Tau aufsteht
 Und sich beim letzten Sternenlicht ergeht.
 Ihr Schleier euch entgegenweht,
 Wenn ihr mit tausendjährigen Augen der Sehnsucht seht.

Nilpegel

Gedankenschwer kam ich auf diesem Gartenweg einher.
Und ausgesetzt wie Moses in dem Korb im Nil, einsam
mein Blick ins leere Wasser fiel.
Wo einst das Sommerschloß gelegen, da ist ein neu
Gemäuer jetzt, ein Schacht,
Des Niles Pegel, der den heiligen Strom bewacht.
Und seine Grade zeigen allen
Des Wassers jähes Steigen und sein Fallen.
Wie in ein Auge tritt der Nil dort in den Schacht;
ein Auge, ernstlich vom Verstand bedacht.
Und wie verschluckte Tränen steigt das Wasser, Grad
um Grad, im Frühling dort herauf;
Wie wildes Sehnen ohne Dämmung, und die Ver-
nunft hält es nicht auf,
Es geht in Überschwemmung seinen wilden Lauf.

Die Rose der Tochter Pharaos

Und weiter kam ich durch des Gartens ebene Terrassen
Zu einem Pavillon, wo eines Schneiders fleißige Ge-
sellen saßen,
Den roten Fez im Nacken, auf Binsmatten, friedlich
auf den glatten Fliesen,
Als stopften sie die Polster für ein ruhig' Gewissen
und ließen sich zur Seite
Den Nil ins unbekannte Weite fließen.
Und ich beneide sie, die nie ein Wandertrieb von ihrer
Heimat und von ihrer Lieb' weit fortgerissen.
Und als ich schon dem Garten still den Rücken wandt',
da kam der Gärtner angerannt,
Brach eine weiße Rosentnospe, die am Spalier sich fand,
Und gab sie mir; und seine Hand war braun, als
hätt' die weiße Rose ihn verbrannt;
Als wär's für mich ein glühendheißer Gruß von einer
Königstochter, die meinem Herzen stündlich nahe-
stand.

Der Baum ohne Schatten

Oh' ich von Kairo Abschied nahm, ich draußen vor
der Stadt zu einem Baum noch kam.
Der Baum stand ohne Schatten, ein Gerippe; denn
zwei Jahrtausende, die hatten in ihm Raum.
Maria unter ihm, mit ihrer Sippe, dort einst im
Sand gerastet hat auf ihrer Flucht nach der
Ägypter Land.
Der Baum schien wie mit Ewigkeit belastet. Er
streckte starrgewordne weiße Äste breit
Und sah sich wie ein Galgen und Gerüst kahl an,
als hingen dort in Leere und in Einsamkeit
Skelette der Jahrhunderte daran.
Als trüge er das gräßlichste Gespenst der Zeit, den
Geist der Geister, die Vergessenheit.
Nur Ballast war dem Baumstamm jeder Ast, und
Schauder hat mich vor ihm angefaßt.
Denn auf dem Scheiterstoß der Äste, der in die Breite
schloß,
Stand nackt und bloß die Leere, wie eine unerschütter-
liche Feste,
Als wäre sie allein, hoch über allem einst, der Rest
der Reste.
Der Riesenbaum, der blätterlos, lebt kahl noch weiter,
in der Sehnsucht groß, und ohne zu ermatten.
Er überlebte seinen eigenen Schatten.

Traumgesicht

Ich hatte mir ein Traumgesicht, am Fenster, in der
letzten Nacht, denn Mondlicht und die Sehnsucht
reden irr.
Die Sterne, wie die Fegen von silbernem Papier,
und wolkige Gespenster, die wollten sich auf alle
Dächer setzen.
Vom mächtigen Nil her zogen weiße Pelikane, wie
Säbel bogen sie die mächtigen Flügel,
Als wollten sie im eigenen Eingeweide der Säbel
Schneide wehen.

Und ich, gleich ihnen, schlug in meinem Leide, in
 Liebeswut, die Fäuste beide in mein Blut.
 Im Wahne sah ich dann die Wüste, die dahergeflogen,
 knatternd und flatternd wie nur brennende eine Fahne.
 Die Wüste kam ins Zimmer mir gesprungen, und
 dörrend fielen Wände und Gerüste zu Staub
 Und sprachen wie mit feurigen Zungen, erhellt wie
 goldenes Laub.
 Die Welt schien mir vor Raub und Brand nicht
 mehr zu retten.
 Da reckten sich am Nil die Toten hoch, aus ihren
 sandigen Betten, und streckten Hand in Hand und
 standen auf aus allen Gräberstätten.
 In Scharen waren sie wie Regen, der in ein Feuer
 wild gefahren.
 Sie kamen aus den Dielen jedes Hauses, und andere
 wie aus den Wolken fielen.
 Und war ein Fegen und ein Dampf von allen, die
 da morsch gelegen,
 Ein wütendes Gestampf, als ob die Donner mit den
 Bergen spielen.
 Sie nehmen mir die Luft fort mit den Zungen, die
 lange schon verdorrt, und jedes Sandkorn hat
 gesungen.
 Von allen, die da kamen, trat einer dann in aller Namen
 vor und sprach das Wort, —
 Die Maske mit der goldnen Wange, die alle Mumien
 in den Gräbern tragen, warf er empor im Über-
 schwange und sprach mit Wucht:
 „Die Toten kommen dir entgegen auf deinem Gange.
 Du, freue dich, denn Sehnsucht kann die Gräber
 wild bewegen;
 Die Liebe schlägt den Tod in Flucht.
 Wie aus Eisstarre Tropfen tauen, riß dein Herz-
 klopfen die toten Männer und die Frauen fort.“
 Er sprach dies Wort. Und unterm matten Totentuch
 sah ich sein warmes Blut, wie einen roten Schat-
 ten, sich erregen.
 Es kam und ging mit meines Herzens Schlägen.

Vorbegriff vom Weiterreisen

Erst quer über ein Meer, von allen sieben, war ich gekommen. Ein neues Schiff hat mich jetzt aufgenommen.

Wohl wünschte ich, daß seine Eisen verankert blieben, doch Zeit und Wellen taten mich vorwärtschieben, Und ich ergab mich diesem Reisen und war gleich den Dieben, die ein gestohlenen Gut genießen, ohne es zu lieben.

Das Schiff stand in Port Said und nahm dort Kohlen ein, ich konnt' kaum Atem holen

Und stieg beklommen in den Kohlendunst hinein.

Und einen leisen Vorbegriff, vom heißen Weiterreisen, den hab' ich auf der Schiffstreppe bekommen.

Dort waren Zettel angeschlagen, behandelnd aller Passagiere Betragen.

Im Roten Meer sei's jedem, ohn' Genieren, im Nachtanzug erlaubt,

Am Promenadendeck, bis morgens acht, zu promenieren. Die Stewards würden dazu Tee servieren.

Und wünsche jemand seine Sommersachen, so müsse er beizeiten sich aufmachen

Und dies dem Hauptsteward vertrauen, daß sie die Koffer nicht zu unterst, tief in dem Schiffbloche, verstauen.

Das hat wohl allen andern viel gesagt. Ich aber hätte mich in Pelzen auch ins glühendrote Meer gewagt

Und über keinen Sonnenstich geklagt, denn vor mir her die Welt erschien wie Eis und leer.

Von einem Einerlei zum andern Einerlei

Jetzt also wieder, auf der glatten Wellen Geleise, ging durch das Tor des Unbekannten die Reise.

Zehn Tage ist es bis nach Indien hin, von Port Saids Hafen, durch Meere, die gleichwie im Sonneninnern schlafen.

Zuerst ging's Schiff nur einer graden Linie nach,

schmal wie in einer Regenrinne auf einem flachen
 Dach,
 Bis Suez im Kanal, durch Sandland fahl. Dann,
 zwischen Wüstenbergen grau gebrannt und fahl,
 Lag 's Rote Meer, wie aller Höllen durstigster Saal.
 Auf Deck, hinter den Segelzelten hingestreckt auf brei-
 ten und bequemen Stühlen,
 Konnt' man sich nur noch in Gedanken an die ver-
 schneiten Straßen des Winters in Europa fühlen.
 Die Augen lassen die Wüstenbreiten und Arabiens
 Küsten vorübergleiten und konnten sie, wie Spuk-
 werk, nicht erfassen.
 Es war, als ging das Schiff nicht einen Schritt, wenn
 es im Sonnenschlaf hinglitt;
 Als ob die Reisenden gar nichts vom Wandern wuß-
 ten, sondern die Länder ewig, von einem Land
 zum andern, wandern müßten
 Am Schiff vorbei, von einem Einerlei zum andern
 Einerlei.
 Das Leben geht und wird dir fast zur fernen Sage,
 wenn man so Tage im Damm des Wassers und
 des Himmels steht,
 Und nur die Sonne in der Leere des Morgens auf-
 und abends untergeht.
 Wenn nicht dann noch die Sehnsucht wäre, die noch
 im Schlaf nach Leben rief,
 Und die dein Blut auch noch im Traume lenkt, fänd'
 man sich wie ins Meer versenkt,
 Mit einem Bleigewicht ans Bein gehängt, und schlief
 den Schlaf, der wie der Weltraum tief.

Im Deckstuhl

Der Zufall brachte es, daß an der Schiffswand, neben
 meinem Stuhl auf Deck, der Stuhl auch einer felt-
 sam schönen Dame stand.
 Schön war sie, wie ein Schnitzwerk aus Olivenholz,
 und reich geschmückt, und Haar und Kleidung stolz;
 Doch hielt sie stets das Haupt etwas gebückt, als ob
 ein Mangel sie bedrückt.

Ich habe sie zuerst nur im Profil gekannt. Dann,
 als sie mir das Angesicht voll zugewandt,
 Sah ich wie in ein Unglück tief hinein, denn eine
 schwarze Seidenbinde hüllte die andere Augen-
 höhle, die leer war, ein.
 Doch ihr Geliebter, der an ihrer Seite saß, schien
 eifersüchtig auf ein Auge, mehr als ein anderer
 auf zwei, zu sein.
 Ich aber bildete mir ein zum Spaß, daß sie das
 andere Auge auch besaß und es nicht zeigen mag;
 Denn dann hätt' sie vor ihres Liebsten Eifersucht
 nicht einen ruhigen Tag.
 Und weil ich meine Sehnsucht auch wie eine Seiden-
 binde über dem einen Auge trag',
 Ich, wie im Scheintod, still in meinem Deckstuhl ihr
 zur Seite lag,
 Als ihres blinden Aug's Gefährte,
 Solang' die Fahrt im Roten Meere währte.

Zwischendeck

Oft auch, an langen Nachmittagen, ließ ich die Blicke
 mit Behagen ins Zwischendeck hinunterfallen,
 Wo auf geteertem Tuch und auf den Warenballen,
 die leisen indischen Händler, die Zauberer und
 Mekkapilger lagen,
 Die, ohne viel zu fragen, von Afrika nach Asien weite
 Reisen wagen.
 Sie tragen sich unschuldig grell in Kleidern, wie Jahr-
 marktmarionetten in bunten Seiden und Pailletten.
 Sie machen feinen Lärm mit glänzendem Metall in
 ihren Nasenflügeln und mit Schmucksachen in den
 beiden Ohren,
 Die also laut von ihrem Reichtum sprachen.
 Andächtig reisen diese farbenfrohen Mohren und boh-
 ren ihre Augen in das Meer,
 Als gingen ihnen wohlbekannte Geister, als Fische blank
 verkleidet, unter dem Wasser schützend nebenher.
 Wenn sie vor Heimweh froren, haben sie manches Schmuck-
 stück als Dank und Opfer ihnen zugeschworen.

Die alten und ergrauten Händler trauten sich nicht
 zu lauten Worten.
 Sie hungern in Gebeten den langen Tag bei heiligen
 Amuletten.
 Die jungen hungern gern vor kleinen Spiegeln und
 malen sich die Wangen und die Wimpern aus
 Toilettentiegeln;
 Kauten Bananen oder banden sich viele meterlange
 Seidenstreifen zu Turbanen.
 Doch mancher lag, auf Haufen Tau im Schiff halb-
 tot und ohne Lebenszeichen,
 Wie nur die steifen Leichen blau, und schlief zehn
 Tage, wie trunken tief, ohn' Speis', ohn' Klage;
 So machte ihn der Abschiedschmerz versunken.
 Ein Zauberer hielt auch in seinem Schoß ein Mungo.
 Ein Tierchen, groß wie eine satte Ratte.
 Es spielt gar fromm, doch läßt du es auf eine Schlange
 los, dann fliegt es wie ein wütend Wurfgeschöß
 Und ruht nicht, bis es Schlangenblut genöß und
 Schlangenblut ihm durch die Zähne floß.
 Es macht sich vor der Schlangenbrut gar wild und
 wie ein Löwe groß und kämpft, wenn's gilt,
 Wie Sehnsucht, die voll Wut sich an dem Blut in
 deinen Adern stillt.

Das Hochzeitsbett

Als wär' die Reise einer Wolke Fahrt, so zart lag
 nachts in Phosphorlichtern das Meer, das leise,
 Und vorwärts glitt das Schiff mit dunkler Stirn,
 kaum hörbar, und umgeben vom knisternd blauen
 Schaum,
 Als leuchten Träume nachts um ein Gehirn.
 Des Meeres kleine Lichterzellen, die sich den Weg
 aus eigener Kraft erhellen,
 Und von den Wellen aufgewühlt und fortgerafft, sind
 Wesen, deren Herz sich Licht schafft.
 Die sich von Liebe ganz erleuchtet zeigen und machen
 ihre Leiber glühend
 Und sind sich selber blaue Fackeln zum Hochzeitsreigen.

Zu meinen Füßen hin- und hergerissen, flog jedes
 blaue Licht im Kreise, am Bug des Schiffes auf-
 und abgeschmissen.
 Ich bog mich tief hinunter mit des Schiffes Planken.
 Bei jedem Auf- und Niedersausen
 Nahm mir der Lichter Liebeslust den Alpdruck und
 die Wehgedanken.
 Dort unten, in des Meeres Brausen, wurde ich un-
 bewußt.
 Die Nacht schien mir ein großes Hochzeitsbett, drüber
 der Himmel leicht als Decke geht,
 Und diese Decke reicht auch über mich und meiner
 fernen Liebsten Brust. —
 Als ich dies ausgedacht, wünscht' ich zu sprechen nicht
 und nichts zu denken mehr in dieser Nacht.
 Ich hatte meine Sehnsucht lind mit einem Märchen,
 gleichwie ein schreiend Kind, zu Schlaf gebracht.

Rechts Afrika, links Asien

Am Tage, heiß und weltverloren, standen rechts Afrika,
 links Asien da und ließen ihre Steine schmoren.
 Wild ausgebrannt, wie tote Schlacken, lagen die
 steinigen Rippen Nubiens an dem Roten Meer,
 wo nur Gazellen in dem Klippgebirge jagen.
 Nah' aus Arabien sahen die hellen Dörfer her, die
 keinen Europäer kannten, und keine Karten ihre
 Namen nannten.
 Sie starrten zu mir aus der Leere leer.
 Sie ducken sich in Felsenstellen, wie weiße Vogel-
 scharen, und verschollen gucken sie tief in Ruh'
 Dem Eilen von Europas Schiffen zu, die durch die
 Meilen, groß wie fremde Riesen, schwimmen
 Und ihnen nur den Rauch hinüberbliesen und der
 Sirenenpfeife Stimmen.
 Meine Gedanken müßige Romane sich erdachten in
 jene weltvergessenen Trachten.
 Ich baute mir aus Luft, im Nu, kostbare Löwen-
 burgen dort in jene ewige Sommerruh' an Asiens
 Küste

Und ein Gazellenschloß auf höchstem Bergeschoß hoch,
in Nubiens Wüste.

Und von dem flachen Dach, da schauten mir zwei
Brüste wie ein Paar weiße Tauben zu.

Arabiens Küste

Arabien lag, an einem Sonntag, zum Greifen nah';
ich sah die blendendweißen Zinnen von Schlössern
und von steifen Minaretten,

Und Palmen drehten sich so festlich, als ob die Küste
dort aus Liebesgärten wehten.

Doch jene glücklich schöne Stätte schnell verschwand,
und, wie ein Wahnsinn, heftiger Sonnenbrand
beim Schiff stillstand

Und eine Küste, überschwemmt von Sand.

Ein ungeheures Kraterriff stieg aus dem Meer, baumlos
und braun, als ob's ein Kohlenberg, erloschen, wär'.

Schwer wie ein Riesenamboß, daran die Sonne
schmiedete, so kam der rostige Berg daher.

Und lange rote Dächer waren um jenes Berges
finstern Schlot, als wären sie von Hitze rot be-
laden, —

Die Kasematten und Kasernen der Festung Aden,
baum- und wasserlos, die niemals Schatten hatten,

Die von der Insel, zwischen zweier Wüstensonnen
Grauen, in einen immer dürren Himmel schauen.

Sonntagnachmittag

Daß man an einem Sonntagnachmittag, plötzlich, nur
ein paar Grad nah' dem Äquator, still vor Anker lag,

Daß kam mir gar so einfach vor, wie wenn man
sich am Spätsonntage zu Hause lahm gelegen

Und geht, die Beine zu bewegen, etwas vors Tor.

Der Sonntag hat doch seinen Segen, dacht' ich.

Wenn alle Christen gleiche Faulheit pflegen,
Fühlt man sich nah' und gut geeint, so daß die Sehnsucht
nicht mehr weint.

Man meint, man ist nur etwas ausgeladen zum
 Sonntagnachmittagsausflug nach Aden.
 Daß man die Hölle endlich überstanden, das Rote
 Meer, das heiß, wie eingeheizt,
 Wo sich die Tage, von Salz und Blut gebeizt, zwi-
 schen zwei langen Wüsten wanden,
 Das fanden all die vielen hundert Passagiere, plöz-
 lich verwundert, einen Segen,
 Und einer hat's dem andern eingestanden, und alle
 wollten ein paar Stunden landen, um sich die
 Beine zu bewegen.
 Das war ein Schwätzen und ein Durcheinander um
 mich her.
 Wo sonst die Schiffsmaschinen und die Wellen sich
 allen Menschenstimmen in die Wege stellen,
 War's plötzlich leer.

Somalineger

In hellen Tropenkleidern stiegen die Leute frisch aus
 den Kabinen,
 Und alle Mienen wurden wieder flügge und wollten
 nach dem nahen Aden fliegen.
 Sie drängten nach der Keelingbrücke und ließen gern
 das Schiff wie einen toten Kasten liegen.
 Wir waren weit vom Strand im Meer, und Dampf-
 barkassen kamen her,
 Und große Barken, voll mit Kohlen. Es war ein
 Ankerwerfen und ein Loten und Menschenholen
 um das Schiff,
 Und wackelige Boote schwammen mit nackten Negern
 dicht beisammen, die vom Somalilande drüben kamen
 Und sich in ihrer dunklen Haut lautlos, wie Herrn
 im schwarzen Frack, benahmen.
 Ich stieg zu ihnen in ihr Boot, und ihre Ruder griffen
 ein, und keiner seinen Rudertakt verlor.
 Naht, glänzend, bronznen, wie die Glieder an einem
 stählernen Motor, war jedes Mohren Griff.
 Als ob es nur die Ruderriemen flink an der Meeres-
 fläche schliff,

Ging über Wasserberge hin das tiefgehöhlte plumpe
 Negerschiff.
 Wie eine Pumpe leuchten alle Brüste uralten Sang,
 nur aus drei Lönen,
 Der sollte sie dem Meeresungeheuer mild versöhnen.
 Und als ich dann am Ufer stand und sie bezahlte,
 da war ihr Portemonnaie ihr Mund.
 Für ihr Vermögen, das sie sich erhaschen, haben sie
 nur am nackten Leib die eine Taschen.
 Sie nahmen die Bezahlung grinsend und mit Dank,
 und hinter ihren Backenzähnen, da war ihr feuer-
 fester Kassaschrank. —
 Mit Geld im Mund und nackt zu jeder Stund', ein-
 facher kann man nicht mit seinem Schatz umgehen;
 Ich dacht', ich möchte mir beim nächsten Wiedersehen,
 von allen Göttern dies für mich erflehen.

Die armen Adenleute

Nun stand ich da und fühlte wieder Land und wühlte
 mit den Schritten in meterhohem Staub und
 nebelfeinem Sand.
 Es war, als wollten mich die Füße bitten, doch jeden
 Schritt auch zu genießen, wie Schafe grasend auf
 den grünsten Wiesen.
 Wenn man nach langen Tagen, nach tiefem Schlaf
 dem Schiff entkommen, wo beide Beine wie ge-
 fangen lagen,
 Dann sind die Kniee noch beklommen und wagen
 nicht den Leib senkrecht zu tragen.
 Es wurde mir vor allem lieblich klar, bei jedem Schritt
 konnt' ich jetzt sagen, daß ich auf selber Erde bei
 meiner Liebsten wieder war.
 Als ob ich ihre Schritte wunderbar noch heute hören
 werde, so ging ich horchend hinter meinen Füßen mit.
 Die Füße mir so wichtig heute schienen, sie, die sonst
 unbewußt und unbewundert dem Leibe selbstver-
 ständlich dienen,
 Sie waren mir wie Leute heute mit allerhöchsten,
 feierlichen Mienen.

Und ich schien mir, als ob ich neben ihnen gar nichts bedeute.

So ging ich auf dem samtnen Staub, wo kein Geräusch erklang, als wär' ich taub,

Und dürr Gewölk sich in die Lüfte schwang.

Seltfame Häuser, klein wie Totengrüfte, standen in weißen Straßen hell entlang,

Als habe sie der Staub hierher geblasen. Alle die heißen Häuser strahlten, augenausaugend, hellen Schein.

Mir war, als hörte ich von jeder dürren Schwelle das Wörtlein Wasser, Wasser schrein.

Im Hintergrund, über den blassen Häuserzellen, sah man in groben Massen den Kraterberg, rot, finster, ohne Grün und ohne Quellen.

Und durch die Straßen, die staubhellen, rannten, wie die Skelette von Verbrannten,

Die ausgedörrten und zu ewigem Durst verbannten, die armen schwarzen Ackenleute, die keinen Schluck von frischem Wasser kannten.

Sie gingen nicht, sie flogen leicht, wie springend Wild, wie lange Schatten, an mir vorbei.

Sie hatten, Mann und Weib, wie Tote, ein weißes Linnen um den mageren Leib.

Als wär' ihr Fleisch zu Asche schon gebraten, als ob sie durch den eigenen Staub hinwaten,

So gingen diese hageren Menschen schwarz und stumm, in windgeblähten weißen Tüchern um.

Und vor den Häuserschwellen lagen, wie Bündel von gedörrten Fellen, Kamele auf dem Wagen,

Und ihnen schien das Dursten längst nichts Neues mehr zu sagen und nicht der Sonne brütendes Geschwele.

Ich mußte mir in meinem Herzen klagen: es läßt sich in Gewohnheit selbst der Durst des Fegefeuers mit der Zeit ertragen.

Du sollst die Gleichmut wie ein Leichentuch um die verbrannten Glieder schlagen und mußt, wie Staub, nicht nach dem Regen fragen

Und deine Tage, bis ans End' der Erde, zum liebsten Wiedersehen aufrecht tragen.

In's dritte Meer

Vom Dampfer kam ein langgedehntes Pfeifen, und alle die am Land sollten begreifen, daß man die Anker in die Höhe wand.

Ich fand mich schleunigst ein und pferchte mich von neuem in meines Schiffes keuchende Maschinenbrust hinein.

Es ward mir wiederum bewußt: ich war, wie ich mein Leben auch umschrieb, weit weg von meinem Lieb Und mit dem Wandertrieb wie eine Wanderratte ganz allein.

Das zweite Meer zurück jetzt blieb, fünf Meere ich noch vor mir hatte.

In's dritte, in den Indischen Ozean, zog ich hinein. Am dämmerigen Schiffsbord schloß der Sonntagnachmittag mit seiner tiefgebeugten Sonne ein; Und ich sah trüb in ihren letzten öliggelben Schein, Bis nichts mehr übrig blieb als ich und drüben noch der große Adenberg, der riesendurstige Stein.

Schiffswahnsinn

Sechs Tage ging es so noch hin durch Meer und Blau. Die Tage wurden mir so lang, als müßt' ich Jahre altern schon und würd' in meinem Sinn und meinen Haaren grau.

Seltene Dinge mußte ich dabei erfahren, daß Schiffe Wesen, herrisch wie die Menschen waren.

Lebst du auf einem Schiffe Tag und Nacht, so hat es dich gar arg in seiner Macht.

Du wirst nicht sehr nach deiner eigenen Meinung mehr gefragt.

Es sagt: Du bist ein Narr, und keiner ihm zu widersprechen wagt.

Die Menschen stecken ihm in seinem Holz verschmolzen, wie Nägel in den Bolzen und den Planken; Und Schiffe wollen Menschen zwingen zu tollen und erschreckendsten Gedanken.

Im Wandern, auf den schmalen Promenaden, entladen



alle sich verstohlen die Gemüther bei tiefstem Atem-
 holen.
 Und Menschen reden da, wie sie gern schaden, und
 viele sich in Grausamkeiten baden;
 Denn alle wachsen über Grenzen und Gewissen, vom
 Schiff tief ausgehorcht und fortgerissen.
 Wohl jeden Morgen kam zu mir ein Trupp bejahrter
 Damen.
 Stets ihr Gespräch nach einer Weile mit gleichem
 Wunsch anfing, daß einen alten Herrn, der harm-
 los um des Schiffes Schornstein spazieren ging,
 Der Tod recht bald ereile.
 Die Damen, die sonst keine Fliege töten könnten,
 gönnten dem Alten seine Tage nicht,
 Weil ihnen, ach, ein Wunsch der Neugier an ihre Her-
 zen stündlich sticht:
 Wie wunderbar bei Mondscheinlicht im Meere ein
 wirklich Schiffsbegräbniß wäre!
 Sonst hatten diese Damen auf Erden alles schon ge-
 sehen, nur dieser Todesfall, der sollte noch ge-
 schehen. —
 Und andere, die taten einen andern harmlosen Men-
 schen scharf ins Auge fassen,
 Und sie begannen diesen einen wie eine Mißgeburt
 zu tadeln und zu hassen.
 Sie maßen ihn mit Blicken wie mit Ruten, und
 möchten ihn gepeischt am Fockmast bluten lassen.
 Die Rassen stoßen auf den engen Treppen und in
 den Korridoren, mit Augen und mit Ohren, die
 verdammen,
 Gereizt zehn Tage auf dem kleinen Raum zusammen,
 und alle Bitterkeiten einer Hölle müssen vor die-
 sem Schiffswahnsinn erblaffen.
 Auf einem spätern Schiff, auf einem andern Ozean,
 erzählte mir ein Herr, stolz wie ein Hahn,
 Wie er in Kanton sich für ein paar Pfund, vier
 Sträflinge mal ausgesucht und auch erstund.
 Ich fragte, ob er sie auch freigelassen. Er lachte über
 alle Maßen:
 „Wo denken Sie denn hin! Das Kopfabhauen wollt'
 ich mir mal für gutes Geld anschauen.

Ich ließ die vier in einer Straße niederknien und
 klipp und klar und auf der Stell' das Köpfen
 schnell vollziehen.
 Was meinen Sie, wie weit der Blutstrahl da aus
 manchem Kumpfe schoß? Dick wie ein Arm und
 weit im Bogen,
 Wie eine halbe Schiffsläng' groß." So schloß der
 Herr und hat mit seiner Hand einen gar weiten
 Kreis begeistert in die Luft gezogen.
 Und vielen ging jetzt, unbemeistert, auf der Mund,
 Sie sprachen gern im Schiffswahnsinn von ihrem
 Blutdurst jede Stund'.
 Denn treibt man so zehn Tage durch gesalzte Flut
 und sieht nicht Welt und nicht Kultur
 Und ist im Seeraum, unter Fischen, das einzige warme
 Wesen nur, tut man sich darauf was zu gut;
 Kennt um den Mastbaum stets, zu wärmen sich, und
 aus Gesundheitswut,
 Dünkt sich als Mensch von einer ganz besondern
 Brut und spricht gar laut vor allen Haien und
 den Stören,
 Damit's die kalten, großen Fische hören, von seinem
 tadellosen heißen Blut.
 Wohl stieg auch mir mein Blut hoch in die Krone,
 doch drängte es nach meiner Heimatzone;
 Mein Blut wär' gern in weitem Bogen zu Füßen
 meiner Liebsten hingeflogen;
 Denn kopflos macht erst recht die Liebe sehr, wie Weil
 und Meer.

Beim Schiffsb Barbier

Beim Schiffsb Barbier in seinem kleinen Laden, saß
 ich zur Dämmerstund' am liebsten schier.
 Ich konnte mir bei seinen Schränken, voll Karitäten
 aus allen Wäldern, allen Städten,
 Die Menschen still zu Hause bei sich denken und mich
 ganz ungestört bei Muschelketten aus Tasmanis-
 land und Palmenfächern an der Wand

Und elfenbeingeschnitzten Elefanten, die mich, seit bald
 zehn Tagen, jeden Abend auf dem Rasierstuhl als
 Klient erkannten,
 Benehmen wie bei Freunden und Verwandten.
 Haarwasserflaschen ernst, aus Liverpool, glänzten mit
 fettgedruckten Etiketten herab auf mich in meinem
 Lederstuhl,
 Die gelben Schwämme, die in Bündeln hingen, dar-
 über einst im Meeresgrund die Fische still spazieren
 gingen,
 Sie alle fingen an, mich jeden Abend zu erkennen,
 zu duzen und auch Freund zu nennen.
 Aus Japan schauten Morgenschuh' und Röcke, aus
 Ceylon schön geschnitzte Kokosstöcke
 Und Bambus und Matrosenkrum, der buntgewürfelt
 hier zusammenkam, um sich für weniges hier feil-
 zubieten.
 Sie alle, ach, gerieten, wie mir schien, leicht wie der
 Schaum der Seifen in Bewegung
 Und teilten gern mit mir des Heimwehs tägliche
 Erregung.
 Wenn draußen um das Schiff die Wellen rannten
 und beim Barbier die Glühlichtlampen vor allen
 bunten Warenschränken brannten,
 Konnt' ich mir eine Straße in der Heimat denken, wo
 sich vielleicht im Augenblick die Augen meiner Aller-
 liebsten in irgendein Schaufenster träumend senken.
 So sah ich, hinter Seifentassen, Europa an im Indi-
 schen Djean
 Und nahm ein Beispiel mir auf meinem Stuhl bei
 jedem Wellenstoß, daß bei den Flaschen festverforrt,
 aus Liverpool, trotz aller Sehnsucht nicht ein Trän-
 lein überfloß.
 Denn ach, die toten Dinge sind nicht seelenlos, und
 sprachen sie auch nicht vom warmen Blut und roten,
 Sie boten Obdach doch dem Herz, dem bis zu seinem
 Ziele der Meere fünf noch drohten.

Bordspiele

Bordspiele waren täglich zum Zerstreuen, und um
dreihundert Passagiere zu erfreuen,
Arbeiten abends, daß die Nerven nicht erschlaffen,
Klavier und Phonographen.
Wild wurde in dem Schiffsbauch musiziert. Man
ließ die Fische nicht im Meere schlafen.
Auch taten schwarze Fräcke sich den Damenschleppen
zugesehen,
Tanz war auf Deck im Wettstreit mit des Meeres
Wellen, in Mondscheinnächten, in den Spiegelhellen.
Man flirtete um Diamanten, lehnt sich an seidige
Gewänder und dehnt die Nacht, die warm war
zum Ersticken,
Und wähnt, daß unten, wo der Kielschaum in der
Tiefe gähnt, weißblaue Blumen um Balkone nicken.
Man ließ die Zigaretten im Dunkeln funkeln und
im Seewind sprechen
Mit Feuern, die entzückte Atemzüge dir beteuern, und
ist, als wolle man mit vollem Kurse, wie Berrückte,
Nicht nach der Küste steuern, verführt zur Tiefe wage-
halsiger Luste.
Verborgnen hinter den Kabinenwänden verwickelten
sich unsichtbare Dramen, wie jene Schicksalslinien
in den Händen.
Man tat in Herzen wie in Koffern kramen man
fühlte nichts vor Scherzen und nichts vom auf-
gewühlten Meeresschoße
Und nicht die Meeres einsamkeiten, die reisenden.
Man lebte, Herrn und Damen, in einem reisenden
und dampf umhüllten Liebeschlosse.

Die Schreibmaschine

Nur ich schlich ohne Wort zur Treppe hinunter in
mein Schiffsbett, schloß mich ein
Und fühlte dort allein, ich werde fortgeschoben, mein
Bett muß leer mit mir ins Ferne schweifen,

Ich hörte an der Decke Brett, von oben der Passagiere
 Füße im Walzertakte schleifen,
 Und's nackte Herz schlug mir im Hals, im steifen.
 Ich saß und sah nur meinen Schatten
 An allen Wänden in die Leere greifen.
 Gar tröstlich klang in meine Stille, meine schwere,
 vom Nebenraum die Arbeit von zwei Händen,
 Wie stetes Klappern einer Schere. Ein Mister saß
 dort stundenlang
 An einer Schreibmaschine und schaffte nützlich wie
 die Schiffsturbine.
 Er schrieb die Sonntagspredigt. Er war Priester.
 Der Emsigkeit und Einfalt dieser Schreibmaschine, die
 immer im Geleise auf ihre Weise um die Erde wollte,
 Sollte ich alle meine Achtung und grollte nur, wenn
 müde mal, die Hand an der Maschine stille stand.
 Kaltblütig wird zuletzt, ewig gehegt, die Sehnsucht,
 daß sie schon bei einer Schreibmaschine Rasselton
 Sich an der Arbeit und der Fron ergötzt.
 Das Herz, das müde sich gehämmert hat, setzt sich,
 verlegt vom Leben, hin, ergibt sich dem Geschick
 Und sucht den Frieden in Mechanik und in dem prak-
 tischen Sinn von einem bloßen Apparat.
 So mied ich gern den Tanz, der wehe tat, den Walzer-
 takt, der mich am Blute angepackt
 Und doch die liebste Tänzerin nicht bei sich hat.

Der Tag vor Indien

Nun kam der Tag, da Indiens Küste hinter zehntägiger
 Wassermüste mit Dschungeln, Tigern und
 mit heiligen Flüssen
 Zu meinen Füßen fertig vor mir lag.
 Das Indien, vielverheißend. Mit Bergen und Rubi-
 nen gleißend, mit Stirnen, die in Andacht und
 in Askese sich zermühen,
 Das Nichtsein, das Nirwana preisend.
 Das Indien, wo die Menschen den immer heißen
 Leib am Tod gern fühlen, nichts lieben sollen
 und doch alles fühlen.

Das Indien, wo die Menschen ihrem Dasein grollen,
 wo sie selbst nicht im Paradiese leben wollen,
 Wo Glück und Unglück gleich gehaßt und nur das
 Nichtsein alles Daseins Raß.
 Gewiß, der Indier Theorie, sie hätte mir fast auch
 gepaßt;
 Denn jedem Sehrenden das Leben stündlich, gleich-
 wie ein Bild, verblaßt, und alles wenig gilt,
 Wenn er das Herz nicht an dem Herz der Liebe täg-
 lich stillt.
 Doch nur mit meiner Liebsten im Verein geh' ich aufs
 Nichtsein ein, und nie allein,
 So lange meine Liebste auf der Welt, hält mich mit
 tausend Stricken die Wirklichkeit.
 Wenn mich auch jeder Reiseschritt in meinen Sohlen,
 wie nur der Schnitt von neunundneunzig Messern,
 ganz unverhohlen quält,
 Wenn ich auch klage mit dem Munde, im Grunde
 mir die Sehnsucht doch gefällt;
 Trotz allem Jammern klammern sich meine Hände,
 die verliebten, an meiner Liebsten Welt.

Die Ferne ist der schlimmste Dieb

Das Meer, das bisher blau, wie von Kornblumen
 eine Au, ward eines Morgens grün und grau
 Und schien dem Auge ein Gebraus aus süßen Wassern
 und aus salziger Lauge.
 Groß an den Horizont gestellt erschien, aus Morgens-
 nebeln, Indien mit Bergen, die wie dunkler Rauch
 zum Himmel hoch gewellt.
 Dem immerklaren Ozean schickt jenes Land, von seinem
 Schimmer dort,
 Die ersten Morgenwolken breit heran, die wälzten
 sich wie warmgeballter Atem fort.
 Still wurde es im Meer, als ob nicht bloß die Meeres-
 farben,
 Als ob auch alle Meeresstimmen dem Menschenohr
 im süßen Landungswasser starben.

Dauhendey, Die geflügelte Erde

Die Koffer standen hochgestapelt, Schicht auf Schicht;
und manch Gesicht, das man sonst nie gesehen,
Fand sich jetzt aus dem Schiffsbauch ein, und alle
starrten in den Morgenrauch hinein, wie in die
Schicksalskarten.

Als sich des Erdteils Glieder breiter dann entrollten,
war es, als ob die Erdschwellen dem Schiff, den
Menschen und dem Meer den Atem nehmen wollten.
Und wie die Luft aus heißen Quellen, kam dumpfer
Waldgeruch daher und wurde warm wie Kleider-
tuch,

Als ob da Menschen uns entgegenkommen auf den
Wellen.

Und nicht das Meer nur wurd' uns jetzt vom Land
genommen, der Zeitsinn wurde mir in dieser Stunde
ganz verschwommen.

Am hellen Morgen sollt' ich meine Uhr um zehn,
zwölf Stunden vorwärts stellen.

Und wollt' ich an die Liebste denken, mußt' ich mich
in die Nacht versenken.

Die Leute in Europa schliefen noch unter jedem Dach,
da waren wir, in Indien hier, schon einen halben
Tag lang wach.

Ich dacht', das Leben werde schwer der Sehnsucht
jetzt gemacht,

Nie schlief ich mehr bei meinem Lieb, nicht mal mehr
in Gedanken bei der Nacht.

Die Ferne ist der schlimmste Dieb, sie trennt, sie trennt,
Sie nimmt dir alles, was dir lieb, nicht mal Er-
barmen in der Zeit sie kennt.

Bombay

Der Dampfer schnaubte laut mit seiner Pfeife, dann
ging's wie Todessteife um das Schiff,

Es hat die Anker eingehaut und es entschloß.

Bombay lag dort am Kai, breit, langgestreckt, mit
großen, steinernen Hotelpalästen

Und festen Hasenbauten, von Schornsteinrauch und
Sonnennebel zugedeckt;

Und alle Fenster schauten glatt, als kröchen ihre Häuser
 platt vorm Mammon auch in Indien auf dem Bauch.
 Ich mußte an die Flaschen unten beim Schiffsbarbier
 im Laden denken,
 Man konnte vor dem Rauchpfehl hier sich in Gedan-
 ken hin gleich nach Liverpool versenken.
 Und Indien, dieses schöne Wort, es schmerzte mich.
 Ich wollte von den Steinkasernen wieder fort;
 Doch eine Dampfbarke brachte mich ans Land, wo
 ich dann Indien auf der Straße, und Kopf an
 Kopf an den granitnen Landungsmauern, wieder-
 fand.

Menschenmasken

Fänd' ich mich auf dem Mars nach langer Fahrt,
 ich hätte nicht verblüffter die neuen Menschen-
 masken angestarrt.
 Die Stirnen, Wangen, Ohren all der braunen Leute,
 von Armen und von Reichen, waren von langen
 bunten Farbenstrichen, von Kastenzeichen senkrecht
 und quer durchfahren.
 Kalkweiße, ockergelbe, scharlachrote Streifen, die wie
 Kometen durch die Nachtgesichter schweifen.
 Dahinter eingefangen, gleichwie an bunten grellen
 Gittern, die Augen hängen.
 Augen, die über sich erhaben den Europäern ihre
 Blicke, wie einem Bettler, kaum anstreifend, gaben.
 Die Indier standen da in weißen Schleierfahnen, in
 flammenroten, in grünen, blauen Seiden, mit
 mächtigen Turbanen,
 Als ließen Blumen sich von Wald und Wiesen kleiden;
 Als sei da ein Theater, das dir winkt, ein Opernbild
 auf einer Bühne, geschminkt und farbenlappig
 grell behängt,
 Das sich am hellen Tag auf rußige Straßen, an
 Hafenmauern hingedrängt.
 Mir wurde mein Verstand beengt von denen, die ge-
 lassen, von ihrer Sonne überschwemmt, auf ihrem
 Heimatboden saßen;

Die kaum aus dem Nirwana auf dich sehn, an denen
 alle lauen Europäer, bedeutend eingeklemmt, vor-
 übergehn
 Und sich zum eigenen Weiterleben, zu dem grauen,
 ein Herz kaum fassen.
 Auch meine Sehnsucht schien mir fast, als ob ich sie
 gelassen, wie eine Sklavin, mir zur Seite wieder
 fand,
 Und statt mit krassem Gesten nahm sie mich, gleichwie
 ein indisch Weib, sanft um den Leib.
 Die indischen Frauen tragen Orangenblüten, und aus
 gelben Blumen Ketten, und rote Rosen hinterm Ohr,
 Als hätten sie ein langes Leben aus lauter Hochzeits-
 tagen vor und endlos eine Freudenfeier
 Und nicht die graue Leier steter Alltagsfragen.
 Von einem Rosenstrauß, von einer Wartenden am Kai,
 schwebten ein Paar der roten Blätter leicht heraus
 Und klebten an den feuchten Mauersteinen. Ich stieg
 gerade aus dem Boot mit meinen Beinen
 Und tat mit meinen Stiefelspigen Indien just erreichen
 Und rechnete den kleinen Gruß der ersten indischen
 Blume für meine Liebe als ein gutes Zeichen.

Nicht mal der Menschen Angesichter konnt' ich
 mehr erreichen

Ich konnte nicht an diesen Menschen dort sofort vor-
 übergehen.

Ich sah mich wie verhezt dastehen und ließ dem
 großen Staunen still das Wort.

Die grellen Gitter auf den braunen Stirnen standen
 gleich hellen Blitzen und Gewittern dort

Als schlugen Flammenzeichen hinter Wolkenrizen, als
 glimmten rote Kohlen auf dem Rost, dran die
 Gedanken schwelend sitzen,

Als blenden dich die gelben Ränder der grellen, dunkeln
 Abendwolken,

So war ein Knistern und ein Funkeln all der gezeich-
 neten Gesichter,

Dazu die Blendkraft und der Farbensaft all der Gewän-

der, die wie Feuerwerk sich auf das dunkle Pflaster
 stellen und rings die Luft wie Feuerwerk erhellen.
 Wie bei den Tieren mit gestreiften Fellen, wie auf
 den Tigerstirnen, so prangten Zeichnungen an allen
 Hirnen,
 Als wollten sie die Blicke lenken von denen, die hier
 in Gedanken und tief in Andacht sich versenken.
 Man konnte nicht zu ihren Augen kommen. Geheim-
 nisvolle Rastenzeichen haben den Blick, wie Spuß
 und Blendwerk, in Beschlag genommen.
 Nicht mal der Menschen Angesichter konnt' ich mehr
 erreichen.
 Einsam mit meiner Sehnsucht sollt' ich durch die
 bemalten dunkeln Menschenmassen streichen,
 Die hinter grellen Masken dir entweichen.
 Ich sollte zwischen ihnen hin, wie zwischen Sägen,
 deren Sinn ich nicht verstehe,
 Die ich wohl mit den Augen sehe, die meine Ohren auch
 noch hören, zu denen meine Lippen gerne schreien,
 Doch die sich meiner Nähe, wie für mich ungeboren,
 unerreichbar, ganz entziehen.

Indischer Boden

Mit Weihe ging ich, wie die andern Europäer, be-
 drückt und wie verunglückt auf dem indischen Boden,
 Der mit Gebeten wie gepflastert schien. Die Gesten
 all der Leute treten wie Heilige sacht vor dich hin,
 Als ob dort die Gedanken, Tag und Nacht, entrückt
 nur an der Seele Leben weben,
 Von einer Tempelwelt geschmückt umgeben.
 Die Kutscher, die dich fahren, sie sind wie Fürsten
 im Gebaren, sie sparen ihre Worte stolz
 Und sitzen auf dem Kutscherbock wie still gekrönt auf
 einem Thron von Elfenbein und Sandelholz.
 Als machten sie dir ein Geschenk, wenn sie mit könig-
 lichem Handgelenk
 Die Zügel führen und als Gast dich nur in ihrem
 Wagen spüren.
 Als ob der ganze Adel in dem Land sich mit der Hand

zum Diener macht, doch mit der Weisheit und dem edelsten Verstand über sein Handwerk gnädig lacht. Und sie erniedrigen durch Höflichkeiten dich und durch die Ehren, die sie dem Eindringling als Gönner nur gewähren. Sie hassen dich auch mit Bedacht und nähren stündlich gründlichen Veracht.

Hotelhaus Tajmahal

Ermüdet von der langen Meeresreise, dacht' ich zuerst nur an ein Bad und Speise.
Hoch wie ein Dom, mit Kuppelbau und Treppensaal, steht an dem Meeresufer das mächtige Hotelhaus Tajmahal.
Es ragt in solch gewaltigen Dimensionen, als wollten alle Könige der Erde dort zusammen wohnen.
In einem Zimmer, aus Granit gehauen, mit blauen Kachelwänden, mit Marmorplatten, grünen Fensterscheiben, die auf das Meer hinschauen,
Ein Zimmer, wie ein Baderaum, saß ich im grünen matten Licht, wie in dem Schatten von einem deutschen Lindenbaum.
Du sitzt als Geist noch unter allem Neuen, wenn dir der Boden unter jedem Schritt entgleist und dir die eigenen Füße scheuen.
Wohl zwang ich meine Seele dazubleiben und sich nicht nach Europa zu entfernen,
Doch auch das Gehen muß man gründlich wieder lernen. Die Zimmer bleiben dir zuerst nicht stille stehen, du fühlst dich auf dem Meer noch stündlich.
Der Wandkalender zeigte Januar, doch kocht die Luft, als ob August hier war.
Erdfacheln und der Marmor waren gleich einem heißen Herd, und wie in einem Bad lag ich auf einem Sessel still,
Mir schien, das Zimmer bratete am Grill.
Eisduschen konnten nicht vom Leib die Höllenhitze spülen, und nicht einmal die Einsamkeit, die kalte, wollte mich fühlen.

Tropenglut

Man konnte meinen, in der Tropensonne, die hier
sogar im Januar schon sengend war,
Rasiert die Sonnenglut dir unterm Hut vom Kopf
das Haar.
Wie Panzerplatten drückt sie dich bis zum Ermatten
auch noch im Häuserschatten.
Mit eines Raubtiers Wut wirft sich auf dich der
Sonnenball und nimmt zum Atemholen dir den
Mut.
Aus allen Poren stürzt ein Wasserfall, und du be-
neidest die halbnackten indischen Mohren.
Als Europäer sitzt du im Hotel, im Frack und Smo-
king, und im hohen Kragen bis an die Ohren,
Und möchtest doch am liebsten nur, als der Natur
vornehmste Kleidung,
Die braune Leibesfarbe nackter Indier tragen.
Denn nicht mal mehr mit deinem Schatten magst du
dich weiterschleppend plagen.
Wo nehm' ich nur die Lust zum Weiterreisen her?
fragt' ich mich vor dem kochendheißen Sonnen-
meer;
Die Sonnenhize war, gleichwie ein Lavameer in einem
Kraterschacht, gleichwie ein Meer hier Nummer
acht,
Das ich zu allen sieben Meeren, rings um die Erde,
durchgemacht.
Die indische Sonne rührt sich größer als der Himmel
und brennt noch bei der Dunkelheit, bei Nacht.
Man spürt auch jeden Fixstern noch aus weiter
Fern' her glühen,
Als wären tausend helle Ofen im Finstern um dich
aufgemacht.
Blut lockt die Glut, und reich, voll Pracht, entfacht
im Blut sich jeder Herzenswunsch,
Daß er die Sonne und die Sterne dunkel macht.

Telegraphenamt

Ein jedes Haus in Bombay, in der europäischen Stadt,
sieht aus wie ein gotischer Palast, hochgerückt,
Und drückt auf den phantastischen indischen Boden
wie eine granitne Hand
Und wird vom indischen Geist und indischen Auge
gehaßt.
Mit Erkern, Spitzgiebeln und Knauf fallen Bahnhöfe,
Rathaus, Justizhallen wie gotische Zwingburgen
auf.
Die düstere Londoner Gotik liegt, gleichwie ein stei-
nerner Strick, um des Indiers geschmeidigen Blick,
Gleichwie ein Stierjoch um einer Gazelle Genick.
Von blauen Schlingpflanzen, die sich um die Spitz-
bogen ranken, kann doch das Tanzen der Blät-
ter, der blanken,
Nicht das Grauen der europäischen Steinkeller über-
bauen.
Steinsäge über Steinsäge, schauen die Kolosse wie riesen-
große, versteinerte, eitle Pfauen über Rasenplätze.
Und am Meer, im freien indischen Abend, blißen wie
glänzende Geschosse ihre Fensterreihen her,
Wietrogige Kanonenmassen, aufgestellt in langen Gassen.
Ein Steinhaus aber war am Wege, düster und doch
in Blumen versunken
Sah es wie eine belaubte Kaserne aus,
Und dort wandern unsichtbar Funken, aus der Ferne
hinein und hinaus.
Das Telegraphenamt, ein Palast wie die andern,
Hat mir die Last der Sehnsucht für Minuten von
meinen Schultern genommen.
Denn grüßend bin ich in ein paar Stunden zu mei-
ner Liebsten, als Telegramm, heimgekommen.
Über das vierzehntägige Meer kam mir Botschaft, wie
ein Blick, schnell hin und her.
Nicht mehr lästig schienen mir hinterher der Euro-
päer steinerne Keller,
Heller in ihren Mienen waren sie meinem Herz,
Ihr Geist, gleich einem Gotte, ist schneller als die
Gazellen,

Eilend auf elektrischen Wellen, für mich heim- und zurückgereist.

Und das bestaubte europäische Haus schien mir eine belaubte Grotte voll heilender Quellen.

Indisches Straßenleben und Straßenschlaf

Ein Rasensaum die europäische Stadt vom Eingebornenviertel trennen tat.

Doch welch ein ungeheurer Zwischenraum! Ein neuer Lebenstraum dir hier entgegentrat.

Als wenn man sich in eine Biene klein verwandelt und flöge unter einen Baum zu einem Bienenstand

Und ging am Rand der blau und gelb und grünen Kasten, die da hochgestellt,

Als Biene zu der Bienenwelt gesellt, wo Bienenflügel hasten;

Wo Sonnenhitze, Blitze von Blumenfarben, Summen, Honigsammeln und Wachsberichten zu allen Zeiten,

Rüssel- und Flügelpußen unterm blauen Himmel jedermann gefällt.

So ist die indische Stadt. Die Häuser, bunt, wie Holzgestelle,

Viel schnelle Füße, schnelle Hände und jeder Atemzug Berechtigung zum Leben hat.

Lebendig jede Mauer, jedes Haus und Stockwerk, Gitter und Veranden ein bunter Vogelbauer, darinnen es von Leidenschaften blüht.

Vor allen Türen sitzt von nackten Menschen ein Gefauer. Bis mitten in die Straßen im Verein,

Einer beim andern eng, als ladet jeder Pflasterstein, von Menschen ein Gedräng, zur Unterhaltung ein.

Wie Schwalben schlank sie beieinander saßen vor den Basaren, die weit offen waren

Und voll von rot und grünen Flittermassen.

Viel Schneider, Sticker und Pantoffelflicker arbeiten an den Mascheradestoffen.

Barbiere haben ihre Kunden, mit ernstern Mienen,

Hier mitten im Gewühl der Wagen, am Pflaster hockend, zu bedienen.

Und unter Rädern hochbeladener Karren, im Knarren
 und Geschrei,
 Bleiben da Ziegen, Kalb, Truthühner, Hunde schlafend liegen.
 Mit keiner Peitsche wird geschlagen.
 Die Pferdehufe stiegen behutsam über den, der eingeschlafen,
 Mit keinem Rufe wagen die Indier die zu stören,
 die schlafend dem Nirwana angehören.
 Schlaf ist die allererste Stufe hin zu der Seligkeit
 und steht, wie Liebe, über Tag und Zeit.

Lotos und Pest

In engen Gassen weiße Tempel lagen,
 Die, wie die runde Frucht von einer Riesenananas,
 mit Wucht zum blauen Himmel ragen.
 Auf allen Kuppeln walten, gleichwie Zwerge, Gestalten
 kleiner Götter, aufsteigend, wie auf einem weißen Berge.
 Bei jedem Tempel ist ein Tempelteich, dort badet alt
 und jung und arm zugleich.
 Sie fragen nicht: Ist dieses braune Wasser klar?
 Ihr Glaube wäscht sie wunderbar.
 Sie tauchen ein und gehen rein aus diesen steifen
 Tauchen fort,
 Vertrauen nicht zuviel auf alle Seifen und bauen auf
 der heiligen Bücher reinigend Wort.
 Auch sind geheimnisvolle Zeichen an den Türen der
 Häuser, wo die Pest nie weicht,
 Die aus den Tempelpfuhlen, als giftiger Schatten,
 den Reinen bis ins Haus nachschleicht.
 Die Pest kann keinen hier erschrecken. Sie baden täglich,
 wie zum Fest,
 Im Tempelteich, wo Lotoskelche weiß den Schwarzen
 Tod mit Blüten überdecken.
 Die armen Indier sind, wie die Verliebten, reich,
 denen das Leben und das Sterben gleich.

Vom bösen Blick

Als ob in langer Reih' scharlachner Mohn, grüne
Kefeden, lila Kornraden,
Feuerblauer Enzian, Salbei aufsteigen im Juni und
im Mai,
So zeigen sich die Indier in Straßenbahnen, Wagen
und im Laden.
So jagen schnell, wie Feld- und Gartenblüten, die
Frauen und die Männer, auf Straßen und auf
Pfadern, bunt vorbei.
Es wiegen sich im Wind die Schleier all, die losen, als ob
die Menschen hier, wie Luft und Wind, beweglich sind,
Und freier wie die Blätter, die verfliegen.
Die Indier werden scheu vor einem finstern Europäer,
vor seinen abgemessenen Hosen,
Und sie betrachten ihn wie Tauben einen Häher.
Sie glauben an den bösen Blick, und Frauen, die in langen
Reihen noch eben lachen, spielen, schwätzen, schreien,
Lösen die Hände, die sich hielten. Sie alle, voll Ent-
setzen, ergreift ein Bangen.
Sie halten ihre Hand schützend vor Aug' und Wangen.
Um nicht ein Unglück zu erleiden, vermeiden sie, den
Europäer anzusehn,
Und schauen nie nach ihm zurück und lassen nicht
ihr Auge mit ihm gehen,
Als könnte ihnen Schande schon durch einen Blick
geschehen.
Sie fühlen sich von Unglück angesehen und lassen
selbst die Schüsseln stehen,
Fällt mal ein europäischer Blick, nur im Vorüber-
gehen, in ihr Essen.
Wo Widerwillen einem stündlich vor Augen und in
aller Augen stand,
Ging jeder Europäer wie geächtet durch dies Land.
Nur ich, der von zwei Augen im Schlaf mich noch
begleitet fand,
Ich fühlte mich nicht verstoßen hier; und hoben alle
Indierinnen auch vors Gesicht die Hand,
Ein Frauenblick lag warm auf mir, stets wo ich ging
und stand.

Indisches Diner

Der große Gong rief zum Diner. Die Damen kamen
hell in Tüll und Musselinen,
Und alle zeigten, wie auf einem Balle, erhigte Mienen.
Hoch, wie nur eine Bahnhofshalle, war im Hotel der
Speisesaal, und war ein Stimmgeschall darin,
Von allen Sprachen fielen Silben hin, und Fächer
gingen mit Geschwing.
Zehn Diener, Indier, umstanden jeden Tisch in wei-
ßen, losen Schleierhosen, mit roten Jacken, aber
ohne Schuh',
Sie rannten mit den Speisen, wie dunkle Ratten,
barfuß ab und zu.
Doch da die Indier keine Speisennamen kannten, die
auf den langen Karten standen,
Nannten mit einer Zahl die Europäer jeden Gang.
Die Zahlen schallen an den Tischen in Hauffe und
in Baisse flink entlang,
Als ob nicht beim Diner man säße; als ob man äße
hier in einem Börsensaal,
Und Matler ließen laut das Fallen und Steigen
aller Aktien rings erschallen, daß man ja nicht
den Kurs vergäße.
Dazwischen hörte man Champagner knallen, vom Saal-
orchester brausen die neuen Operettenouvertüren,
Und wär' nicht draußen auf den heißen Galerien der
Tropenhitze Schüren,
Man würde nichts von Indien als indischen Pfeffer
auf der Zunge spüren.
Ich hörte alle die Bestecke sich wild rings um mich
rühren, die Geige und Violoncell.
Schnell aß ich Zahl um Zahl von meiner Speisefarte
verheßt in mich hinein
Und trank zuletzt ein Glas vom besten Heimatwein
Und saß dann zur Siesta ruhelos, mit meinem Heim-
weh riesengroß,
Auf meinem leeren Himmelbette, bei einer toten Zi-
garrette, mit einem Brette vor der Stirn
Und mit der Tropenglut in Herz und Hirn.

Die Parsentürme

Drei Sehenswürdigkeiten sind im weiten Bombay:
Die Parsentürme draußen vor der Stadt in einem
Garten, wo die Geierscharen hausen und auf die
Leichenmahlzeit warten;
Die Fellentempel auf dem Eiland Elephanta kühl im
Meer;
Und dann die Eingeborenenstadt, mit ihrem indischen
Gewühl und mit Basaren und Verkehr.
Ich bin zuerst zu Leichen hingefahren, nachher zum
Götterheer, zu altem Glanz in jenem Inselhain,
Und dann zu fröhlichem Dasein und zum Tanz, —
zu einer Bajadere ohnegleichen. —
Die Parsentürme liegen im grünen Parkgehege; durch
Palmgestäude liefen Wege von purpurrotem indi-
schem Sand,
Und frische Blumen, in gebauchten großen Krügen,
standen in langen Zügen an der Wege Rand,
Und Blumentische schön, aus Steingefügen, reiheten sich
in den Garten tief hinein.
Zu hohen Gruppen scharten sich dort Palmen und
Riesensarne, die sich stolz dir zeigen;
Und stille Treppen laufen marmorweiß, darüber sich
die Blumenhaufen neigen,
Als brauchte man die Marmorstufen, um immer höher
hier im Glück zu steigen.
Doch manchmal brach das Schweigen furchtbar ab.
Die hellen Himmelstücke, in mancher Lücke zwischen Pal-
menzweigen, die wurden plötzlich schwarz wie Nacht,
In dürren Schäften hat es laut gekracht, und mit
Geschwirr schoß, mit den Kräften von einem wil-
den Mann,
Ein schwarzer Vogel groß hervor, schlug wild um sich,
mit Hast gleich einem, der vor Hunger rast;
Sein Schatten fällt von seinen schwarzen Flügeln wie
eine Trauerlast. Im Weitergehen,
Im Dickicht, wirst du dann die weiße Wand von
einem Turme sehen.
Denn mitten in der Blumen Feier und in dem Gar-
tenland in finsternen Reihen um des Turmes Rand

Pechschwarze Geier lauern. Sie lauern, Kopf an Kopf, wie schwarzvermummte Menschen, um die Mauern.

Für jene Ungeheuer bringen Bombays Parsen, die zu der Sonne und zum Feuer beten,

Zum Futter ihre Leichen auf das Turmgemäuer.

Stets sitzt der Tod dort um das flache Dach mit seinem Geierhunger wach

Und läßt die Knochen kaum von grausiger Mahlzeit nach.

Die Knochen, die zerstäuben in der Tropensonne. Und zweimal fegen dann im Jahr die Tropenregen alle Türme vom Staube klar.

Den Parsen ist geboten, Luft, Erde, Wasser, Feuer von Leichen rein zu halten und zu schonen.

Darum sie ihren Toten in dem Garten hier Türme bauen, wo die Geier wohnen ganz allein,

Und diese unheimlichen Vögel müssen den Leichen Grab und Totengräber sein.

Von Zeit zu Zeit

Und jene Totenstätten leuchten grell aus des Gartens dunkler Tiefe,

Wo sie, gleich mächtigen Totenurnen, in Blumen und im Grün sich betten.

Und keinem Fremden ist erlaubt, näher als hundert Schritte hinzutreten.

Die schwarze Geierschar fliegt lautlos um den Rand, manchmal aufkreischend und aus lauten Hälsen Futter heischend,

Dann duckt sich wieder schnell der Kopf, und nur das Weiße in dem Auge ruckt.

Ein Parsenpriester in gebleichtem Leinen führte mich durch den Garten und erklärte, in feinem Englisch, alle Türme mir

Und demonstrierte auch in einem Gartenhaus, an einem eigens aufgestellten Gipsmodelle, die Prozedur vom Leichenschmauß.

Man sagte mir, manchmal kommt vor, daß in den

Villen, die dicht an jenen Garten stoßen, mitten
 in die Gesellschaftswelt,
 Wenn jene Geier sich darüber schwingen, ein Toten-
 finger niederfällt.
 Denn an dem schönsten Fleck von Bombay ist auf
 die Hügel jener Garten hin an die See gestellt,
 Als ob dort Schönheit Wache bei den Toten hält.
 Villen und Gartenwege sind um jenen Todesort, dort
 atmet alles Leben breit,
 Wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Geierschrei aufgellt
 und wie ein Beil aus blauem Himmel fällt. —
 Weiß' ich ins Gras, muß' ich entscheiden, so will ich,
 einmal bei den Toten, gern jede Art von Leichen-
 fraß erleiden.
 Mög' mich nur, ehe ich gestorben, der Fraß von
 Liebeschmerzen meiden,
 Die sich an Lebende wild wagen und an den roten
 Eingeweiden nagen.

Sonnenuntergang

Ich fuhr auf breiter Wagenspur herab ans Meer
 von jenen Türmen her,
 Wo, immer noch am Weg, die finstern Geier um die
 Palmen stürmen,
 Stets zwischen Gärten, die am Berg im Abendwinde
 zischen.
 Die Indier mischen sich in langen Reihen, zu Wagen
 und zu Fuß,
 Am freien Meer beim Sonnenuntergange dort am
 Strand
 Und stehen wie Statuen still zur Abendfeier und
 gehen alle Hand in Hand.
 Froh rosenrot, orang' und auch smaragdgrün wehen
 ihre Schleier.
 In Gruppen sahen sie vom Land zur Sonnenkugel,
 Die, wie ein einziger runder Tropfen Blut, am
 Wasserrand schon lag,
 Als letzter roter Tropfen von dem Tag.

Ich fand, die Indier waren wie Meerespflanzen
durchsichtig aufgestellt in Scharen.
Der Wind weilt ihre Schleier wie bunte Fühler fort,
Als könnten sie am ganzen Leib die Ferne spüren,
Still angewurzelt, ohn' mit einem Wort die Nähe
anzurühren.

Die Korfowagen

Und eine Wagenzeile rollte ohne Eile am Strand
entlang,
Viel Dienerschaft auf jedem Wagen saß und stand.
Die Wagen waren mächtige Karossen, wie man sie
nur zu Krönungsfeiern
Vor hundert Jahren in Europa einst erfand.
Auf einem Rückbrett hielten drei Fliegenwedler große
Federfächer in der Hand,
Diener und Kutscher auf dem Bock, die lenkten laut-
los und gewandt.
Sie tragen keine Peitsche hierzuland', schlagen mit
Peitschenstreichen auch kein Tier,
Geben auf einer Silberglocke nur ein Zeichen, gerät
der Wagen ins Gewirr.
Indische Damen wie Bräute schwärmerisch darinnen
saßen,
Als ob sie alles freute, als ob sie eben auf die Welt
erst kamen.
Der Kutscherglocken warnendes Geläute klang wie
ein lustig Spiel.
Die Damen wie würdevolle Kinder sich benahmen,
Kinder, denen das Leben blind gefiel.
Sie saßen oft in einer Staatskarosse wohl acht bis
zehn beisammen,
Und saßen sich nicht auf dem Schoße.
Sie sind so schmal wie Halme Gras; die eine schmiegs-
sam bei der andern saß.
Sie haben Edelsteine in Nasenflügel eingegraben und
in die Ohrenmuschel,
Und manch Rubin schaut wie ein Feuerfunken aus
ihrer erdenbraunen Haut.

Sie tragen keine Hüte, keine Röcke und Stiefel keine.
 Nur eine Hülle, eine dünne, viel Meter lange reine Seide
 Zum Kleide, um Arme, Leib und Beine.
 Und wo dich ein Rubin aus dunklem Angesicht anschaut,
 Ist dir, als wandelt sich das Blut, das feine, unter
 der Haut in Edelsteine.
 Vom Schleierkleide wird an heißen Tagen ein Ende
 übers Haupt geschlagen.
 Sonst tragen sie kein Kleid am Leibe, nur dicke Silber-
 reifen trägt auch noch das ärmste Weib
 Um ihren Fuß und um die Armgelenke, als hochzeit-
 liche Brautgeschenke,
 Die sie nie abzulegen wagen, und oft sie ärmste
 Lumpen über den Silberreifen tragen.
 Und tiefste Armut kann sie nicht belehren,
 Die teuren Brautgeschenke zu entbehren.

Indische Herren

Seltsam sind auch die indischen Herren, entsteigen sie
 den Wagen.
 Sie zeigen sich im Wagenfond, wie Europäer, in
 Kragen und Krawatten und in dunklem Rock.
 Doch wird die Wagentüre aufgeschlagen, fragen oft
 deine Augen unter Staunen,
 Warum die Herrn nicht Strumpf noch Hose tragen.
 Unter der Weste hängt das weiße Hemd,
 Oder ist lose ein weißer Schleier um das Bein ge-
 schlagen.
 Gelassen, als wär' der Wagen eine Wanne nur zum
 Baden,
 Steigen die Herren mit nackten Beinen, nackten
 Waden, in goldenen Pantoffeln auf die Straßen.
 Im Kaffeehaus sind sie am Tisch gefessen,
 Ernst abgemessen, europäisch bis an die Hüften, und
 stehen sie dann auf,
 So sieht es aus, als haben sie das Beinkleid gleich-
 wie im Traum vergessen.
 Wie man oft träumt, daß man nur halbgekleidet
 unter Menschen geht

Und sich vor Scham aufbäumt, so schien es hier,
 wenn überm Weg
 Ein reicher Indier mir, mit dicker Brille auf der
 Nase, von oben vornehm angekleidet
 Und unten beinahe nackt, entgegenkam.
 Und immer hörte ich in mir die Frage:
 Bin ich Europa da nur vierzehn Tagereisen nah'?
 Ich sah mich wie auf einem Traumplanet,
 Weil jeder hier zum Korso nackend,
 Wie nur die Sehnsucht durch den Weltraum, geht.

Neben dem Korso

Neben dem Korso lief ein Schienenstrang, wo Vor-
 ortzüge, an der See entlang,
 Bombay vom Morgen bis zur Nacht bedienen.
 Die Kette der verrauchten Eisenwagen, Bahnhöfe,
 Telegraphendrähte
 Vertragen sich sehr gut, dacht' ich, in allen Tagen
 Mit Schleiern, mit Rubinen- und indischer Augenpracht,
 Sowie das Herz auch mit dem Wagen in einem Leib
 zusammenlacht.
 Ich hatte eben diesen Satz zu End' gedacht, da tat
 mir die Ruine von einem großen Brand
 Das Gegenteil besagen, daß hier das indische Herz
 nicht scherzt.
 Zerbrochen, rauchgeschwärzt stand eine mächtige Bahn-
 hofshalle
 Mit vielen Kuppeln an dem Meer, gleich einer Kathedrale,
 Und hat nach Rauch und Feuer noch gerochen;
 Denn indische Rebellenflammen schlugen hier vor drei
 Wochen Europas Eisenwelt gar wild zusammen.

Eiland Elephanta

An einem indischen Morgen kam ich daher im Blauen.
 Es war so schön als könnte man zur Fern' rund
 um die Erde schauen,

Und gern fuhr ich hinaus ins Meer zum Palmen-
 eiland Elephanta.
 Ich fand die Wasserflut großäugig und betäubt von
 Morgenglut,
 Gleich blauen Bronzefedern, glanzgestäubt, im Rade
 eines Pfauen.
 Und über meinem Boot, wie eines Eisenofens weiß-
 erhitzte Wand, der Himmel stand.
 Die Tropensonne war wie donnernd eine goldene
 Kanone groß,
 Und sie erschütterte die Luft rings überm Land, und
 Hitze fiel ins Meer wie plitzendes Geschloß.
 Zwei Stunden keuchte ungefähr mein winziges Motor-
 boot atemschwer;
 Mehr Glut wohl keinem droht, hat er den Weg hoch-
 rot zur Hölle hingefunden.
 Drei Hizen haben mich umloht: Der Sonne Schlot,
 das Glutblitzen im Meer und der Benzinmotor
 im Boot,
 Gar nicht zu sprechen von der vierten Hitze, der
 Sehnsucht Dauerbrand, in dem ich immer sitze.
 Wie Ungeheuer gingen diese Hizen im Meere mit mir
 Hand in Hand.
 Wie wohl war mir nach Stunden dann, als ich an
 einem Landungsstege der Insel grünen Palmen-
 berg gefunden,
 Als wär' das Fegefeuer überwunden.

Und Götter sind hier ganz allein zu Haus

Im Palmgehege, hoch hinauf, stand ein granitnes
 Treppgemäuer und stieg energisch in das Berg-
 land auf.
 Am Fuße aber saßen unverwandt, und ließen sich
 nicht stören, zwei Indier platt am Boden,
 Der eine war Barbier, mit einem Messer in der Hand,
 und schor dem andern hier, am Wege, das Haupt-
 haar glatt.
 Denn diese Felsentempel oben, die sind noch heute
 den Indiern eine heilige Wallfahrtsstatt,

Und vor dem Beten man sich fein erst säubern tat.
 Außer dem Waldbarbar war noch ein Kinderkarussell
 am Meeresufer auf dem Eiland hier,
 Doch statt der Holzpferdlein da hingen, aus indischen
 Zonen, bunt und klein, hölzerne Elefanten, Kamele,
 Zebra, Tiger da und Krokodile.
 Zwei nackte Indierkinder, die mir entgegenrannten,
 befanden sich hier wie im Paradiese und hatten
 alle Tiere als Gespiele.
 Sonst wohnte niemand auf dem Eiland. Aus Bin-
 sen und Geröhr ein einzig Hüttlein nur beim
 Karussell dort stand.
 Ich stieg wohl eine Viertelstunde, ohne Mühn, auf
 jener Wallfahrtstreppe durch das Grün.
 Über den Kokospalmengipfeln und überm Farndickicht
 sieht man nur Meer und ein paar Inseln leer,
 Kein Schiff, nicht Mensch, noch Maus,
 Als kämen unsichtbar nur Götter übers Wasser her,
 und Götter sind hier ganz allein zu Haus.

Sie zeigen sich dir alle lächelnd

Auf halber Bergeshöh' geht es zu Felsentempeln hin;
 eisig die Luft her weht,
 Man ahnt die Tempel kaum, nur Blattgewirr ist hier
 zu sehen,
 Bis hinter grünem Blättervorhang die Höhlenhallen
 offen stehen.
 Erst ist ein Vorhof, wo die Sonnenstrahlen wie gol-
 dene Gitter von der Höhe fallen
 Und malen grünes Blätterlicht in einen Felsensaal,
 der unterm Berg hinkriecht.
 Wie grünes Wasser dieses grüne Licht sich dort an
 grauen Säulensäulen bricht.
 Die Luft riecht stark nach Raubtierschweiß, als wäre
 nachts der Tiger Brunstgeheule um dieser Säulen
 Kreis.
 Allmählich treten deinem Auge, das in der Tiefe nichts
 vor grauem Dunkel sah, haushohe Götterbilder
 von den Wänden nah'.

Sie zeigen sich dir alle lächelnd, in langen Reihen,
 und tanzend ihre Reigen,
 Die einen trinkend, andere, sich lächelnd, erscheinen
 winkend und dir in die Arme sinkend,
 Mit keinem Wort von Sünde sprechend und auch
 nicht vom Verzeihen.
 Sie haben die Gesichter jener Leute, welche das Da-
 sein niemals noch gereute.
 Sie wollen nie erschrecken und niemals Scheu er-
 wecken, sie tanzen um dich und sie wünschen dir,
 Daß jeder Blutstropf sich mit ihnen freute.
 Sie lehren dich frohlocken und wollen gar nicht dich
 als ihre Beute,
 Locken dich nur auf deines Glückes Spur und lehren
 dich den leisen Tanz, dem weisen Gestern Dank
 und Heute ohne Sorgen
 Und unter Liebesdrang und Trank und Speisen hin
 zum Morgen.

Bald sind sie Mann, bald sind sie Weib

Da ist ein Gott, der alles zeugt, einer, der es erhält,
 und einer, der den Tod darstellt.
 Und jeder von den dreien ist zu dem Tanz des Lebens
 not, und keinen kann man ganz entbehren;
 Denn der das Leben auch bedroht, ist doch ein
 Gott.
 Bald sind sie Mann, bald sind sie Weib. Die Män-
 ner haben runde Hüften und runde Brüste an dem
 Leib,
 Und nur am Bart man sie erkennen kann.
 Denn sie gebärden sich zum Zeitvertreib gar zart
 und sind doch unerschrocken, wie nie ein Weib.
 Ihr Tanz scheint niemals hier zu stocken, sie drängen
 sich in immer neuen Reihen aus allen Wänden
 und halten sich mit vielen Händen,
 Als sollte ganz im Tanz die Welt erwärmen. Und
 manche Götter bringen Gaben mit und tragen
 sie in achtundsechzig Armen.

Und Fabeltiere halten in dem Tanz mit allen Göttern
gleichen Schritt,
Und alle sind geschmückt mit Perlen, Federn, Ketten,
und nur nicht mit der Tränen Glanz.

Götteraugen und Menschenaugen

„Darin die Augen aller Götter sich von den Menschenaugen unterscheiden:

Die Menschen haben Tränendrüsen und Tränensäcke
in den Augen beiden,

Die Götter aber niemals leiden und niemals büßen,
und ihre Augen sich, wie Edelsteine, am Lichte
weiden.

Daß wir das Büßen meiden lernen, tanzen die Götter
vor uns auf geschulten Füßen,

Lächeln, tanzen und wollen weise Heiterkeit in unser
Blut einpflanzen.“

Die Rede gab mir ein, wie ich vor jenen Felsen-
bildern stand, ein jeder Göttermund aus Stein.
Sie tanzten ohne Flügel, ohne Schwingen, und meinem
Herzen gingen gar fröhlich alle Atemzüge aus
und ein.

Wohl mußte ich auch hier zur Seite stehn und war,
wie stets, ich weiß nicht wo;

Ich ließ die Götter gern an allen Wänden mit acht-
undsechzig Händen und mit Beinen tanzen,

Machten sie doch im Großen und im Ganzen mich
schon beim Hinsehn froh.

Die Indier, wenn sie beten, bringen Kötel mit

Die vielen Säulen sind verstümmelt von der Zeit,
Die lümmelt sich selbst gegen Götter und gegen
Tempel mit der bekannten Rücksichtslosigkeit.

Meist hängen nur der Säulen Kapitäle dort an der
Decken.

Als tat das Beten hier die Schäfte sprengen.

Und einige der Gottgesichter ohne Zahl, die über-
 menschlich sich aus diesen Felsen recken,
 Sind scharlachrot bemalt, als ob sich Feuer über
 die grauen Steine strecken.
 Die Indier, wenn sie beten, bringen Kötel mit, daß
 sie den Gott auch sehen, wenn er zu ihnen tan-
 zend aus den Mauern tritt.
 Mit Schauern malen sie dann, bebend in Ekstase,
 die Götter feurig an, daß die rot aus den Wän-
 den schweben und glühende Verheißung geben.
 Drei bis vier Säle reihen sich zerbrochen in jenem
 alten Berg zu alten Weihen, von Erdgeruch durch-
 weht,
 Und sie enthalten ein Heiligtum in ihrer Mitte, ein
 steinern Zimmer mit vier Türen, die in ein steinern
 Viereck führen,
 Darinnen mannshoch eine Säule, ein Lingam, steht.

Lingam

Das ist der Name für das Zeichen jener Gottheit,
 von der man Fruchtbarkeit und Seligkeit vom
 Mann zur Frau erfleht.
 Des Lingams Ursprung knüpft sich an ein Sagenbild,
 das grauſig ist und wild.
 Ein Gott lag abends an des Ganges Ufer, in Liebe
 eng vereint mit einem fremden Weib,
 Das sah mit eifersüchtigem Triebe des Gottes Gattin,
 und sie straft des Gatten ungetreuen Leib.
 Sie rafft sein Schwert vom Boden auf und schlug's
 mit einem glatten Hiebe zwischen den Mann und
 jenes Weib.
 Des Gottes abgehauen Glied verehrte man aus Stein
 in allen Tempeln dann im ganzen Land,
 So wie es sich im Weibeschoße noch fruchtbar nach
 dem Schwerthieb fand. —
 Hier in der Höhle, unterm Valmenwald, unter der Erde
 Dung, pries man die Zeugung und die Fruchtbarkeit.
 Hier ließ seit Urzeit schon die Gottheit die Menschen
 in die Liebe sich versenken,

Hier unter einer Erdenbede, die voll vom Wurzelfaft
 der Tropenpflanzen,
 Hier, wo die Götter Werbekraft anspornen und Liebe
 froh umtanzen.
 Wie ich noch hinsah, war, als ob die Schar der
 Göttermänner und der Götterfrauen
 Aus allen Felsen mit dem Angesicht der Liebsten nach
 mir schauen;
 Bald war sie Weib, bald war sie Mann, bald wech-
 selte sie ihr Gesicht,
 Bald war es, wie zum Zeitvertreib, als wäre sie mein
 eigener Leib, der sich zum Weib und Mann verflucht.
 Ich kannte mich bald nicht mehr dort heraus und
 fand mich erst auf meinen Beinen wieder, als ich
 aus diesem Venusberg hinaus.
 So eng verschlungen also, dacht' ich, steht es im Liebes-
 leben aus
 Und fuhr in sehr viel Stigen mehr, als vorher, in
 der Mittagsee nach Bombay zu dem Lunch nach
 Haus.

Asiatischer Sonntag

Ich konnte mich von diesen Göttern, die glücklich wie
 die Stubenfliegen
 Und wollüstig wie nur die Blinden, gar leicht hie-
 nieden zu den Menschen wiederfinden.
 Viel schwerer war mir's damals, als, vor Wochen,
 ich aus den Pyramiden müd' herausgekrochen
 Und dann herabgestiegen zu den Wüsten, da war tief
 eine Kluft von jener Totengruft
 Hin zu den Lebenslüften. Doch nicht hier zwischen
 Menschen- und den Götterbrüsten,
 Denn beider Lungen brauchen Liebesluft.

In Bombay war es Sonntag im Hotel, und dieser
 Tag, in europäischen Räumen,
 Ging niemals von der Stell'.
 Doch vor den Fenstern stand, am indischen Land und
 Meer, ein Werkeltag umher.

Zum erstenmal in meinem Leben empfand ich mich,
 als Christ, ganz sektenhaft
 Und saß mit meinem Sonntag außer Kraft daneben.
 Denn Asien hat sich keinen Sonntag angeschafft. Es
 lärmt und pafft
 Tagaus, tagein wie alles Leben stets voll Lebenssaft.
 Denn die Natur stellt auch nicht stets am siebten Tag
 das Wachsen ein,
 Sie wächst aus voller Brust vergnügt und nicht mit Plag'
 Und will nicht jährlich zweiundfünfzig Tag' für ihre
 Lebenslust belohnt noch sein.
 Den Göttern aber huldigt man am besten, pacht man
 das Leben froh und stündlich an.
 Von Bombay bis nach Honolulu feiert der halbe
 Erdteil keine Sonntagsruh'.
 Man einigt sich mit der Natur zu großen Festen,
 Doch betet nicht zu seinen Göttern nach der Uhr.
 Und kommt ein Christ zum erstenmal in jene Heiden-
 welt hinein,
 Fühlt er sich mit dem Sonntag in ein' Eck' gestellt
 Und sitzt mit seiner Faulheit dumm allein.
 Ich hätte mich im Sonntagsmüßiggang mit meinem
 Liebesheimweh nur gequält
 Und stellte darum kalt die Sonntagsfeier ein
 Und merkte bald, daß sie mir gar nicht fehlt.

Der Zauberstab

Der Kai vor meinem Fenster heiß und leer im
 Mittagsschatten lag,
 Nur ein paar Wolken schwammen, weiß und wie Ge-
 spenster, überm Meer.
 So war es jeden Tag, und jeder Tag kam sonnenheiß
 Und lebhaft in sich selbst daher.
 Um diese Stunde aller Sonnen hegte mit Kraft ein
 Zauberer
 Unten vor Loggien und Balkonen, vor dem Hotel auf
 Pflastersteinen.
 Er ließ in bunten Lappen die halbe Welt verschwinden
 und erscheinen,

Und seinen Zauberlehrling hieß er binden, wies ihn
in einen Korb hinein,
Stieß unter Schreien, wie besessen, mit Degen und
mit Dolchen auf ihn ein,
Ganz wie die Taschenspieler pflegen auf europäischen
Messen.

Nur glaubte dieser hier an seine eigenen Hexereien
Und machte dadurch alle, die ihm zugeschaut, verwirrt
Und von dem Zauber ernst besessen.

Auch heut am Sonntag war er da und rührte seine
indische Trommel,

Die einen Teufelslärm vollführte. Und statt der Glocken,
die im Christenlande läuten,

Sah ich den Zauberer am Pflaster hocken und Gläubige
an allen Fenstern

Zur Andacht sich erbeuten und einen Silberregen auf
sein Haupt

Von den Balkonen locken. Denn jeder warf ihm gern
sein Geld hinab,

Weil ihm der Zauberer mit seinem Zauberstab, für
klare Münze,

Den Kinderglauben an Unmöglichkeiten wiedergab.

So zaubert Liebe, dacht' ich, seit uralten Zeiten
den kleinen Menschen ihre Künste vor,

Und jeden freut es, macht sie ihn zum Tor.

Nachtfahrt im Eingebornenviertel

Um abends noch dem Sonntag zu entgehen, wollt'
ich im Eingebornenviertel

Die schönste Bajadere tanzen sehen.

Die Droschke hielt nach langen Winkelfahrten.

Der indische Kutscher aber schien verwirrt, als habe
er sich im Gedräng' verirrt,

Und sagte englisch mir, ich möchte warten.

Wie dunkle Scheiterhaufen, daran die Funken starren,
Sah'n mich die Eingebornen-Straßen an.

Viel bunte Lampen brennen auf Altanen,

Und offene Feuer rennen in die Luft wie helle, seidene
Fahnen.

Es ist ein Duft der Lichter und vom Ambrarauch,
 Und die Gesichter, sie saßen sich ganz nah', eng zwischen
 Liebesblick und Scherzen.
 Verliebte Frauen waren da, wie dunkle Leuchter voll-
 besteckt mit Kerzen.
 Indisches Sternengewimmel, das in der Nacht durch
 offene Häuser geht,
 War eben aufgewacht, und selbst das Pflaster schien
 ein Stückchen Himmel.
 Wie Stufen, die sich höher hoben, hörte ich Stimmen
 singen, lachen, rufen.
 Als ob sie niemals Feierabend geben, rannten in
 kleinen Läden
 Englische Nähmaschinen in Händen von gewandten
 Indiern,
 Die noch bei Nacht von Arbeitseifer brannten.
 Als darf das Leben nachts nicht mal verschnaufen,
 War noch ein Laufen und Verkaufen in allen Gassen
 her und hin.
 Auf Füßen, die stets schuhlos sind, die nur in seidenen
 Pantoffeln gehen,
 Kommen sie lautlos, eilig um die Ecken, gleichwie
 der Wind, um spurlos wieder zu verwehen.
 Ich sah mich in dem Wagen, in einem dunkeln Tanz
 still stehen
 Und sah den Kutscher dann beraten in einem Kranz
 lautloser Schatten,
 Als müßte er das Leben wagen und nach dem Weg
 ins Jenseits fragen.
 Manch' Weib lehnte indes den Kopf auf ihre Hand
 Und stand versteckt von einem Blumentopf und hat
 von lampenheller Galerie,
 Wo Affen sprangen und Zikaden sangen, wie Boten
 ihre Augen still herabgesandt.
 Der Kutscher aber kam und sprach, ich hätte nichts
 zu hoffen,
 Aus Höflichkeit für England sei am Sonntag gar
 kein Tanzplatz offen.
 Und mit ihm nickten alle Schatten, die ihm Berater
 waren.
 Ich aber dachte: ich will und muß noch ins Theater fahren.

Und mein Gedanke, mehr als Worte, still auf die
Schatten Eindruck machte.

„Ja, ist's Euch gleich,“ sprach da ein Mann, „dann
seht Euch eine Kulibajadere an.

Nur eine Kuli heute vor Euch tanzen kann, sonst keine
in dem ganzen Indisch-englisch großen Reich.“

Ich zauderte und dachte wieder still, daß zwischen
meinem Tanzgelüste

Und einem Kuliweib ein Unterschied bestehen müßte,
Doch hielt der Indier jeden Zweifel mir vom Leib.
Er pries und er verhieß, daß ich dort sehen könnte,
Was nie sonst sich ein Europäer gönnte.

Das Kulitheater

Nicht ohne Widerstand ließ man mich ein.

Ich war im Smoking und der weißen Weste den
armen Kulis viel zu fein.

Doch stieg ich, ohne lang' zu zagen, von meinem
Droschenplatz hinein

Und ließ die Indier staunen und sich fragen.

Die Türen zum Theaterraum waren weit aufgeschlagen,
Vom Hof von einem großen Reißigfeuer

Zusammen Rauch und Flammen bis ans Orchester jagen.

Das Feuer wälzte sich wie ungeduldig, ein tausend-
köpfig Ungeheuer,

Und lebte voll Behagen und söhnte mich mit aller
Armut aus.

Im Haus der Raum war ein ganz klein Theater,
wie in Europa auch,

Nur vom Gebrauch schon halb zerschlagen.

Ich saß in erster Reihe im Parkett. Der Lederstuhl
war etwas fett

Und auch zerschliffen, und Kopphaar hing herausgerissen.

Drei Schritte vor mir war die Bühne, grau eingeraucht
und voll Kuliffenfegen,

Als schwebte sie in großen Spinnennetzen.

Das Publikum im Raum sah ich erst kaum.

Elektrisch fiel vom Dach von einer einzigen Bogen-
lampe

Das Licht nur schwach herab zur Bühnenrampe.
Ich sah nur Lumpen hinter mir, und dicht vor Lumpen
Sah man kaum noch ein Gesicht.
Im Rang lag Kopf an Kopf auf dem Geländer, ich
sah nur Turbanbänder
Und Falten bunt verschossener Gewänder,
Und auch vom Ohrgehänge licht ein Funkeln.
Sonst hing ein jegliches Gesicht wie Rauch im Dunkeln.

Die Kulibühne

Ich hatte gute Weile, gar keine Eile nahm sich das
Theater.
Manchmal kam eine kühne Ratte über die Bühne und
nagte zahm an einer Latte.
Stumm wiegen sich die Kulis rings um mich, und wie
im Schlafe stiegen
Die Tabakswolken aus den Lumpenbündeln auf.
Dann kletterte ein Musikant hinauf über den Bühnen-
rand,
Er wand wohl eine Viertelstunde und mit gelassener
Hand
Ein straßenlanges Turbanband mit Schwung ums
Haupt.
Er hockte auf dem Boden vor einem kleinen Spiegel-
scherben, er nahm sich lange und unendlich Zeit,
Als müsse er vor Eitelkeit und vor Bewunderung
gleich hier am Spiegel sterben.
Drei andere Musikanten gesellten sich zu ihm und
stellten sich zur Schau an die Kulissen,
Die, teils Zimmer, teils Garten, teils Wolkenhimmel,
ganz zerrissen,
Vom Staube grau, unkenntlich starrten. Ich wollte
jetzt schon nicht mehr warten,
Da knarrten Klappern, einer schwang den Gong.
Langsam und unterirdisch klang Metall und Holz und
Trommel,
Und auf der dunklen Bühne kam die Jenseitswelt in
Gang,
Einstweilen mit Musik und Nasensang.

Trüb, ohne Vorhang, stand die Bühne offen, mit
 Vorhangstoffen wird hier nichts verborgen,
 Vorhang sind für den armen Kuli vor seinem Blick
 die Arbeitsorgen.
 Den Vorhang zieht ein jeder selbst zurück, gönnt ihm
 das Glück,
 Sich Stück um Stück hier im Theater zu vergessen.
 Auch ich bin mit den Kulis einen Augenblick
 Wie im Nirwana sehnsuchtslos geseffen.

Die Kulibajadere

Der erste Takt

Es spriest ein Zauber aus dem ärmsten Weib, das
 sich im Tanze einmal ganz vergißt
 Und seine Schritte sauber nach dem Takt bemißt
 Und seinen Leib, befreit von aller List, unter die
 Götter reiht,
 Von einem Taumel angepackt und von der Leiden-
 schaftlichkeit, die Öl ins Feuer gießt,
 So daß die Zeit weit in Unendlichkeit vor ihr zer-
 fließt.

In blauen, vielzerschliffenen Rattun gewickelt, und in
 zerrissenen grauen Leinenfegen
 Wie eine Bogelscheuche anzuschauen, zum Entsetzen,
 Trat auf die Bühne hin, das Angesicht ver mummt,
 Die indische Tänzerin.

Vier Musikanten standen hinter ihr, und sie begannen
 Mit Metallgeklirr, als müßten sie die bösen Geister
 bannen,
 Und haben nâselnd vor sich hin, wie irr, gesummt.
 Ein Gong und Trommeln schlugen an und haben
 mitgebrummt,
 Die Tänzerin in ihren grauen und den blauen Lum-
 pen blieb ver mummt, tat sich nicht rühren.
 Sie wartete, als müßte sie all die Musik, die klingend
 klang wie Glöckchen an den Ziegen,
 Und die, wie große Sommerfliegen, heiß gesummt,

In den Gelenken erst als Zucken spüren,
Als dürste sie sich nicht zu früh dem Tanz verschenken.

Eng eingewickelt blieb sie stehen eine Weile, nur feine
Bronzefüße ließ sie sehen.

Die Knöchel und die Zehen waren dünn, wie zart
geglättet von der feinsten Feile,
Nur auf der dicken Schnur der Silberschellen um ihre
Füße

Und auch von hellen Ringen an den Zehen
Tanzte ein Funkeln.

Die Arme hielt sie übers Haupt gestellt.

Durch manchen Schlig und manches Loch in dem
Kattun sah man die braune Haut,

Doch sonst ward nur vom Leib das Klingeln ihrer
Silberketten laut.

Sonst blieb das Weib, das zarte, das mit dem Tanz
noch sparte, hochaufgestreckt

Unter den Lumpen trüb versteckt.

Dann aber kochte die Musik, die schneller auf den
Gong und auf die Trommeln pochte,

Ein dumpfer Laut, der in der Luft wie eine ange-
schlagene Saite stehen blieb,

Trieb endlich leis' die Tänzerin zur Mitte in der
Musikanten Kreis.

Nicht länger sie die Ruh' mehr halten mochte.

Wie an dem Dachte eine Flamm' im Nu erwacht,
vom Luftzug hin und her gewiegt

Und angefacht Anstrengung zum Entfliehen macht,
So hat die Eingehüllte plötzlich aufgelacht.

Sie biegt die Hüfte, läßt die Schleier wehen, doch
stehen noch die Knöchel still,

Die Glieder, die sich unter Lumpen nach Rhythmus
und Erlösung sehnen,

Beginnen unmerkbar zu zittern und sich vom Boden
fortzudehnen.

Dann raffelt's fein, die Schellen erst allein, die Füße
stellen sich zum Tanze ein,

Doch ist die ganze schweigende Gestalt verhüllt noch,

Und nur der Lumpen, der sich enger um sie legt und
 der sie grau beschreibt,
 Zeigt an den atemlosen Brüsten, wie sehr erregt die
 Frau,
 Die immer noch auf einem Flecke, bewegt von Gong
 und Trommeln, stehen bleibt.
 Als hätte ich Jahrhunderte zurückgelegt, endlos die
 Zeit mich schier verwunderte,
 Die breit und langsam tat wie 's Wachstum einer
 Pflanze,
 Und die sich vorbereitet hat nur zu dem ersten Takt
 von einem Tanze.

Der Tanz

Unter der Bogenlampe war die Frau, die tief verhüllte,
 Die endlich sich zur Kampe mit wenigen Schritten
 nur bewegte,
 Als ob ein Geist aufstand und unter Lumpen aus
 dem Grab
 Die Ferne von dem Tod zum Leben hinter sich still legte
 Und nun den ganzen Raum mit seinem Odem füllte,
 So wie ein großer Blütenbaum, der angewachsen
 auf den Wurzeln steht.
 Und mit dem Duft, wenn ihn die Luft erregte,
 Durch Meilen Land hin zu dir geht.

So tat das Weib den Rhythmus jetzt verbreiten,
 Sie nahm den einen Arm vom Haupt und hat die
 Hand gestreckt und tat die Finger spreiten,
 Sie biegt den Leib nicht viel, der blieb fast still.
 Und nur die Hand bewegte sie im Tanz, als ob die
 Seele ganz zu ihren Fingern kam
 Und biegsam still, wie eine Schlange, sich entrollen will.
 Allmählich auch enthüllt sie vom Gesicht sacht eine Wange
 Und sendet, unterm Schleier halb versteckt, stumm
 lange Blicke,
 Und wie die Schatten einer Nacht weit ausgestreckt.
 Sie folgt mit leisem Gange und gebückt dem Gange
 ihrer wild entbrannten Musikanten,

Die eng und nah im Kreise, wie verzücht, rings um
 die Tanzende wie um ein Feuer rannten.
 Die eine Hand stets an der Stirn, die andere gedehnt
 gestreckt,
 Hat sie sich in das Bühnendunkel wie in ein Bett
 zurückgelehnt
 Und hat die Augen, wie zwei Messer, am Rhythmus
 voll Genuß geschliffen,
 Hat mit der Hand zur Luft gegriffen und wand sich
 unterm Lustgeheule
 Von jedem Musikant, wie eine Säule, die sich dreht,
 Wie Rauch, der senkrecht aus dem Brand aufgeht
 und wie von allen Aschen frei.
 Dann aber stieß sie einen raschen Schrei aus ihrer
 Kehle, als riß sie sich das Herz entzwei,
 Ließ sich zur Erde, fiel ins Knie mit einer furchtbe-
 sessenen Gebärde
 Und kauert wie bedroht, als wär's ihr Tod und
 nicht ein Tanz und Spiel.
 Dann wieder schnellte sie empor, hoch springend, die
 noch eben ohne Leben hockte,
 Und tanzte liederstingend und hingeeben wie zuvor,
 Ganz Heiterkeit, ganz seliges Entschweben.
 Sie lockte unter Wehen mit den Schultern, als soll-
 ten alle das Geleite
 Ihr durch den letzten Himmel geben.
 Dann hat sie plötzlich rückwärts umgeguckt,
 Hat ihren Betel, den sie stets mit Wollust unterm
 Tanz gekaut,
 Mit einem Schnalzlaut über ihre Schulter fortgespußt.
 Ganz unbewußt ist das geschehen, als könnt' es kei-
 ner in dem Rausche sehen.
 Zur Trommel hat die Flöte mitgeglückt.
 Die Tanzende legte im Weitergehen sacht ihre Lum-
 pen von den Schultern und den Brüsten
 Und gab in Freiheit sich den Lüsten der Töne und
 dem Tanztakt hin
 Und stand bald nackt und blank, wie nur die Dun-
 kelheit in einem Weiher.
 Vom wilden Taumel immer heftiger gepackt, tat sie
 sich drehen,

Sie tanzte wie in zärtlichem Bergehen und ließ den
letzten Schleier an den Hüften schon lockerer wehen.
Da trat von ihren Musikanten einer an sie heran
Und legt ihr aus Drangenblüten sacht eine weiße
Blumentette an.

Die weiße Kette auf dem dunklen Leib war statt der
Lumpen dann

Wie eine Kleidung einer Königin dem armen Tänzer-
weib.

Und so geschmückt glitt sie auf rauhen Bühnenlatten
Stumm und glücklich wie ihr eigener Schatten,
Als hielt sie heilig Schritt mit vielen weißen Tempel-
pfauen,

Mit allen Göttern fern auf körperlosen Auen.

Die Tanzpause

Vom langen Schauen wußt' ich kaum, wo ich mich
wiederfand.

So oft dann eine Pause in dem Tanz entstand,
Reichte die Tänzerin mir von der Bühne Rand bettelnd
die ärmlich schmale Hand.

Ich gab ihr jede silberne Kupie, die sich in meiner
Tasche fand.

Mit ihrem raschen Haschen nach dem Geld entband
sie mich von dem Gequäle und dem Bann,
Den jedes schöne Weib mit Leib und Leidenschaft
ausübt auf einen Mann,

Der sich nicht trennen kann im Geist vom Bild der
Liebsten, das stets mit ihm reist.

Dann fing der Tanz von neuem an. Man sagte mir,
Die Kulis freuen sich bis zu dem nächsten Morgen-
rot daran.

Als ich nach Mitternacht mich aufgemacht und das
Theater dann verließ,

Stieß ich mich wie aus einem weltvergessenen Land,
wo alles Blut andächtig stille stand,

Und wo die Heiligkeit der Leidenschaft mich mit dem
letzten Kuli noch verband.

Stall der alten Götter

Zwei wunderliche Ställe hat die Eingebornenstadt in
Bombay,
In einem sind die alten Götterbilder, die abgelegt
und außer Mode,
Im andern Tiere, alte und marode, die gern der
Indier bis zum Tode pflegt.
In einer Gasse, eng, verdeckt, halten die beiden Ställe
sich versteckt,
Wohl über hundert Götterbilder, wie Puppen und
wie buntgemalte Schilder
Standen in einem langen Schuppen.
Es hielt die Göttin Kali, groß, zerfleischte Offiziere,
Engländer, nackt und bloß, in ihrem Schoß.
Statt Hände hat die Göttin Krallen von einem wil-
den Tiere.
Aus ihrem Mund, verzerrt von Wut, floß gutgemaltes
Blut wie rote Bänder.
Sie hielt ihr Opfer festgepackt und fraß die bunten
Eingeweide.
Manch General in ihrem Arm lag totenblaß und
blutzerhakt.
Mit grünen Augen, grell, aus Glas, und kühnen
Bärten, auch aus echtem Haar,
Mit echter Tigerkralle saß hier die alte Götterschar
in ihrer Götterhalle,
In diesem Folterstalle nur Blut und kein Erbarmen war.
Mitleidig aber lag, wie Milde und wie die Asche der
gestillten Wut,
Staub überm roten Blut, Staub über jedem toten
Götterbilde.
Und diese Götter, die den Fremden hassen, mehr als
es selbst der Indier tut,
Erscheinen einmal doch im Jahr zu einem Feste noch
auf allen Straßen.
Erblaffen muß sogar die Sonne, kommt dann blut-
triefend diese Puppenschar
In Prozessionen mit den Pilgerzügen durch die Gassen,
Und glänzt das angemalte Blut hell zum Vergnügen.
Da sitzt der Affengott, braunblau, und fleischt die Zähne,

Und er erdroffelt eine weiße Frau.
 Ein Elefantenbild zerdrückt, zerstampft Matrosen
 Und dampft von Blut, geschmückt gleichwie mit Rosen.
 Der Tigergott mit seinen Zähnen, gräßlich großen,
 kaut Därme englischer Soldaten,
 Und jeder Gott stößt um sich, tobt und haut
 Und ist von Scharlach aufgereggt umflossen.
 Und diese schwache Puppenchar sitzt, wie die indische
 Rache, im staubigen Stalle eingeschlossen,
 Doch furchtbar wird es sein, wenn diese Puppen
 alle mit Flügeln aus der Halle fliegen
 Und wie die Schmetterlinge, mit grassen Totenköpfen
 auf den Rücken,
 Sich, überm Lande freigelassen, wie ein Signal zum
 Töten wiegen.
 Unheimlicher war mir die Straße, als ich den Götter-
 stall verließ
 Und all die Indier sah, die sanfter scheinen als die
 Schafe, von denen keiner einen Hund anstieß, lag
 der im Schläfe.
 Dieselben Indier aber warfen alle
 Geldstück um Geldstück schnell in eine Kasse als Opfer
 für den Tigergott, der da rot
 Am Eingang zu dem Götterstalle nah' bei der Straße
 sitzt und droht. —
 Das Menschenblut, dacht' ich, bald ist es honigsüß
 und gut
 Und bald zerreißt es dich wie eine Tigerkralle.

Stall der alten Tiere

Der Stall der alten Tiere ist ein Hof.
 An den vier Mauern kauern die alten, weißen Zebu-
 stiere,
 Die grauen Elefanten, Affen, Pferde und alte Pfauen.
 Sie lassen sich die letzten Tage auf dieser Erde ver-
 süßen statt versauern
 Durch zarter Menschen staunliches Bedauern.
 Sie wackeln auf den abgenützten Füßen und tragen
 gelb und rote Blütenketten

Um ihre altersfetten Nacken, sie können sich zum
 Futtertrog kaum bücken,
 Und große Raben sitzen den Ochsen und den Pferden
 auf den Rücken,
 Und die verjagen ihnen mit Flügelschlag die Mücken.
 Auch ein paar Altarsteine stehn im Hof,
 Und vor dem Schreine opfert man dem Affen und
 dem Elefantengott,
 Zu lindern hier im Stall die Altersnot.
 Mit Klappern und Gebeteklappern und Schwingen
 von Brumnteufeln gingen
 Zwei indische Knaben hinter mir und hielten Schritt.
 Sie scheuchten laut die Teufel fort von jedem Tier,
 Die mit dem Europäer in den Stall eindringen.
 Brumnteufel singen nicht, und da das Klappern auch
 die Ohren plagt,
 Hab' ich die Teufel selbst mit einem Teufel fortgejagt.
 Sie schwiegen auf der Stell', als ich mit Geld schnell
 all die Klappern kaufte.
 Käuflich, dacht' ich, sind alle Teufel weit und breit,
 Käuflich vor allem ist die Dummheit.
 Ein Teufel nur, die Sehnsucht, läßt sich nicht verkaufen.
 Und als die Klappern schwiegen, ist sie mit doppelt
 lautem Plappern
 Auch hier im Tierstall mir noch nachgelaufen.

Jeyppore

Eisenbahnfahrt

Zur Stadt Jeyppore, ins Innere von Indien, wollt'
 ich jetzt.
 Und eines Abends habe ich mich, wie zu Hause, in
 einen Schnellzug ganz bequem gesetzt
 Und unterm eisernen Gebrause indische Meilen durch-
 gehezt.
 Der Telegraphendrähte heimatlich Gesause ohne Rast
 hat mich wie eine Melodie gebannt.
 Der Zug ist wie entbrannt hin durch die Tropen-
 nacht gerannt.
 Das eiserne Gedröhne, die Eisenräder, die im Gang
 sind voller Heimattöne,

Nicht lang', da hatt' ich ihren Sinn erkannt:
 Es sind rings um das Erdgedräng' streng ausge-
 spannt die Strophen, die zeitlosen,
 Von einem großen Menschheitsfang, vom ewigen Sehnen.
 Sie machen Blut und Tränen eng verwandt von
 Land zu Land.
 Doch hörte ich im Eisenklange auch das Gerassel
 einer Schlange,
 Die schon vom Uranfange das Menschenohr betörte,
 Die zur Erkenntnis aus dem Paradies fortriß. Nie
 stockt schier ihre Gier.
 Ich hab im Schnellzug wie im Leib und im Gebiß
 der Schlange selbst gehockt,
 Die mich von meinem Weib weit fortgelockt und
 mich jetzt herzlos vorwärts stieß.

Die Affen von Ahmedabad

Am nächsten Morgen, als es kaum getagt, stoppte
 mein Schnellzug unter Schnaufen,
 So wie ein Pferd im Zaum. Im Bahnhof von
 Ahmedabad ölte man ihm das heißgelaufene Rad.
 Da sprangen Affen an den Zug vom nächsten Baum,
 Auch Affenmütter schwangen sich, voll Selbstvertraun,
 mit ihren jungen Affenrangen an den Brüsten,
 Und ohne umzuschau'n, über den Bahnhofzaun.
 Sie kamen an den Zug mit ihren langen Armen,
 Um Mandeln oder Trauben flug zu fangen.
 Sie hockten schwagend und die Jungen agend im Kreise,
 Lebendig wie ein ganz klein Menschenvolk, und rann-
 ten zierlich übers Bahngleise.
 Sie blinkten mit den Augen eine Lichtersprache,
 Und ihre kleinen neger-schwarzen Gesichter winkten
 den Reisenden aufmunternd zu:
 Du großer Affe, du, raffe dich auf und gib dem
 kleinen noch eine Nuß dazu.
 Du siehst, wir sind im Hunger so demütig wie du.
 So bettelten die grauen Affen und Affenfrauen.
 Ich dachte fast schon, daß sie kleine Menschen waren
 Mit grauen Kleidern, aus gewebten Haaren.

Man könnte ihnen gar den Bahndienst anvertrauen,
Daß sie mit Kannen Öl nach heißgelaufenen Schnell-
zugsrädern schauen.

So könnte man die kleinen Wesen zum Arbeitsbrauch
sich dienstbar machen.

Und auch vielleicht belesen.

Sie schienen mir ja so bescheiden, wie nur ein Bündel
Leiden

In silbergrauem Fell, daß man Erbarmen spürte.

Da rührte sich der Zug plötzlich von seiner Stell',
Und alle Affen schrien grell und zeigten Trauer.

Die Affenmütter drückten die Kangen zärtlich an die
Brust

Und streicheln sie mit langen Händen, gleichwie im
Erennungschauer.

Die Affenmänner aber taten voll Verlangen, als
möchten sie den Zug auffangen,

Und sprangen auf den Schienen mit. Doch hielten
sie nicht lange Schritt.

Und schnell erkennend, daß sie nichts erreichen, schauen
sich alle an —

Wie auf ein Zeichen umfassen alle Affen ihre Frauen.
Als wollten sie den Reisenden zum Abschied eine
Weisheit anvertrauen:

Kann man durch Arbeit nicht sein Futter und nicht
Befriedigung sich erjagen,

Stillt man durch Wollust und die Liebe den Hunger
auch im Magen.

Ein Stück Wüste

Ich saß im indischen Eisenbahnwagen, und draußen
lagen die grauen Strecken der Wüste,

Wo nur Steine mit ödem Grausen anschauen

Und der Sand mit dem Gelüste, im Zugwind zu
jagen.

Wie in Gedankenleere verschlagen sah ich den Sonnen-
brand

An des Bahndamms Rand, wo Meile bei Meile
das Nichts stand,

Und wo meine Augen, wie Steine, tot lagen und
 sandbestaubt meine Hand.
 Keine Palme, kein Tier, keine Stadt, nur das Nichts
 hat ein Recht hier.
 Und es bietet dir schauerlich alles, was es nicht hat;
 Bedauerlich aber ist nicht, daß man vom Nichts
 nichts erhält:
 Daß es alles dir vorstellt, das ist, was dich quält.
 Es gibt dir stets grenzenlos viel, mehr als der Wirk-
 lichkeit begrenztes Spiel.
 Es weckt die Gelüste und eine Sehnsucht ohne Ziel.
 Die Dreißigstundenfahrt durch die Wüste
 War mir, als hätte ich Stadt bei Stadt dort gefunden,
 Denn ich sah das Schönste für mich, das Indien
 nicht hat:
 Das Bild meiner Liebsten mich küßte.
 Ich fand ihr Bild klar im Raum, wo die Wüste wild
 und kein Baum stand.

Der Berg Abu

Ein Berg erschien am Horizont, senkrecht gestellt in
 derbe Wüstenglut,
 Wie ungeheuerlich ein Riesenzuckerhut.
 Es war der Berg Abu, um welchen große Heilig-
 tümer stehen sollen,
 Tempel der Jainsekte, die sich stets nackt nur wie der
 Himmel kleiden wollen.
 An einer Bahnstation kamen auch Jainpilger schon
 In rosig fleischfarbenen Tüchern an den Zug heran.
 Über die Nacktheit ziehen sie auf einer Eisenbahn
 fleischfarbene Mäntel an.
 Sie nennen sich die sanftesten der Menschen, doch sie
 bekennen sich zu großen Morden,
 Weil sie nicht mal das kleinste Tier, nicht ein In-
 sekt mit ihren Händen töten.
 Man sagte mir, der letzte König der Jains, er ver-
 lor sein Reich,
 Er war so weich, daß er an einem Morgen vom
 Weitermarsch abraten tat,

Aus Furcht, daß die Soldaten Insekten auf der Land-
 straße zertraten.
 Es war ein Regen in der Nacht gefallen und viele
 Raupen lagen
 Unter den Bäumen auf den Wegen.
 Der König wollte deshalb nicht den Aufbruch wagen
 Und ließ sich lieber mit dem ganzen Heer im Lager
 von dem Feind erschlagen.
 Die Jains, die sich so mit großer Vorsicht selbst zu
 Tode plagten,
 Sind mehr noch zu beklagen, daß sie die Tiere
 schonen
 Und gar nicht nach der Seele des Weibes fragen.
 Sie sagen, eine Frau kann niemals selig werden, nie
 ins Nirwana kommen.
 Ich möchte wissen, wie ein Mann sich selber preisen kann,
 Sieht er die halbe Menschheit, die Frau, als seelen-
 lose Schöpfung an.
 Ich dachte mir, der Jain bleibt ein Tor, wenn er
 auf seine Einsamkeit stets schwor,
 Das Herz ist stets dem Stärksten viel zu schwer,
 Er gibt die eine Hälfte der Seele gerne her.
 Schwachheit allein fürchtet die Teilung sehr,
 Der Starke kann zu zwein nur glücklich sein.
 Wie nur ein Jainman, unsäglich leer, sah dieser Berg
 Abu,
 Und dunkel traurig noch dazu, über die Wüste her,
 Allmählich ist er hinterm Horizont versunken gleich
 einem öden Geist,
 Um den von ferne nur ein Funken Leben kreist.

Neumondnacht in Jeypore

Mit weißen, blendenden Kuppeln sind die Stationen
 am Schienenstrang hingestellt,
 Als fährt man von Tempel zu Tempel in der indi-
 schen Eisenbahnwelt.
 Manchmal der Zug auch anhält, wenn es einem Ele-
 fanten oder Tiger einfällt,
 Daß er den Bahndamm als Lagerplatz wählt.

Dann pflegen mit Pfeifen und Rufen Maschinенführer
 und Heizer unerschreckt
 Das Tier zum Respekt zu bewegen.
 Unterm indischen Sternhimmel, wie unter silbernem
 Metallregen,
 Kam ich abends an in Jeypore. Die Tore der Stadt
 sind dann längst verschlossen,
 Und der Fremde beinahe bei den Sternen zu über-
 nachten hat,
 Wäre da nicht ein indischer Kastrat, der ein Haus
 vor die Tore stellen tat,
 Dort macht er die europäischen Reisenden satt und
 bietet Bäder und Lagerstatt.
 Ein jeder die Ruhe liebt, kommt er vom Reisen end-
 lich in eine Stadt,
 Und der Schlaf kaum sich dann noch verschiebt.
 Ich lag im weißgefalkten Zimmer beim Schein einer
 Petroleumlampe,
 Heimatlich um mich Schrank, Tisch und Stühle,
 Damit sich der Leib, wie in Europa, zu Hause fühle.
 Fremd war nur der Zikaden Geckel' in den Palmen-
 ständen hinter den Hauswänden,
 Und die Luft lag in lauwarmen Schwaden, gleich
 Händen auf meinen Händen,
 Voll Klingen ist die schwirrende Tropennacht, als ob
 in Sträuchern klirrende Messer singen.
 Um die Geister im Neumond zu scheuchen, machte
 heut' auch die indische Stadt
 Mit Metall, Streichen von Saiten und Klappern von
 Holz ein Geschall,
 Das hörte ich im Haus von weitem vor den Toren.
 Das braute sich mir in die Ohren wie ein Spuk,
 und ich baute mir unter Rumoren von jedem Laut
 Die Stadt auf, die ich noch niemals geschaut:
 Menschenmengen, die sich um tanzende Feuer drängen,
 Tänzer auf flammenbeschiedenem Dach, Menschen, ver-
 zückt und weit fortgerückt,
 An allen Straßenecken Flammen, die Holzstöße fraßen,
 Und Geheimes schoß heraus wie aus Verstecken,
 Schatten, die bis an die Hausdächer saßen, Schatten,
 die über Hauswände fuhren, ohne Spuren zu lassen.

Wie eine Albmare saß mir die Stadt, die unsichtbare,
 auf meines Bettes Decken,
 Und das Schlafen, das wachsen wollte und zu mei-
 nem Bett herankam, um sich zu strecken,
 Sah mich blöde an, halb ausgewachsen, wie ein Kalb.
 Ich mußte vor dem Lärm in meiner Lode erschrecken,
 Als wären die Neumondnächte eine Herde Ratten.
 Der Neumondgeist ließ es geschehen,
 Daß ich im Unsichtbaren Einzug hielt in die Stadt,
 die jeden Fremden zur Nacht fortweist.
 Ich konnte mich sehen auf der Einsamkeit großem
 Schattenpferde,
 Auf dem ich, wie nackt und bloß, um die Erde gereist.

Die rosenrote Stadt

Die Straße hin zur Stadt lag taub voll Staub,
 zwei Jahre es hier nicht geregnet hat.
 Mit meinem Wagen zogen Wolken aus Erde, die
 über Pferde und Räder flogen und mit um jede
 Ecke bogen.
 Im Morgenschimmer stand die Stadt noch immer
 wie ein Geisterspuk jetzt da;
 Denn wie von rosa Zucker überflossen, ich überall
 nur rosenrote Häuser sah,
 Der Maharadja hatte sich vor kurzem für rosa Farbe
 hier entschlossen.
 Kein Haus vom Rosa wich, und alle Häuser waren
 mit rosarotem Kalkanstrich begossen,
 Frisch wie ein rosa Zuckertisch.
 Der blaue Tag in einer himmelbreiten und rosen-
 roten Straße lag.
 Viel Fensterchen, nicht größer als die Tür von einem
 Taubenschlag, sahen der Straße nach,
 Wie Schleppen von den Dächern fielen indigoblau
 die Treppen.
 Ein Pfau, ein Tiger, heilige Kühe mit Lieb' und Mühe
 grün und blau gemalt an jeder rosa Häuserwand,
 Daneben stand aus rosa Kalk manch Elefant.
 Die Häuser klein gebaut, wie nur von Puppenhand,

Und unten fand sich stets ein offener Laden voll mit
indischem Tand.

Mitten im Fahrweg ragte aus Stein ein Heiligen-
schrein.

Und große grüne Bäume mit weißen Stämmen, die
schläferten im Morgenlicht die Heiligen ein.

Von jedem Dache sahen weiße Türmchen in das Land,
Zierlich und fein, wie Schachfiguren und wie gedreht
aus Elfenbein.

Hier ging manch Auge in der Nacht dem Monde nach,
Bis dieser an der Himmelsbucht beim Morgenstern
sich Ruhe sucht.

Der Marktplatz von Jempore

Es trottete groß manch Elefant wie eine Kuh, die hin
zum Stalle wollte,

Die Straße, die ihm wohlbekannt.

Den weißen Zebustier vor einen kleinen Turm ge-
spannt, der auf vier Rädern stand,

So fuhr der Indier hier durchs Land.

Die Menschen alle, wie verwandt, sich auf den Pflaster-
steinen

In reinen weißen und in feinen Purpurkleidern hier
eins zum anderen gesellen.

Du hörst hier keine Kinder weinen, den Hund nicht
bellen, nicht Tiere klagen.

Die Menschen tragen Blüten in dem Mund.

Gelassen gehen alle. Nur ihre Augäpfel, die hellen,

Sie sind die lautesten der Stellen in diesen Straßen.

Lautlos, als wäre es nicht Tag, als ob die rosen-
rote Stadt im Schlaf,

In sanft bengalischem Feuer lag, so ungeheuer still
ging hier im Morgenhimmel

Der Marktplatz voll von summendem Gesing von
Tieren und Verkäufern und Verkaufgewimmel,

Als ob er irgendwo fern im Nirwana hing.

Die Tauben von Jeypore

Am Marktplatz macht mein Wagen einen großen
Bogen vor einem Rudel grauer Tauben,
Die hier sich, mehr als alle Untertanen, im unbe-
schränkten Rechte glauben.
Behutsam schrauben sich die Räder von allen Wagen
um die Tausend,
Doch wehe, wenn die Pferde nur einer Taube eine
Feder zertreten hätten.
Fahrgast und Kutscher wären nicht vom Tod zu retten,
Denn dieses Volk, das hier in Frieden im Staube
liebt und haßt,
Nicht mit dem Frieden seiner Liebe spaßt.

Palast der Winde

Beim Markte stand ein seltsam rosa Haus mit vielen
Fenstern und Balkonen,
Tratst du hinein, niemand das Haus von innen fand.
Hinter der Tür besehen, ist dieses Haus nur eine
himmelhohe Wand.
Leer steht die Wand. Nur Treppen gehen zu allen
Fenstern kreuz und quer.
Dort sitzen, wenn der Fürst und seine Götter am
Markte Feste halten,
Bergoldet selber wie die Gottgestalten, des Fürsten
Frauen, die auf's Volk hinschauen.
Mit seinen Fenstern, seinen vielen, nennt sich die
rosa Wand „Palast der Winde“,
Weil hier oft schöne Augen mit den vier Winden
spielen.

Lebende Statuen

Auch sah ich kleine Statuen auf manchem flachen
Dach, auf Häuserecken sitzen,
Sie sahen zierlich aus, als würde man aus Holz
Figuren schnitzen.

Dort standen sie am blauen, klaren Himmel manier-
 lich aufgestellt,
 Doch ganz possierlich sprangen sie schnell fort und
 fangen sich wie Katzen,
 Es waren Affen, die statt Spagen auf allen Dächern
 von Jeypore hocken
 Und hier gestohlene Nüsse schmagen.
 Sie lassen sich vom Hunger auf die Straßen locken.
 Unhörbar glitten sie herab und bitten unerschrocken
 Brot, wie Invalide,
 Als ob sich alle Unterschiede, wo Sorgen sind, vergaßen,
 Saßen sie hungrig bei den Menschen, die teilten dann
 ihr Frühstück auf den Matten,
 Die sie im Häuserschatten vor sich gebreitet hatten.
 Und später spazieren dann die Satten mit den Satten,
 Und mancher fühlt geschwind, daß Mensch und Affe,
 beide,
 Vom Leide und vom Glück die gleichen Gäste sind.

Willkommen

Es war in einem indischen Basar, da stieg ich einer
 Treppe nach
 Und fand mich wunderbar auf einem flachen Dach
 und unter mir der Häuser Schar,
 Und in den Hinterhöfen mit Wänden alt ergraut
 und öden Mauern dicht verbaut,
 Hinter der rosa Vorderwand ein Haufen Alltag in
 den Höfen stand.
 Da sah ich Ställe, Ziegen, Küchen im Durcheinander
 um mich liegen.
 So ist ans Herz, das rosig gleißt, der Magen, dacht'
 ich, angeschweift.
 Bisher war ich noch stets weit fort von dieser rosa
 Stadt.
 Jetzt erst sie hier in Wirklichkeit mir nahe trat.
 „Willkommen“ stand mit meilengroßer Zeile auf einem
 Vorgebirge vor dem Tore.
 Das haben groß die Bürger von Jeypore für einen
 englisch-fürstlichen Besuch

Wie auf ein Felsenbuch quer ins Gebirg gegraben.
„Willkommen“ sprach es über Dächer zu meinem Ohre.
Gern las ich dort das Heimatwort im Namen einer,
die mir fern.

Ein wahnsinniger Elefant

Ich bin zu einem Elefantenstall des Fürsten hingegangen,
Dort sah ich, eingefangen, ein Ungeheuer. Der Elefant,
der hatte den Verstand verloren.
War an die Wand gefettet, in einem Lehmgemäuer
ohne Dach,
Er schlug sich müd' und schwach und hatte sich die
Ohren sehr zerfetzt;
Aus blutgeröteten und winzigen Augen sah er verzehrt
umher.
Groß schien die Tropensonne auf diesen finsternen Koloss,
Unheimlich stand er klar im Licht und wußte doch
nicht, wo er war.
Am Mauerrand, der heiß vom Sonnenbrand, dörrten
wohl hundert Kuchen platt aus Mais,
Er brauchte seine Nahrung nicht zu suchen, wie Ziegel
lag das Brot hier um ihn glatt.
Gepflegt und auch von keiner Not bedroht, ward er
im Hirn doch niemals satt.
Er raste sich im Wahnsinn hier zu Tod'.
Er tötete im Wutanfall und rötete mit seiner Wüter
Blut den Stall.
Ein Gott, der allen unbekannt, hat ihm mit Eisen
den Verstand verbrannt, sagten die Indier trauernd.
Wie ich da vor dem tollen Elefanten bedauernd stand,
War mir, als hätte ich den Gott erkannt;
Es ritt mit irrem Feuer das Heimweh nach den
Dschungeln auf diesem wahnsinnigen Ungeheuer.

Im Schloß des Maharadja

Wie in Unwirklichkeit webt eine indische Stadt, wo
nicht ein einziger Europäer lebt,
Wie unter deinen Stiefeln dort der Staub fortschwebt,
auf den es jahrelang nicht mehr geregnet hat.
Des Morgens, eh' sich noch die Tore öffnen, hörte
ich Lautensang und Schall auch von Musik,
Dann zog der Fürst beim Sonnenaufgang mit seinem
Dienertroß von seinem Schloß zum großen Pferde-
stalle,
Das ist ein straßenlanger Marmorhof, der stets voll
Sonne lag,
Und wo, mit seinem Angesicht nach Osten, der Fürst
Gericht hielt in der Marmorhalle,
Indessen sich der Höfling' Schar in einer Rennbahn
mit den Pferden ergötzt und spielt.
An einem Nachmittag fuhr ich in den Palast.
Der steht wie eine Stadt für sich und stark von Mauern
eingefast.
Ein echt massives, goldenes Tor dreht lautlos in den
Angeln eine edle Last.
Wie die Kassetten in einem schön gehauenen Schrein,
lassen dich große Höfe, von Bäumen überdunkelt,
ein.
Wie Schwärme bunter Papageien funkelt da eine
Menschenschar,
Und ihre Kleider überschreien an allen Wänden die
Bildhauereien.
Eunuchen, Schließer, Wachen lungern in bunten Seiden,
mit Plaudern und mit Lachen hier herum,
Als wären diese Hallen, diese Höfe gebaut um Men-
schen ohne Leiden.
Man zahlte eben alle die Soldaten in einem Marmor-
saale aus
Und wog die Geldmetalle auf einer feinen Wageschale.
Im Hofe kreuzte vor mir von kleinen Wagen eine
Karawane.
Ein jeder Wagen dicht verhängt mit bunter Decke,
und drunter saßen im Verstecke, gedrängt, fürstliche
Damen.

In einem grünen Gartengang übte ein junger Kecher,
 nacht, mit zwei Keifen, scharf geschliffen,
 Er warf und sprang hindurch und fing sie auf mit
 schnellen Griffen.
 Sie hätten wirbelnd ihn getötet mit einem Schnitte,
 Sprang' er nicht richtig durch der Keifen Mitte.
 Zwischen die Füße liefen die Affen, weiße Pfauen,
 Tauben
 Und folgten einem unter Zank und Zischen.
 Im Garten war ein niedriges Gerank von winzigen
 Mimosenlaubem,
 Wo Orchideen in der Luft still standen und ohne Erde
 mit den Wurzeln der Luft nachgehen.
 Und jeden Weg begleitete geradeaus ein Wasserlauf,
 Den fassen Marmorsteine gut. Der leitete, wie Blüten-
 blut, gefärbte Wasser rosa bald, bald grün,
 Zu Festeszeiten hier in bunten Gassen durch die
 Gartenbreiten.
 Hallen für die Minister lagen in Palmenschatten,
 Mit Säulen und Gewölben, himmelblau und voll
 Behagen,
 Wo die Gedanken mehr sich mit den Träumen als
 mit den Staatsgeschäften tragen.
 Fern im Gewimmel dieses Gartens, da war des
 Fürsten Bad auch unterm freien Himmel.
 Weiß wie der Boden von einem Marmorsaal lag,
 eine Viertelstunde in der Runde, das riesige Oval.
 So viele Frauen, als dem Fürsten in seinem Harem
 sind zur Hand,
 So viele hundert Mal stand in dem Marmor aus-
 gehauen
 Weiß Sitz bei Sitz rings um des Beckens Rand;
 Ein Marmorthron auch für den Fürsten am Ende
 des Ovals sich fand.
 Gleich einem Lotosblatt, so blütenweiß nahm jeder
 Sitz ein nacktes Weib in seinen Kreis.
 Man weilte in dem Bade zur Nacht bei Vollmond,
 wo die Zeit nicht eilte.
 Die Gartenpfade verteilten bronzene Lampen am Gestade.
 Der Fürst und mit ihm seine Frauen schwammen im
 blauen Wasser,

Und alle Ufer leben. Doch mehr als Mond und
 Lichter hier zusammen,
 Wohl hundert Arme, hundert lachende Gesichter dem
 Wasser Feuer und Erregung geben.
 Am Ufer auf den flachen Sizen, bei ihrer Herrin
 Kissen
 Wachen die Diener, die vertraut Geheimnis und mehr
 Wege wissen,
 Als selbst der Fürst in diesen Garten sich gebaut. —
 Am Gartenwalle ist zum Tanz die große, himmelblaue
 Halle.
 Dahinter, ganz versumpft, steht schwarz ein See, zu
 Schlamm verschrumpft.
 Weh' dem, der sich von draußen zu dem Garten wagt!
 Es hausen in dem Sumpf Alligatoren als Wächter
 mit den feinsten Ohren.
 Sie liegen da in langen Tagen, man sieht nur ihre
 Nasenlöcher stumpf aufragen.
 Doch plötzlich schlagen sie den Rachen mit Krachen
 auf und zu,
 Sie sind für hundert Frauen die allerbesten Wachen.
 Doch kannst du bei dem Weib auf seine Lieb' nicht
 ohne Wachen bauen,
 Wird eine von den Schlaun sich auch durch das
 Gebiß von einem Alligator trauen.
 Denn wer ist je der Liebe von einem Weibe sich gewiß?
 Ich sah von einem Dache auf diese schwarze Lache nieder,
 Da reckte schon ein Alligatorleib den Rumpf,
 Er riß sein Maul weit auf im Nu und schmiß es
 wieder zu.
 Auf diesen kleberigen Sumpf, aus dem nur Nasen-
 löcher stieren,
 Sieht keiner hin, ohne zu frieren.

Der Hof der Sterndeuter

Eh' ich das Schloß verließ, stieß man mir eine Tür
 in einer Mauer auf;
 Groß lag ein heller, rosenroter Steinhof da, still wie
 ein Keller.

Kein Baum, kein Schatten, nichts bewegte sich,
 Wenn nicht ein Vogel durch den freien Himmel über
 den Steinraum strich.
 Als mauerte man hier die Weltallstille ein,
 So stand allein der Himmel, eingefaßt wie eine blaue
 Last auf den vier Wänden.
 In diesem Hof hier waren jede Nacht nur Sterne
 und ferne Schicksale zu Gast.
 Hier wurden die Gestirne, Juwelen gleich in einer
 Schale, ernst bewacht.
 Und in Steinplatten eingegraben waren da abgemessene
 Kreise;
 Sehr weise Hände haben schräg da Winkelwände
 aufgestellt.
 Die standen himmelhoch, wie von der Nacht vergessene
 Schatten.
 Sie hatten auf Hypotenusen Treppen, die droben an
 dem baren Himmel landen,
 Wo nachts die hellen Sternenhäuser standen.
 Wie die Gesichte des einen Menschen auf andern
 Menschen fußen,
 Verbänden eng hier kluge Deuter das Sternlein Erde
 mit dem Sterngebräng'.
 In diesen tags so toten Hof aus Stein traten des
 Nachts lebhaft feurige Himmelsboten
 In Maharadjas Schloß herein
 Und mischten sich in Taten, in Zukunft und in Her-
 zenswünsche ein.
 Die Deuter warnten, weckten die von dem Schicksal
 ernst Bedrohten,
 Deuter, die wie die Lotsen Untiefen in dem Nacht-
 meer loten. —
 Weil jeder Stern sich täglich um die Erde wagt,
 Hätte ich gern in jeder Stund' auch einen Sternen-
 mund befragt:
 Ist denn die Erde wirklich rund, und reicht die Liebe
 dir die Hände,
 Sowie am Anfang auch am Erdenende?
 Doch da, solange' es lebhaft tagt, kein Sternenhäus
 zu reden wagt,

Und da die Steine keinen Trostspruch hatten, trat
ich, gefolgt von meinem trunkenen Abend Schatten,
Zum Schloß hinaus, zurück zum Staub der tief ins
Rosenrot versunkenen Stadt.

Der goldene Damenschuh

Hinaus zum Stadttor bog mein Wagen, da flog ein
goldgestickter Damenschuh mir zu.
Der indische Schuster rannte dicht bei meinem Wagen-
schlag und nannte mir den Preis
Des goldenen Schuhs, der mir im Schoße lag.
Ich gab ihm Geld, und flink flog noch der andere
Schuh dazu.
Mir war, als wär' vom Abendrot jetzt eine Dame
in meinen Wagen eingestiegen,
Wie Tauben von den Dächern herab zum Marktplatz
fliegen.
Und glücklich fühlte ich den Wagen sich in dem Staube
wiegen.
Ich dachte an den Tag, wo einst dieselben Schuhe
Unter dem Rocksaum meiner Liebsten vorzusehen wagen
Und mich mit ihr dann wie im Traum zum abend-
lichen Tore
Von jener rosenroten Stadt Jeypore tragen.

Verkäufer, Schlangen, Papageien und Schafe

Stets an den Nachmittagen hatten Verkäufer auf den
Säulenvorplatz, im Schatten vom Hotel,
Mit viel Behagen aufs Pflaster blumige Schleier,
Seidenschals und Waffen hergetragen.
Sie boten, vor dir knieend, gefärbte Ketten, rot und
grün aus Quarzen,
Und niemand konnte sich vor ihrem Eifer retten.
Schlangenbeschwörer holten aus fetten Kanzen Schlan-
gen
Und ließen Cobras aufrecht nach einer Pfeife tanzen.
Ich saß auf einem Schaukelstuhl im Freien

Und sah auf die Verkäufer und auf die Papageien,
 die abwechselnd dir in die Ohren schreien.
 Fünf Schafe liefen in dem Palmenhof umher und
 stießen sich voll Neugier sehr
 Und ließen sich im Sonnenschein mit allen Waren ein.
 Im ganzen muß die Welt sich stets bemühen, dacht' ich:
 Die Schlangen tanzen, die Verkäufer knieen, die Papa-
 geien lernen bitten,
 Und selbst die bangen Schafe liefern zu Mutton Chopß
 die Lendenschnitten.
 Und wie man dann den Papagei mit Süßigkeiten
 lohnt, wenn er was kann,
 So, dacht' ich, ist des Lebens Sinn: es hält die Erde
 jedem Menschen
 Die Liebe als den Zucker hin.

Rubinen

Doch viel geschmeidiger als die Verkäufer und die Tiere
 Fielen vor meinem Schaukelstuhl auf ihre Stirn Jey-
 pores Juweliere.
 In kleine Tücher eingewickelt zeigten sie dir in hellen
 Haufen Steine,
 Sie ließen sie durch schmale Finger spielen wie Quel-
 len, den Topas und die Türkisen,
 Den Chrysopras und die Opale. Sie konnten dir
 mit einem Regen von Edelsteinen dienen
 Und priesen alle mit beredten Mienen in ihrer Hände
 brauner Schale.
 Doch alle Steine wiesen mich zurück; nur an Rubinen
 dacht' ich,
 Rubin allein bringt meinem Blute Glück.
 Doch mit dem einen Stein da geizten alle und schlossen
 ihre Hände fest,
 Wie um die Maus die Mausefalle. Sie reizten meine
 Neugier zum Ermatten.
 Als ob sie da in ihrer bangen Faust die wertvollste
 der Seelen eingefangen hatten,
 Als hielten sie ein Phönixei verborgen, enthüllten sie
 dir unter tausend Sorgen

Vorsichtig wichtig weiße Häufchen Watte und waren
 auf der Hut,
 Als zahlte man den Blick auf ihre rosenroten Körner
 mit seinem letzten Tropfen Blut.
 Die meisten Indier bieten Spinelle statt Rubinen mit
 ihren gottergebenen Mienen.
 Rubinenschein muß sein wie leuchtend Taubenblut,
 leicht bläulich, rosig,
 Dann nur sind die Rubinen echt und gut. Doch dann
 noch habe wohl in Indien Acht,
 Daß sich der Juwelier nicht doch zu guter Letzt ins
 Fäustchen lacht.
 Ich rate dir, halte dich an das Rot der Lippen! Du
 tust mehr klug daran:
 Wert sind sie auch das höchste Angebot; und werden
 sie dir unter deinen Händen nicht falsch,
 Magst du dein ganzes Geld dein Lebtag dran ver-
 schwenden.

Schloß Amber

Auf einer weiten Straße, zwischen verstaubten Feldern
 und Erdbreiten,
 Säumen die bleichen Stämme von Öl- und Feigen-
 bäumen den Weg; Frühwinde kämmen alte Sa-
 marinden;
 Man sieht ein breites Flußbett ohne Wasser sich
 zwischen Hügeln winden,
 Und Staublawinen überschwemmen die Elefanten hoch
 bis zu den Bügeln.
 Verfallen liegen an der Straße in Gärten, die dem
 Unkraut dienen, lustige indische Ruinen,
 Ein ehemalig Schloß der Königinnen, mit toten
 Dächern und verfaulten Mauern und mit zer-
 brochenem zierlichem Getürr,
 Ein Schloß jetzt für die Schlangen und 's Ge-
 würr.
 Geradeaus, als wäre sie ein ewig langes Stück ge-
 bleichter Leinwand,
 Stand in der Sonne weiß die Straße und stieg ins

bergige Land, wo sich ein anderes Schloß, Schloß
 Amber, fand.
 Hinter dem ersten Berg erscheint es auf dem Felsen-
 grat,
 Im Talschoß tiefer liegt Amber, die Stadt.
 Nur Licht und Schatten leben in den Gassen und
 Eidechsen nur und Ratten,
 Sonst wie ein Haufen Bienentkörbe, der verlassen,
 ragen die weißgewölbten Häusermassen.
 Das helle Schloß, aus weißem Stein geschnitten,
 steht auf dem Berg, wie mitten im Meer auf
 einer Welle,
 Als wär' es im Blau ein weißes Schiff, am Felsen
 aufgefahren, hängend an einem unterseeischen
 Riff.
 Gezähmte Elefanten traben den Weg hinauf, der ein-
 gezäunt mit Zinnen,
 Und sie verschwinden in den Mauern drinnen.
 Unendlich weiß und groß liegt hinterm weißen Tor
 ein weißer Hof,
 Wo dich die weißen Treppen hinauf zu weißen Dächern
 bis zu dem blauen Himmel gehen heißen.
 Die blendend weißen niederen Gemächer gleißen von
 Mosaiken aus kleinen Spiegelstücken,
 Und blaue Berge stehen in den Fensterlücken.
 Sogar die Schatten in den Zimmern sind weiß getönt,
 das ganze Schloß ist wie vom Weiß verwöhnt.
 Tür aus, Tür ein immer das weißeste Gestein. Ich
 kam mir vor wie Stubenfliegen,
 Die hilflos in den weißen Tassen auf weißem Rahme
 liegen.
 Alle Begriffe lassen dich versinken, du mußt in dieser
 weißen Welt ertrinken,
 Nichts wußte mein Verstand bei jeder weißen Wand
 mit all den weißen Hallen zu beginnen.
 Da dacht' ich mir in dieses weiße Haus, auf diese
 weißen Zinnen Fest, Feier, Becher, Mahl,
 Nächte, wo aus dem Ambertal Geleier der Zikaden
 steigt um den uralten Weiher,
 Nächte zum Minnen, wo Menschen sich auf Menschen
 warm besinnen;

Ein Frauenblick, grübelnd gesenkt auf diese Diele
 weiß von Mosaik;
 Nachtfalter, die sich durch die Gitter stahlen, und des
 Mondes blaue, bewegliche Splitter;
 Halbwach der Papageien Schwägen und Schnäbel-
 wegen an ihren Ketten und der Affen Pfliffe vom
 Dach.
 Auf den Flittern von feinen Rissen steigt mit hohen
 Beinen eine der großen behaarten Spinnen,
 Die den Morgen wittern und mehr als die Zukunft
 das Ende wissen.
 Schicksale können dem Schicksal nicht entrinnen. Wenn
 auch die Augen am Boden sinnen,
 In die sich kein Traum gesellt. Das weiße Schloß
 stand bei Tag und bei Nacht
 Wie in keinem Raum und in keiner Welt. —
 Endlich kam ich in ein Gemach, da hockten indische
 Arbeitsleute
 Und malten die weißen Ranken und die weißen Vögel
 mit weißem Gips neu nach.
 Sie saßen fleißig in Gedanken und brauchten ihre
 Hände,
 Und plötzlich versanken das Schloß und die Wände
 und das indische Wunder,
 Alles mystische Weiß war bloß Kalk und Plunder.
 Als die Maler ihre Hände in den Gips eintauchten,
 Berrauchten das weiße Geblende und die Wolken alle,
 Und das Schloß wurde wieder zur kalkigen, irdischen
 Halle.
 Als meine Augen sich wieder zum weißen Eingangshof wandten,
 Brannten im Sonnenschein dort die purpurnen Decken
 auf den breiten Rücken der Elefanten.
 Bunter, dacht' ich, wirkt Leben doch in jedem Falle,
 erlebt man es nicht stets in weißer Wolkenhalle.
 Und ich ritt, wie auf einem lebendigen Erdenkloß, auf
 dem Elefantenkloß hinaus zum Schloß.

Die Göttin Kali

Der Göttin Kali Schrein steht golden eingemauert
in einem der rein weißen Höfe vom Amberschloß.
Schwarz ist ihr Angesicht, schwarz auch ihr Leib, als
wäre Blut daran erstarrt,

Und mit zehn schwarzen Armen sie in die Lüfte sicht.
Sie wirft mit Tigermut sich wie vernarrt auf ihre
armen Opfer und reitet einen Tiger wie ein
Roß.

In einer Rinne vor dem Schrein floß mal an jedem
Morgen der Göttin in dem Amberschloß hier frisches
Menschenblut,

Heute gibt eine Ziege ihr Leben dieser Göttin hin.
In all dem Licht war diese Göttin ein Schreck und
in dem weißen Meer der Mauern der einzig
schwarze Fleck.

Der Kali Arme sollen die Feinde töten, wenn nicht
die Indier selber töten wollen.

Dem Guten wie dem Bösen die Indier gleiche Ach-
tung zollen, denn beide, Ruß und Ruten, sie er-
lösen.

Wie Liebe, dacht' ich, tötet die Göttin Kali blind,
und ihre Schmerzen immer noch verkappte Freu-
den sind.

Auferstehungszeichen an indischen Waffen

Zum Vestibül vor dem Hotel, darin ich kühl zur
Mittagsstunde lag, brachte man täglich Waffen
zum Verkaufe hin.

Da sah ich Tigerscheren mit drei Eisenzungen. Bei
einem leisen Druck am Knaufe sind die drei Zun-
gen aufgesprungen,

Wie beide Schneiden eines Schnabels mit einer dritten
Schneide in der Mitte.

Stieß man damit in eines Tigers Eingeweide, so riß
die Schere Wunden im Fleische dreifach breit.

Solch' Todeswaffen sind in Indien mit einem Lingam-
zeichen eingeweiht,

Daß einen Mörder feigt; ein Einschnitt, bloß wie eine
 Erbse groß.
 Ist mit gefeierter Waffe ein Mord geschehen, können
 die Geister des Getöteten sofort zum neuen Leben
 übergehen.
 Verboten ist dem Indier die Waffe ohne Ringam-
 zeichen,
 Doch mit ihm kann er schuldlos ein jedes Leben aus
 dem Leben streichen.
 Er nahm das Leben einer Kreatur nicht fort; er
 änderte nur dieses Lebens Form und seinen Ort. —
 Wie doch Gedanke und das Wort auf dieser Erd'
 umständlich viel erfinden, dacht' ich.
 Kein Ringamzeichen, Liebe nur allein, kann einen
 Mörder von dem Mord entbinden.

Beim Balsamhändler

Ein Duft von Balsam war auf allen Straßen von
 Jeypore stets in der Luft,
 Daß mir die Lust zum Kaufen von Wohlgerüchen kam.
 Ein Haus, es hatte Thür und Fensterlein wie für die
 Bienen, dort trat ich bei dem Balsamhändler ge-
 bückt hinein.
 Auf einer Hühnertreppe stieg ich hinauf, und Indier
 kamen weißgekleidet zum Bedienen und machten
 mir die Türe auf.
 Die Indier tuen die Pantoffel im Hausplatz ab; ein
 Berg von Schuhen lag schon vor der Türe Rahmen.
 Schuhe von allen Altern, allen Farben lagen hier
 beisammen,
 Gestickte, reiche Schuhe und arme, welche darben,
 und ärmste, wie vergessen, ohne Namen.
 Der Zimmerboden ist schneeweiß gedeckt, mit einem
 Leinentuch bespannt und abgemessen,
 Und immer weckt das mir den Glauben, als ging'
 man auf der Diele hier zum Essen.
 Braun setzt sich Mann bei Mann barfuß und leis'
 um mich herum,
 Und immer neues Publikum kommt von der Straße,

stumm und mit Gestaune, Verwandte und Be-
 kannte,
 Und draußen wuchs der Hügel Schuhe zu einer
 Bergesmasse.
 Im niedern Zimmer war jetzt Kopf an Kopf. Bei
 jedem Neuen, der gekommen, freuen sich immer
 alle,
 Die ganze Straße von Jeypore hat's wie mit einem
 Ohre vernommen,
 Daß hier der einzige Europäer in der Stadt am
 Boden Platz genommen hat.
 Sie schweigen alle um mich still im Kreis, und keiner
 weiß, was eigentlich der andere will.
 Kein Angebot und kein Geheiß. Zwar hab' ich immer
 wieder nach Wohlgerüchen laut gefragt,
 Doch niemand eine Antwort sagt.
 Allen behagt ein Schweigen, als ob sie sich darin
 fürs Leben lang gefallen.
 So sitzen wir, sehr viele lächelnd und schweigend,
 auf dieser weißgedeckten Diele.
 Der junge Hausherr, sehr gemächlich im roten Sammet-
 jäckchen, im Hemd bis an die Knie,
 Beginnt im Schweigen summend jetzt zu singen,
 Behandelt allen Handel nebensächlich und spielt mit
 seinen Ringen.
 Die braunen Brüder, braunen Frauen, die Vettern,
 Schwestern in grünen und in himmelblauen Schleiern
 Leben im Selbstbeschauen, am Leib beladen mit dem
 dicksten Silber, wie mit metallnen Tauen.
 Indessen die Gedanken wie Kartenhäuser sich behutsam
 bauen,
 Schnarrten Brummeufel draußen vor den Straßen,
 und alle, die da bei sich saßen,
 Vergaßen sich und rutschten auf den Knien gelassen
 nach den niedern Dienensfenstern hin.
 Die Fenster waren dicht am Boden und größer nicht,
 als daß zwei Köpfe gut durchpaßten,
 Nicht größer als ein paar Zigarrenkasten.
 Man mußte platt auf seinem Magen liegen, um auf
 die Straße sich zu biegen.
 Ein Hochzeitszug mit Tanz und mit Musik und mit

der Braut, verborgen jedem Blick, in einer bunten
 Sänfte ging jetzt unten.
 Als endlich das Gesing' verstummt, winkt auch der
 Hausherr mit der Hand, dran Ring bei Ring.
 Es kam jetzt Schwägen in die Ruhe, und vor ihn
 setzen drei Diener eine kleine Truhe aus schwarz-
 poliertem Ebenholze hin.
 Es schien, ich mußte hier wie im Theater warten,
 von Akt zu Akt wurde das Schauspiel ausgepackt.
 Denn alle schwiegen wieder und sitzen nieder, und
 niemand mehr getraut sich laut zu schnaufen.
 Und in der feierlichen Ruhe, auf diesem weißgedeckten
 Boden wie auf dem reinsten Tische,
 Nimmt einer jetzt mit dünnen Händen die dünnsten
 Wageschalen aus der Truhe
 Und wiegt erst leere Fläschchen, zart kristallen, wie
 etwas, das gar nicht mit Gold zu zahlen.
 Die Lippen liegen fest verschlossen und wie verdrossen,
 als sei kein Vorteil bei dem Handel hier zu kriegen.
 In all der langen Weil' hat das Parfüm noch keine
 Gil'.
 Dann endlich setzt man vor mich stolz jetzt eine neue
 Truhe aus weißem Sandelholz.
 Als ich mit meinem Taschentuch gelangweilt Luft zu
 fächeln jetzt beginne,
 Erhell't sich, wie mit feinem Sinne, der ganze Kreis
 zu einem Lächeln.
 „Ah“ rufen alle da mit einem Male und atmen tief
 von meinem Tuch den kölnischen Geruch.
 Und jeder glaubte, daß ich mir mit meinem Tuch zu
 fächeln jetzt erlaubte, damit mein europäisches
 Parfüm ihnen gefalle.
 Sie lebten unschuldig verschwenderisch mit ihrer Zeit
 und keiner ahnte, daß ich ungeduldig.
 Endlich stand einer auf aus ihrem Kreise und strich
 mit einem Glasstab leise auf meine Hand,
 Ich rieb die Haut. Da hat sich Rosenduft um mich
 gestaut, und wie im Treibhaus ward die Luft,
 Als wäre, dichtgehüllt, das Zimmer eine Rosenlaube
 und von dem Blütenstaube der Rosen bis zur Decke
 angefüllt.

Und alle sogeu mit gedehnten Atemzügen, als röchen
 sie an unsichtbaren Krügen.
 Und alle haben mich vertraut wie Brüder, Schwestern,
 Vasen plötzlich angeschaut.
 Dem Glasstab war ein Wunder still geglückt: es sind
 die Seelen, die sich ferne erst, ganz nah' gerückt.
 Ein europäischer Garten mir entstand, wo über einen
 Tisch voll weißer Rosen
 Die Seele, die auf dieser Welt am engsten mir ver-
 wandt, einst zugereicht mir Lippen und die Hand.
 Jasmin, Orangen, persischen Flieder strich mir auf
 meine Haut der Glasstab hin und wieder.
 Und jeder Duft sprach wie mit vielen Zungen und
 schleppte eine Bürde von Erinnerungen.
 Auf meiner Hand ein ganzer Garten mit Laubengängen
 lebhaft stand.
 Ich fand den Abendwind durch Sommerschatten drängen,
 Den Mond im Nachtgeruch und hinter Wolken hängen,
 Am Tor ein Taschentuch, zart, weiß und fein; das
 winkte in dem Wind zum Stelldichein.
 Gut nur ein Fingerhut ging in ein Fläschlein von
 Kristall.
 Ach, dacht' ich mir mit einem Mal, in kleinen Dosen
 kauf' ich hier mir neue Heimwehqual.
 Ich hätte meine Hand abhacken müssen, Geruch ging
 dran mit mir in breiten Flüssen,
 Und nachts im Bette roch ich noch die europäischen
 Gartenstädte.

Lied der Getreidemühlen

Von einem indischen Stadttor zum andern verfolgt
 dich im Wandern
 Vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang ein
 Singsang im Ohr, der gerät nie ins Stocken.
 Singende Frauen am Boden hocken, die nicht rechts,
 nicht links hinsehen und flache Mahlsteine fleißig
 drehen.
 Zehn sitzen oft im Schatten, im Schwülen; und wie
 die Mehlmühlen sich ewig schwingen,

So bleibt ihr Lied im Singen nicht stehen.
 Und wie die Finkenlieder im Wettstreit mit den
 Ammern klingen, so singen der Töpfer und der
 Kupferschmied,
 Aus allen Ladenkammern dringt ein näselnd Lied.
 Der Teppichweber und der Purpurfärber, der eine
 dumpf, der andere derber,
 Doch wie am Mahlstein von den Frauen geht dir
 kein Lied ins Ohr sonst ein.
 Es steht ein Grauen in dem Sang, der nie von seiner
 Stelle geht,
 So wie der ewige Gang der Schicksalsgötter, der
 sich um eine Achse, die Liebe, dreht.

Gräber, Affen, Sand und Bettler

Nicht fern von Jeypore ist ein kleiner Ort; dort
 stehen im Versteck von einem Gartenviereck hinter
 zerfallener Mauer
 Ein paar Marmorkuppeln, Gräber von Singh, dem
 Erbauer, und von seinen Söhnen.
 Singh, der das Schloß von Amber, einen Palast den
 Winden und das Minaret der Stadt erfinden tat,
 Er, der mit seiner Richtschnur und Loten die Noten
 zu Liedern aus Steinen geschaffen hat.
 In den Marmorstein grub der Meißel Pfauen und
 Elefanten ein, und die Kuppeln, die weißen,
 ruhen auf Säulenkreisen.
 Darüber werfen Bäume grünen Schein, der Himmel
 sieht wie blaue Blätter durch die Bäume herein,
 Und durch das gelbe Feuer der Sonne springen
 Affen über Gemäuer.
 Mitten im Dorf steht ein Riesenbaum, darauf ritten
 munter wohl hundert Affen,
 Und drunter hat der Affengott seinen roten Altar-
 stein, den reiben die betenden Indier mit frischem
 Rötel ein.
 Indier dürfen die Affen nie quälen und töten, sie
 bauen dem Affengott Opferstätten, denn er kann
 erretten aus manchen Nöten.

Mit Schreien warnen aus den Bäumen die Menschen
 auf der Erde,
 Stürzt die Göttin Kali, als Tiger verkleidet, ins
 Dorf über eine Ziegenherde.
 Sogar zwischen Menschen und Affen, dacht' ich, kann
 Borteil Güte und Güte Anbetung schaffen. —
 Doch kommt hier der Tod nicht als Tiger heran, so
 wächst er als Sandkorn unscheinbar an.
 Was hilft da der Affen Schrein aus den Bäumen.
 Sand und Stein dringen langsam aufs Dorf ein.
 Haus um Haus, Wand um Wand muß man jährlich
 im Dorf vor dem Wüstensand räumen.
 Regen und Tau, die wollen seit Jahren nicht fallen,
 und vom erhitzten Gebirg' rollen Steinschläge
 mit Schallen.
 Als äschert man Dächer und Bäume ein, so liegt
 der Staub auf Ziegel und Laub.
 Und noch ein Dämon macht jedes Hüttendach zu
 seinem Thron:
 An meinen Wagen drängten Bettler, ein Schwarm,
 von der Lepra zerschlagen,
 Unter jedem Tor krochen die nackten Verstümmelten
 hervor, die nach Verwesung von weitem schon rochen.
 Weiß saß der Ausfaß an Mann und Weib, wie
 weißes Moos an gebrochenen Knochen,
 Und manches Gesicht und mancher Schoß von Wun-
 den floß.
 Haar und Wimpern von Staub grau bedeckt, kam
 die Schar mit Gelächter zu mir und hat sich geneckt.
 Sie kamen schmazend und schwazend heran und woll-
 ten einen Happen.
 Manchen Müttern hing an einem Lappen Brust ein
 Kinderstelett zärtlich an,
 Die kümmerliche Frucht einer kümmerlichen Lust.
 Mit Händen ohne Finger bettelte einer im Schwarm,
 nur ein Stummel hing ihm am Arm.
 Er reichte den Klumpen zum Wagen hinein, und
 viel fehlte nicht, so stiegen sie alle, vor Elend
 lachend, zu mir herein.
 Alle lachend und munter, als machten sie mir klar:
 durch Gefahr wird die Lust nur noch bunter.

Ich sehnte mich aus dem Knäuel heraus und werfe
 Hände voll Münzen zum Wagen hinaus,
 Selbst der indische Diener und der Kutscher auf dem
 Bock müssen sich entsetzen vor diesen lebendigen
 Menschenfegen.
 Immer mehr von den Leuten drängen heran, daß
 selbst die Pferde schauernd scheuten,
 Und die Bettlerscharen aufschrien und sich schon aufs
 Unglück freuten.
 Die Pferde fliehn, als sitzt ihnen Angst in den Haaren,
 und geschleudert fliegt das Gespann
 Und hält erst, wie aus der Hölle gefahren, vor dem
 roßigen Tore von Jeypore an.

Delhi

St. James-Kirche in Delhi

Nach Delhi trug mich dann in einer Nacht der Zug.
 Im Morgennebel kam ich an.
 Ein nordischer Wind dort um sich schlug, als ob die
 Lüfte stets voll Klagen sind,
 Voll Geisterhorden, die seit jenem großen Morden vor
 fünfzig Jahren durch die Luft noch heute fahren
 Und über allen Delhidächern wie unbegrabene Schreie
 waren.
 Ich sah die kleine Kirche, an der die Wände voller
 Tafeln sind, wie schwarze Bücherbände.
 Hier fielen Kinder, Frauen, Gatten in Scharen, die
 bei dem Gottesdienst an jenem Mordtag waren,
 Und englische Soldaten, die weder Säbel noch Ge-
 wehr hier bei dem Gottesdienste bei sich hatten.
 Sie alle kamen um in einer Stunde. Indier umstell-
 ten, wie die Ratten, in der Runde das Kirchenhaus,
 Zerfleischend alle Europäer, wie wilde Schlächterhunde.
 Die Todeschreie gellten aus allen Kirchenfenstern
 wild in den Sonnenschein hinaus.
 Es war im Mai. Voll Palmenduft die Sonntags-
 luft. Mitten im Orgellied und Psalmenchor
 Brechen die Todeschüsse im Kirchengarten aus blühen-
 den Büschen schnell hervor.

Als sprechen alle Tropenblumen mit einem Mal und
 senden mörderisch und ohne Wahl
 Aufblitzend Feuerblicke in den Kirchensaal.
 Die Damen und die Kinder in weißen Sonntags-
 kleidern drängten totenbleich zusammen,
 Stammeln Gebete, indes die Männer die Kirchen-
 türen mit den Bänken fest verrammen.
 Die Feuerblumen aber aus dem Garten säten auf
 weiße Brüste roten Samen.
 Im Turmstocke schlägt an die große Glocke, die von
 verirrtten Kugeln dröhnt,
 Bei jeder Salve Knall stöhnt das Metall. Die
 Toten liegen schon als blutiger Wall,
 Und immer knattert noch vom Garten Salve um Salve
 unversöhnt.
 Die letzten hängen sich in Knäulen eng zusammen.
 Da sprengen unter Heulen die Indier die zer-
 seßten Kirchentüren
 Und stürzen mit den rauchenden Gewehren über die
 Totgeheßten.
 Die Luft war in der kleinen Kirche noch heute voll
 von den entseßten Mienen,
 Und mir erschienen auf den schwarzen Marmortafeln,
 aus allen Wänden,
 Kinder im blutigen Haar und Damen mit gerungenen
 Händen.
 Als ob die Menschen mit den goldenen Namen hier
 noch zum Sonntag wiederkamen,
 Wie lebende Gedanken, die, zu schnell getötet, im
 Geiste nie erlahmen
 Und wie Gespenster noch vor deinen Augen wanken.

Todeswaren in Delhi

In einem Kuriositätenladen hab' ich Menschenknochen,
 an einem Faden aufgereiht zu zierlichen Ketten,
 gefunden,
 Auch habe ich dort Bücher beschaut, gebunden in
 Menschenhaut,
 Und Tischchen standen da, aufgebaut aus Totenköpfen:
 Dauthenden, Die geflügelte Erde

Es waren die Knochen jener gemordeten englischen
 Scharen,
 Engländer, die von den Indiern erschossen und erstochen.
 Die Gürtel und Ketten aus Menschenbeinen hatten
 mehr Wert als solche aus Edelsteinen.
 Doch diese Ketten, von Schrecken beschwert,
 Drücken die Nacken derer in Stücken, die sich mit
 ihnen schmücken.
 Der Indier sie denen schenkt, von denen er Schlechtes
 denkt,
 Daß sich ihr Geist in Wahnsinn daran verrenkt.
 Ich habe meine Hände tief in meine Taschen versenkt
 Und meine Schritte aus dem Laden, fort von den
 Todeswaren, gelenkt.
 Todesgedanken leben genug in Scharen,
 Du mußt sie einschnafen mit jedem Atemzug,
 Du brauchst sie dir nicht als Ketten zu kaufen.

Palast des Großmoguls

Die roten Bauten Delhi's wurden, wenn sie ins
 Tageslicht hinschauten, nicht weiß.
 Wie schmiedeheiß und wie mit jedem Glied voll Blut
 ruht Delhi's Mauerwerk blutrot am blauen Himmels-
 kreis.
 Mit roter Steine Schar schauen der Großmogulpalast
 und die Moschee Kimar
 Mit roten Türmen und mit roten Treppen zum Blauen.
 Wie Fleischerwaren rot, zur Schau, hing von dem
 Atherblau der Großmogule Riesebau.
 Durch Festungszinnen, Festungstore, durch eine Last
 von Mauern von der Welt getrennt,
 Steht drinnen der Palast, massiv, als sollte er den
 Himmel überdauern,
 Hallen, wie in ein rotes Bergwerk eingepaßt, die lassen
 Schritt und Stimme von ihren Platten schallen.
 Ich trat in einen Rosengarten ein, der sieht zu einem
 Flußbett hin; im Garten drin, gleichwie ein Hain
 aus Edelstein, lag hell der Marmorsaal der Sul-
 tanin.

Mit vielem Fleiße von den Händen der Juweliere aus-
 geschmückt, sind mit dem Meißel an den Wänden
 Verschlungen Blütenreiser und Vasen, Ranken einge-
 drückt. Topase, Jaspis und Türkise sprießen
 Hier als Juwelenblumen an den Marmorfliesen.
 Als fänden königlich sich hier Gedanken und ließen
 sich als Edelsteine an allen Wänden fassen,
 Wo Königinnen einst vor diesen Marmorranken saßen.
 Man mußte sich am hellen Tag besinnen, ob hier
 der Großmogule Welt mit roten Zinnen
 In Wirklichkeit noch auf der Erde lag.
 Wie Zelt bei Zelt so weiß und wie ein Seidenschal
 so reich durchwirkt, lag Saal bei Saal aus Stein,
 Und eingeschnitten mit den Zweigen aus Juwelen
 strahlt in den Sälen der Juwelenhain.
 Ich bin durch diesen weißen Marmorgarten inmitten
 von den blauen, roten, grünen Scheinen
 Zwischen den Vögeln und den Blumen aus Edel-
 steinen hingeschritten.
 Zwar taten englische Soldaten die besten Steine stehlen,
 Gar manche Blüten fehlen, die hatten Diebe sich gepflückt,
 Und statt der echten waren in den Sälen die Wände
 mit manch' schlechten, gefälschten Steinen täuschend
 bunt geschmückt.
 Vom weißen Marmorlicht verzücht standen die Säle
 festlich noch, wie zu der Zeit der Königin dem
 Alltag hell entrückt.
 Man stahl die Edelsteine von den Ranken, doch nicht
 des Königs und der Königin allmächtige Glücks-
 gedanken.

Der Pfauenthron des Großmoguls

„Kommt der Himmel einmal auf der Erde Angesicht
 zu dir,
 Dann ist es hier, ist es hier, ist's hier.“
 Dieser persische Spruch lebt eingegraben ins Decken-
 gewölbe, gewebt wie in ein marmornes Tuch,
 Und sang seinen Sinn vor sich hin, überall wo man
 stand, von Wand zu Wand.

In einer roten Sandsteinhalle unterm Gewölbe fand
 sich weiß der Pfauenthron;
 Erhöht aus Alabaster ein Balkon über dem Purpur-
 pflaster.
 Verschwunden war der goldene Sitz mit den zwölf
 Säulen, aus purem Gold gewunden.
 Ein Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten,
 stand einstmals dort
 Inmitten von zwei Pfauen, lebensgroßen. Die schrit-
 ten, aus Gold gegossen.
 Aus ihren Rädern schienen statt Federn geschnittene
 Smaragden und Rubinen.
 Hier hielt der Großmogul Gericht. Unter dem perl-
 gestickten Schirm mit hohem Griff aus Gold und
 Diamanten
 Sahen die Augen ihm aus dem Gesicht und haben
 mehr gelacht noch als der Schliff der Edelsteine.
 Sie blendeten das Volk und seine Abgesandten und
 sprachen:
 „Recht machen es die Schwachen nur den Schwachen,
 Den Starken aber lacht die Macht. Sie tuen gut
 und schlecht.“

Palaststille

Ein Alabasterschleifer saß einsam hinterm Thron voll
 Eifer bei seiner Arbeit auf dem Steinbalkon,
 Sonst war es totenstill im Schloß hier hinter Festungs-
 wällen auf allen Schwellen bei dem Großmogul.
 Vom Thronstuhl waren die Sultanin, der Hofstaat und
 die Frauen verschwunden wie die goldenen Pfauen.
 Und lange Stunden hatten die khafigelben englischen
 Soldaten, die unter allen Toren in ihre grauen
 Tabakswolken schauen
 Und an den Pfeifen kauen, die warm in ihren Fäusten
 schmoren.
 In diesen roten Steingehauen gingen nur Sonnen-
 schatten wie Nacht und Tag hier um.
 Stumm standen bei dem Tor zwei Riesenelefanten aus
 schwarzem Stein davor,

Die noch den Großmogul vom Sehen kannten. Sie
stehen ganz allein vom Hofstaat übrig noch im Schloß,
Wie König und wie Königin im Schweigen und im
Denken groß.

Ich konnte aufzuatmen wagen, als hinter mir die letz-
ten Festungstore lagen

Mit ihrer Steinlast und der Last von alten Tagen.
Ich war von allen Quadern und Juwelen am Leibe
wie gesteinigt und zerschlagen.

Ich fühlte in den harten Hallen und in dem Mar-
morgarten, wo Blumen nur aus Steinen starren,
Daß sich mein Blut um viele Grade kühlte. Und
schloß' man mich mit allen Edelsteinen ein,

Ich wäre wie im Sarkophag allein; denn auch in
Sälen, schwer geschmückt mit aller Welt Juwelen,
Ist's leer, wenn dort den Augen die Blicke auf das
Liebste fehlen.

Sandsturm

Auf Meilen lag das Land im sandigen Sturm. Der
wand sich wild als Wolkenwurm.

Die Sonne hing verborgen hinter dem staubigen Wind,
als wucherten hinauf zum Himmel der trockenen
Erde Sorgen.

Die Ferne in der Ebene vermauert stand; es war ein
lebend Wogen der Erde, die von Hitze ausgesogen.
Der Wind trug weite Felder fort; die wanderten
erregt und wechselten den Ort.

Vor Delhi auf dem breiten Landweg schlugen die
grauen Falten Sand über den Erdenrand.

Sie tragen wolkige Gestalten; die stürmen dicht und
halten Schritt mit Pferd und Wagen;

Sand aus versunkenen Städten, die mit den Domen
und den Türmen wie geisterhafte Silhouetten

Im Land zerstreut um Delhi ragen.

Teilte die Morgensonne eine Wolke Sand, fand manch-
mal sich ein Säulensaal dort, grau in grau,

Und, wie im Bau begriffen, auch eine ganze Stadt,
die, wie zur Umschau,

Türme, Kuppeln, Zinnen und Mauerrand am Him-
 mel stehen hat.
 Urindische, uralte Städte, menschenverlassen, wo in den
 Gassen drinnen wie Brand der Sand aufwehte,
 Als baute eine Hand hier Ort um Ort über das Land,
 und eine andere Hand mähte sie wieder fort.
 Gleich einem Bild, das angehaucht auf einer Scheibe
 hingezeichnet stand,
 Kam und verschwand im Sandgetreibe die Stadt, die
 eben noch am Weg sich fand.
 Der Sand verwischte gleich die Wagenspur. Als fuhr
 man durch die Schatten der Jahrhunderte, die
 rauchten,
 Tauchten die Städte wie Nebel aus dem Totenreich,
 mit Kuppeln und Portalen, mit fahlen Steinen,
 wie die Knochen bleich.
 Wie Samen der Vergessenheit flog hier der Sand
 und lag mit jedem Atemzug im Streit.

Der Esel von Purana Kila

Die Bäume standen bloß und blätterlos. Der Winter
 hing als Dürre hier an jedem Ast.
 Statt Schnee fiel Staub und lag den Zweigen grau
 zur Last.
 Purana Kila hieß am Wege eine tote Stadt.
 Die rote Mauer hat gemeißelte Gesimse mit fein-
 gedrehten Türmen auf zarten Säulen,
 Dahinter aber stürmen Staubwolken in dem toten Raum
 Und wiegt die Erde sich statt Laub im leeren Baum.
 Mit runden Krügen auf den Köpfen stunden am Wege
 arme Frauensleute,
 Welche das Leben in Ruinen bei Staub und alten
 Gräbern freute.
 Sie lachten mit zufriedennem Blick und hielten ihre
 Ohren dicht verhüllt,
 Damit der Sand sie nicht, wie rings die Gräber,
 dicht bestreute.
 Prachtvoll stand mächtig die Moschee Sher Schah
 inmitten der verlassenen Trümmer

Mit Plattform, Säulen und Gewölben. Doch niemand
 war zum Beten da.
 Nur an der Mauer drehten ein Esel dürr und eine
 Eselin die Köpfe nach mir hin.
 Sie fanden im Geröll, in Steinen auf der Gasse nicht
 einen Halm und hatten nichts, bloß Staub zum
 Fraße.
 Aber nach ihren Mienen schienen die beiden zufrieden
 mit dem Los zu sein,
 Sie waren, wenn auch nur bei Staub und bei Ruinen,
 so doch zu Zwein.

Schrein Nizamuddin

Die Meilen schleppen weiter sich im weißen Staub.
 Dann gleißen weiße Kuppeln von einem Tempel-
 grab am Wege,
 Und Treppen sehen zu einem Teich hinab. Der liegt
 versumpft und grün.
 Kühn springen dort von einem Kuppeldach aus Stein,
 gleichwie von einem Stege,
 Indische Burschen zum Bergnügen von Turmeshöhe
 in das Bad hinein. —
 Man sagt, daß hier ein Heiliger den Tempel mauern ließ,
 Doch da der König alle Arbeitsleute am Tag zum
 Festungsbau hingehen hieß,
 Nahm sich die Leute der heilige Mann bei Nacht zur
 Arbeit an.
 Der König, den des Heiligen Werk nicht freute, hat
 ein Gesetz gemacht und das Verbot,
 Daß man zur Nachtarbeit kein Öl verkaufe, und hat
 den Weiterbau dadurch bedroht.
 Der Heilige jedoch, er hilft sich schnell, verwandelt
 auf der Stell' in lauter Öl das Wasser in dem
 Tempelteich.
 Mächtiger als des Königs Wort erzeugte sich darnach
 der heilige Ort, denn in dem Öle badete dort
 arm und reich.
 Beim Teiche liegt auf Marmorsäulen das Grabhaus
 für den Heiligen noch heut'.

Ich sah auf gelber Seidendecke, auf seinem Alabaster-
sarkophag, viel frische Rosenblätter hingestreut.
In einem schneeigen Marmorhof mit künstlich feing-
geschnitzten Alabastergittern
Stand auch das Grab von seinem Freunde dicht dabei.
Den nannte heute noch des Grabes goldene Schrift
den „zungensüßen Papagei“.
Wahrscheinlich sprach der Freund dem Heiligen manch
Weisheitswort begeistert nach,
Da sich sehr schwer die Zunge meistert, wohnen be-
freundete Gedanken zusammen unter einem Dach.

„Der Turm der Welt“ Kubar Minar

Und weiter flogen Wagen, Pferde durch aufgeregten
Staub, wie fortgetragen von der windbewegten
Erde,
Stets grau vorübergleiten Mauerschatten auf Ebenen,
unendlich weiten, wie Meilensteine aller Zeiten.
Hoch stund ein Turm, rund wie ein Bund von Bam-
busrohr, so hoch, als wüchse er zum Mond empor.
Die weise lächelnde Legende erzählt dir leise, daß eines
Königs Lieblingstochter,
Von Einsamkeit gequält, die Sehnsucht hatte nach
einer Reise in die Welt.
Der König hat der Tochter dann den Kubar Minar
hingestellt,
Von wo man Umschau hält gleich übers ganze Königreich.
Würde doch allen, die durchs Leben gehen, ein Kubar
Minar zugereicht,
Das Dasein wäre wie der Sand so leicht und auch
das Wünschen und Geschehen.

Die rätselhafte Eisensäule beim Kubar Minar

Von einer längst verschwundenen Moschee steht noch
die Säulenschar beim Turm Kubar.
Auf freiem Platz, wo nur der Wind sich dreht, ragt
eine Eisensäule wie ein Kanonenrohr empor.

Niemand im Land kann heut' beweisen, woher die
 Eisensäule stammt.
 Fest steht sie aufrecht in der Mitte von jenem Plage
 eingerammt,
 Aus Stein die andern Säulen umkreisen diese Säule,
 die aus schwarzem Eisen.
 Das hohe Eisenrohr mit seinem Knauf schaut tausend
 Jahre unerklärt zu Indiens Himmel auf.
 Nichts Schönes ist an dieser Säule besonders auf-
 gefallen,
 Und doch hat sie aus allen Reichen die Menschen an-
 gezogen,
 Sie gilt als Wunder ohnegleichen.
 Die Zeit hat ihre Linie nicht verbogen,
 Senkrecht, wie die Aufrichtigkeit, und glatt ragt sie,
 die keinen Namen und nicht den Ursprung sagt,
 Und sie verlacht den grübelnden Verstand und bleibt
 ein Rätsel in dem indischen Land.
 Wie ich auch eine Lösung suchte und keine fand und
 in dem freien Steinraum bei der Säule stand,
 Flog eine Schar von kleinen, grünen Papageien mit
 Schreien her von Baum zu Baum.
 Wie frische Blätter grün im Maien flogen statt Laub
 die Vögel in den kahlen Zweigen
 Und zogen lebensvoll und grün hin durch den endlos
 grauen Staub.
 Ich mußte immer zu den Papageien schauen,
 Sie lockten mich auf freien Wegen fort, und langsam
 folgte ich den Vogelschreien aus dem Ruinenort.
 „Denk' nicht an Rätsel fort und fort,“ riefen die
 Papageien,
 „Dann steht kein Rätsel dort.“
 Das ist das Lösungswort für alle, die um das Leben
 freien.
 Flieg' mit der Lust, die dir gegeben, von Traum zu
 Traum,
 So wie die grünen Vögel leben im kahlsten Baum,
 Sie füllen unbewußt, mit Farben ihrer eigenen Brust,
 den leeren Raum.

Der Spiegelring

Ich war mit Sand im Haar und Sand im Mund
zur Abendstund' zurück in Delhi.
Und ich empfand nach all den Gräbern und dem Staub
den Kulihausen, der in jeder Straße saß und stand,
Wie eine Engelschar und alles Leben wunderbar, wie
einer, der zurückgekehrt vom Scheintod war.
Im offenen Laden saßen Juweliere von Delhi in den
langen Gassen.
Sie hämmern Silberdinge hier im Freien und fassen
Edelsteine in weiße Ringe
Und reihen feine Ketten und bieten sie gelassen zum
Verkauf.
Ein Ring fiel mir vor allen auf, den man am Daumen
trug,
Der einen talergroßen Spiegel hat statt einem Edelstein.
Und als ich darnach frug, lacht mir der Juwelier
ins Aug' hinein.
Es war zum Hochzeitsbrauch ein Ring, den Frauen
tragen an den Hochzeitstagen,
Um bei dem Fest im Spiegel ständig sich zu schauen
und sich zu sagen, daß sie glücklich sind.
Hell soll man jedes Glück im Auge tragen, eh' es
die Sorgen wiederum verjagen;
Denn Glück verfliegt im Wind und wird noch schneller
als ein Spiegel blind.
Und wer den Spiegel nicht am Ringe hat, der seh'
statt dessen
Um sein Glück zu messen, schnell in ein Auge;
Er wird dann nie den Augenblick des Glücks vergessen.

. Das Geisterheer

Mein Ohr hat Tag und Nacht in Delhi vor Sturm
gewacht und konnt' die Ruh' nie finden,
Stets heulte Aufstand und der Geist von einer Schlacht
in dem Gejohl' von Winden.
Stets las ich Tafeln voll von toten Namen auf den
Ruinenwegen,

Und hochgewachsen kamen finstere Indier, in ihren
 Mienen drohend, dir entgegen.
 An einem Sonntagnachmittag, als im Hotel der Gäste
 Zahl zum zweitenmal zum Gottesdienst gegangen,
 Hatt' ich die Post empfangen, Brieffschreiben angefangen
 und saß in einem weißen Steingemach
 Und sah dem untergehenden Tage nach.
 Wind warf sich laut wie immer um das Dach,
 klagte und jagte in den Gängen, wild rauschend
 wie ein Bach,
 Nachdenklich sah ich einem indischen Diener zu, der
 heizte im Kamin ein Feuer an mit königlicher Ruh'.
 Im samtenen Schuh ging er mit nackten Füßen im
 Zimmer lautlos ab und zu,
 Mit Turban und Kattunkaftan in gelb und roten
 Farben angetan.
 Brachte die Lampe brennend und behutsam und sah
 die toten Dinge, gleichwie in alten Märchen, als
 seine Freunde an.
 Wie er so ging und kam, da wurde auch des Windes
 wütendes Gesänge ein guter Geist.
 Ich bin im Nachtsturm am Kamin fort in den euro-
 päischen Februar gereist.
 Die Sonntagabendstille hat mir mein Herz zu einem
 Turm gemacht,
 Ich stand hoch oben in der Nacht und sah nicht um,
 vom Geisterheer der Heimat stumm umkreist.

Agra

Ankunft in Agra

In Agra kam ich im Mondschein an,
 Mondschein nahm jeden Stein aus dem Weg,
 Und wie auf Nebeln lautlos, fuhr ich zur Stadt heran.
 Der Mond reißt voraus und macht in der fremdesten
 Stadt dich zu Haus'.
 Er ist im ewigen Traumgang und kommt dein Leben
 lang aus dem Traum nicht heraus.
 Sieht schon leis' dir als Kind ins Gesicht, als Mann
 und als Greis;

Weiß, was deine Lippe im Traum noch spricht,
Und er sah dich in seinem Blauschein mehr heiß als
die Sonnenglut.
Der alte Mond, der oft mitgelacht, wenn dein Herz
sich aufgemacht
Und auf den Brüsten der Liebsten geruht.

Der Taj Mahal

Der Taj Mahal im Mondschein
Wenn ich auch am Tag von Agra viel Mächtiges sah,
Immer steht diese Stadt in meinen Gedanken im Mond
mir nah',
Sie, die den Taj Mahal, das zärtlichste Denkmal der
Liebe, hat.
Einem Fürst war die geliebteste Tote zu wert für
ein trauerndes Grab,
Er stellte einen Schloßbau hin, einen kühnen, der
toten, angebeteten Frau,
Ihrer Ruhe er ein Schloß gab, marmorweiß im Grünen.
Im Mondschein trat ich ein durch das Gartenportal,
Schon die Gartenpforte ist ein Schloß allein.
Sechszwanzig Kuppeln stehn am Dach in Reihn
Und darunter der Torsaal, der führt in den Garten hinein.
Vor mir lag der Gartenhain wie ein Marmortal,
Mit weißen Platten belegt, unbewegt hing eine silbrige
Wolke am Gartenende,
Ein weißer Riesendom, hochschwebend über dem Pal-
mengelände.
Die Domrunde schimmerte in der Mondstunde,
Wie eine mächtige Muschel am grünlichen Meeresgrunde.
Ein marmorner Kanal führt vom Torsaal ab
Mitten durch den Garten. Ich ging am Wasser
entlang unter Palmen zum Grab,
Die weiße Kuppel schwebt wie vom Himmel herab,
Wie ein weißer Berg, dem nicht Mauer, nicht Stein
einen Halt gab.

Im Taj-Mahal-Garten

Ich ging im mondklaren Garten den harten Mar-
morpfeilen nach.
Die Zykaden waren in Scharen in allen Palmen
wach.
Es fahren leidenschaftliche Gerüche in schwülen
Schwaden aus den Büschen,
Gleichwie aus wohlriechenden Frauenhaaren.
Es schauen die mondblauen Palmenstauden, wie Ge-
sicht bei Gesicht, sich an im lauen Licht.
Unten rufen hohl aus den Lotosblättern an den
Brunnenstufen,
Und ein indischer Pirol singt laut und trunken, in
nächtlicher Sehnsucht und Liebesbrunst versunken.
Im Nachtdunst ist im Garten die Ruhe von einem
Saal.
Aber es ist, als nahst nicht du dich, auf deinem Schuhe
Vorwärtsschreitend, dem Grabmal.
Die Kuppel schwebt dir entgegen, wie eine Lawine
weiß zum Thal.
Ihre Höhe bleibt blau oben im Sternkreis,
Aber ihr Fuß hat sich in Terrassen zu deinem Fuß
hingeschoben.
In weißen Gassen lassen dich Treppen aufsteigen,
Weiße Steinmassen schweigen und zeigen die haus-
hohen Flügel der Türe,
Die sich aus weißem Marmor schnitzen und hängen
vom Mondhimmel,
Bläulich, wie feinste Gewebe und Spitzen.

Unter der Grabkuppel

Mit einer Blendlaterne tritt mit mir ein Indier ein.
Wie hundert kleine Spiegelstücke fällt durch die mar-
mornen Türschnitzerein
Der Mondschein. Das Licht der Laterne fliegt über
die Fliesen
Und wiegt mächtige Schatten vom Boden zur Höhe
gerissen.

Es ist warm in dem Dom, in dem Leib des stei-
 nernen Riesen.
 In Unendlichkeit ragt die Wölbung gewagt und
 zieht dich unsichtbar ins Dunkel zu sich hinauf.
 Jedes gemurmelte Wort weckt den dröhnenden Bau
 auf.
 Wie Geisterflüge rauschen die leisesten Atemzüge im
 Kuppelknauf.
 Und du horchst, als könntest du in dieser Muschel
 ein Meer belauschen.
 Hinter umgittertem Rand stand ein Marmorsarg, der
 barg die Frau,
 Und ein Sarg nebenan für den Mann,
 Und über beiden sprach der Dombau mit Geistermund.

Das Bild einer Toten

Ich hatte in Delhi ein kleines Bild der toten Fürstin,
 auf Gold gemalt, mit Gold bezahlt.
 Ich sah mir im Gedächtnis ihr Bild wieder an,
 Sah sie, die nicht vor Leidenschaft mild blicken kann.
 Elfenbeinweiß ist ihre Haut, dahinter das Blut wie
 flüssiger Stahl blaut.
 Fein ist ihr Gesichtlein und schmal, und die Nasen-
 flügel saugen mit der Luft auch das Licht ein.
 Die Augenwimpern spannen der Leidenschaft hellen
 Strahl
 Und sind wie das Dunkel von Tannen über zwei
 Quellen.
 Sie war die Fürstin aller Seelen, sie kannte die kühlen
 Erhabenheiten und zugleich die schwülen Nichtig-
 keiten,
 Ohne durch Stolz das Schwache vor dem Starken
 zu verhehlen. Ihr Herz stand über den Zeiten.
 Bei ihrem Blicke mochten manchem Gesichte die
 Stricke gefangener Gedanken aufgehen.
 Sie selbst ließ befreit die Lebenslust sehen, aber wie
 mit einer Sichel konnte sie wohlbereit ihre eigenen
 Freuden niedermähen,

Mußte es für den Liebsten geschehen.
Dieser fürstlichen Frau baute der Fürst über ihre
geschlossenen Augen einen unendlichen Kuppelbau.

Das Flötenlied im Dom

Ich lehnte vertraut im gelben Scheine der Blend-
laterne an dem Marmorgitter,
Das seine Steine blumig um die Schreine der beiden
Liebenden baut,
Als wär' ich bei Freunden zu Gast, als ob der ge-
waltige Dom alle Liebe, die vielgestaltige, faßt.
Und wie ich noch hochgeschaut, wurde oben ein
Stimmendonner laut.
Ein Gewühl von Getöne, ein Gesing', ein Geroll ging
und erscholl,
Als öffne sich weit der Dom und rief die Menschheit.
Und dort oben herein zogen in Scharen die Ver-
liebten in Paaren
Und gingen umschlungen, von ihrer Lust durchdrungen,
Als dröhne der Ewigkeit Welle durch des Domes Zelle,
Als wär' er breit im Donner der Seligkeit aufge-
sprungen.
Dann, als der Marmor ausgeklungen und die Wände
sich schließen,
Da hat auf den Fliesen vor mir ein Indier gehockt,
Der hatte mit der Flöte die Geister in die Kuppel gelockt.
Und bescheiden, nicht wie ein Meister der Lieder, saß
er auf den Bodenplatten
Und belauschte, verborgen im Schatten der Blend-
laterne,
Die Unendlichkeit, die im Kuppelbau immerfort rauschte.
Der Indier hatte mit seiner kleinen Flöte Macht
Den Himmel zum Singen gebracht.
Und erfüllt vom Singen, in Halbdunkel gehüllt, hingen
die Mauern im Schweigen
Und waren nicht Steine, sondern wie die Brüste der
Geigen,
Waren gleich Blättern in rauschenden Zweigen, die
sich im Mond durchleuchtet zeigen.

Und die marmorgeäderten Wände wurden wie Hände
unsichtbarer Gestalten, die den Kuppelsaal wie
einen Pokal hochhalten.
Und jeder, der zum Saale kam, tat einen Trunk aus
der Schale,
Daß er der Liebe Begeisterung mit sich nahm.

Der Taj Mahal am Tag

Ich ging noch einmal am Tag zum Taj Mahal,
Als das Mittagslicht über dem Garten lag.
Der war grün voll Behag, voll Lauben, Blumentöpfen
und Ranken,
Aber vom Marmorbau, von den vier Köpfen seiner
vier Türme an den Flanken,
Von den weißen Marmorterrassen wich das Mondlicht
auch mitten am Tage nicht.
Und doch waren alle die Marmormauern keine Schran-
ken, waren nicht zwischen Leben und Tod gestellt.
Tod und Lebensgedanken gingen und kamen im Garten
drinnen wie die Mienen im Weltallgesicht.
Die Lauben unter den Palmen harrten der Fürstin
und alle Treppen schienen auf sie zu warten.
Ich ging auf den gepflasterten Terrassen hin und sah
am Rand
Hinab zum Fluß, an dem der Grabgarten stand.
Ich sah wie von einem Dache über das flache, staub-
graue Land.
Große Schildkröten schwammen gleich Bötten den Strom
herauf,
Sie hoben die Köpfe auf über die Wasserfläche,
Und das Flußwasser führte laute Gespräche.
Sieh nur hinaus auf die Brut der Schildkröten, sagte
die Flut,
Wie die Schildkrötenbrut die Heimat hat zugleich im
Sand und im Wassergebrausch,
So sind die Liebenden im Leben und im Sterben gut
zu Haus.

Abendfeuer

Am Abend, wenn die Sonnenstreifen im Staub gleich-
wie ein goldnes Tuch am Weg hinschleifen,
kam aus den indischen Hütten und den Höfen Geruch
der Reisigfeuer.

Und Rauch lag wie ein bläulich Tuch über den
flachen Dächern und Gemäuer,

Und ungeheuer schlich sich dann die Lust nach Menschen-
wärme von jedem Holzbrand an den Weg heran.

Fern vor der Stadt an einem Feldbrand stand der
europäischen Reisenden Hotel,

Und sehr erleichtert sogen die meisten die Hotelluft ein,
Wenn ihre Wagen nach der Fahrt am Abend in den
Palmenhof bei dem Hotel einbogen.

In Lack und Smoking umgezogen, ging schnell man
zum Diner,

Und alle saßen sehr beruhigt auf ihren Stühlen im
kühlen Speisesaal.

Bei Lampen, Spiegeln, Billard, Blumen, Vasen
Mochte dann selten einer sich länger mehr in Indien
fühlen.

Zeitung und auch Zigarren und Klavier und euro-
päische Sprache

Berwandelten gleich zu Europa hier ganz Indien
unter einem Dache,

Und eine Reise um die Erde ward schier zu einer
ganz gemeinen Alltagsache.

Fast jede größere indische Stadt samt Zeitung und
samt der Eisenbahn auch Zeitgeist hat.

Die Europäer treffen sich in Reisegruppen, und unterm
Abendfrack, bei Lagerbier und Tabak, Landsleute
sich entpuppen.

Doch manchmal keiner sich am andern freute, denn
meistens ist ein jeder ein halber Mensch beim Erd-
umwandern

Und dient mit einer Hälfte stets dem Reisen und mit
dem Reste nur dem andern.

Man fühlt sich stündlich als des Zufalls Beute und
legt zur Wehr ums Herz sich sieben harte Häute.

„Stets vorwärts“ ist die Losung einer Erdenreise,

Dauthendey, Die geflügelte Erde

und jeder fühlt sich wie ein Eisenwagen auf eiser-
 nem Geleise.
 Die Kartentische stehen nach dem Diner in allen
 Sälen aufgeschlagen,
 Und mit dem Fragen nach dem Zufall im Karten-
 glück vergehen den meisten hier die Abendstunden
 in allen Reisetagen.
 Mit Grauen schauen meine Augen auf jene Abendbode
 in den Hotels zurück.
 Ich steckte meine Hände in die Taschen, sie, die so
 gern nach ewiger Sehnsucht haschen,
 Und trat gelassen zu dem Mondschein hin am Feld-
 rand auf staubtiefen Gassen,
 Auf blauen Straßen unter weißen Mondscheinbäumen,
 in deren Zweigen fremde Sterne träumen.
 Manch kleiner Feuerstoß schoß groß am Wege hoch
 und übersprang ein indisch Hofgemäuer,
 Und Rauch segt aufgereggt und schroff aufs Dach,
 befreit von jedem irdischen Stoff.
 Lautlos und ohne Lied die Indier bei den Flammen
 saßen und waren lange wach und dachten nach,
 still, ohne Wort.
 Das Feuer tanzte fort im goldnen Kleid wie über-
 wundenes Leid —
 Und Feuer weckt des Feuers Neid.

Die doppelköpfige Schlange

An einem Nachmittag saß ich im Schatten des Säulen-
 gangs vor dem Hotel,
 Und hier auch hatten, sowie in allen indischen Städten,
 Verkäufer ihre Matten ausgebreitet.
 „Master“, bettelt bescheiden vom Garten her ein Indier
 und müht sich, einen Blick schnell aufzufangen
 Und hält in beiden Händen Schlangen. Die Stimme
 voller armer Leute Leiden.
 Er zeigt zweiköpfig eine lange, schwere Schlange, mit
 einem Kopf an beiden Enden.
 Die Schlange streift den einen Kopf bald ab, wenn
 erst der andere Kopf ganz ausgereift.

So wandelt diese Schlange sich in jedem Jahr, daß
 stets ihr Anfang wird, wo erst das Ende war.
 Ein Kopf hat lebend mit dem Giftzahn zugestoßen,
 der andere, nach Entwicklung strebend, hielt noch
 das Augenpaar geschlossen.
 Wo jetzt ihr Haupt und ihr Verstand, trug sie zur näch-
 sten Jahreswend' das Schwanzend' durch den Sand.
 Und nur das Herz sich auch bei solchen Wunder-
 schlangen stets an demselben Fleck befand.

Kobra und Mungos

Ein Indier bat mich Tag um Tag, ob ich nicht einen
 Kobrakampf mit einem Mungos sehen mag,
 Wobei die furchtbar wilde Kobra dem viel geschick-
 teren Mungos unterlag.
 Ein munteres Mungos, klein wie ein Murmeltier,
 rannte an einer langen Kette rund um des Indiers
 Bein,
 Als ob es keinen Blutdurst kannte und Furcht selbst hätte.
 Ohne zu hasten, holte der Indier aus dem Kasten die
 Kobra, die er eingefangen.
 Und aufgerichtet stand die schönste aller Schlangen
 und blähte ihre Flügelhaut,
 Als hält ein Weib, dem seine eigene Schönheit wohl-
 bekannt und wohlvertraut,
 In ihrer Hand groß einen Fächer ausgespannt und
 stellt ihn hintern Kopf wie einen Heiligenschein
 Und lehnt sich ganz mit ihrem Leib im orientalischen
 Tanz zurück,
 Als wiegt' sie sich im eigenen Glücke ein, daß jeder
 Grashalm sich anbetend niederbiegt,
 Und Liebeslust dem Weib auf halbem Wege schon
 entgegenfliegt.
 Wie eine Göttin, welche ewig unbesiegt, so stand die
 feine Kobra dort,
 Und tödlich spielte ihrer Augen schwarzer Schimmer.
 „Master“, bettelt am Boden immerfort der indische
 arme Mann,
 Und hält das Mungos fest am Kettenband,

„Master, nur drei Rupien, ich lasse dann das Mungos aus der Hand.“

Ich wollte keinen Kampf und hab' mich abgewandt.
Das Mungos aber schrie und spie schon Dampf.

„Nur zwei Rupien, wenn das Mungos töten soll,“
schrie auch der Indier jetzt,

Wie toll von Schlang' und Mungos aufgehetzt.

Die Kobra, wie entsetzt, stand senkrecht hochgedreht.

Ihr Herzschlag durch den ganzen Leib sich wand,

Als ob ihr eine Hand am Bauch hinstrich.

Der Indier unablässig nach mir ruft. Die Schlange
nicht aus ihrer Stellung wich

Und sendet mit lanzettenseiner Zunge schnell Stich
um Stich zur Luft.

„Nur zwei Rupien,“ schrie wiederum der Indier auf
mich ein,

Und sein verhungertes Gesicht war bleich vor Angst
vorn Ja und Nein,

Als ob man ihm und nicht der Schlang' das Todes-
urteil spricht.

Ich warf das Geld ihm hin und sagte: „Nimm, —
doch laß den Kampf dann sein!“

Das ging ihm nicht in sein Gehirn und seinen Armutssinn.
Er legt die Hand tief dankend an die Stirn, und
unter Schrein

Sagt er das Mungos auf die Kobra ein.

Drei Sprünge flink im Kreis macht jedes Tier. Die
Kobra schlägt wie eine Peitsche wirr.

Ein feiner Pfiff, dann setzt der Kampf im Staub.

Mungos und Kobra tanzen, in Sprüngen irr, wie
Geißeln wildbewegt und aufgereg.

Der aufgebäumte Schlangenleib sich immer tiefer duckt,
das kleine Mungos in den Zähnen schäumt.

Doch eh' die Schlange nochmals zuckt, ist sie von sei-
nen Zähnen schon erlegt.

Nur wenig dunkles Blut den Gartenstaub befleckt.

Das Mungos, halb betäubt und noch gestäubt von
Wut, sofort den dunklen Saft des Opfers gierig leckt.

Mit einer kleinen Wunde im Genick liegt vor des
Indiers Armeleuteblick

Die schwere Kobra, die sich langsam sterbend streckt.

Der Indier steckt die silbernen Rupien, den Leichnam,
 der verreckt,
 Und auch das Mungos, staubbedeckt, in seinen Leder-
 ranzen.
 Vor meinen Augen aber tanzen noch lang' die Haß-
 und Angstgestalten,
 Die sich zu Knäulen und zu Blutschweiß ballten.
 Ich hörte noch im Ohr das Mungos schnaufen,
 Sah lange noch den kleinen, toten Schlangenhaufen.
 Und schauernd bin ich fortgelaufen, als wäre ich der
 Kobra Rache jetzt gewiß,
 Der Kobra, welche wie ein schönes Weib sich erst ge-
 bürdete und ihre Grazie wies,
 Und die ich für zwei Silberstücke vor meinen Augen
 töten ließ.
 Ich bat der Liebsten guten Geist, der fern: halte den
 Unstern fort,
 Der jetzt von diesem Ort, vielleicht als Schlangens-
 schatten, mit mir rund um die Erde reist.

Das Fort von Agra

Das Schloß

Groß sieht das Fort von Agra zur Stadt hinaus,
 ins Flußtal hin zum Ufersand.
 An allen Fenstern fand dein Auge den Taj Mahal,
 weiß wie ein Wolkenball.
 Einst lag der Fürst hier in dem Pavillon und starb
 auf hellem, lustigem Balkon.
 Vom Taj Mahal, dem Grab der vielgeliebten Fürsten-
 frau, wich nicht sein Auge mehr,
 Nicht Tag, nicht Nacht, bis den Fürst der Tod zum
 Taj Mahal gebracht.
 Einst wollte er, es sollt' für ihn ein eigenes Grabdenk-
 mal entstehen, ein gleicher Bau am Ufer gegenüber.
 Die beiden weißen Schlösser würden bei Tag und
 Mondnacht dann im Wasser sich besehen,
 Und eine goldene Hängebrücke sollte von Grab zu
 Grab von einem Ufer zu dem andern gehen.
 Doch nur zum Grundriß hat's der Bau gebracht,

Dann hat dem Lebenden die vielgeliebte Tote die
 Augen zugemacht.
 Sie schnitt die Pläne ab und nahm den Liebsten auf
 ins gleiche Grab.
 Sein Sarg nicht überm Fluß jetzt steht, sondern der
 Liebsten nah', im Taj Mahal, wie Bett an Bett.
 Kein Fenster, keine Tür zum Schließen, nur Steine
 sind in diesem Schloß, nur Marmorfliesen,
 Nur Alabasterplatten mit weißem, mattem Licht, mit
 schneeig blauen Schatten.
 Statt Hausrat sind zur Zier nur Marmorschnitzereien,
 Statt Fensterscheiben schön gerankte Gitter aus Ala-
 baster weiß,
 Noch weißer als das weiße Marmorpflaster.
 Kein Stuhl, kein Schrank und keine Tische,
 Nur in die Wände schnitt man Nische dicht bei Nische,
 Zum Aufbewahren von Juwelen und manchem Edel-
 stein.
 Und nur den Frauenhänden ist's möglich, dort zu
 stehen,
 Denn keine größere Hand als die von einer Frau kann
 in die Nischenöffnungen hinein.
 Aus Marmor hängen von den Decken in allen Säulen-
 gängen viel helle Lotosblüten
 Und drängen schwer hervor und strecken sich in dichten
 Kelchen, großen,
 Als ist der Marmor hier in Blütenblättern aus allen
 Wänden vorgeschossen.
 Und durch die Alabasterranken der weißen Fenstergitter
 Gehen Gedanken frei und ohne Schranken hier aus
 und ein mit Luft und Sonne und Gewitter.
 Würde ein Gott aus weißen Wolken sich Zimmer
 formen und erhärten,
 Sie hätten alle diesen Schimmer der steingehauenen
 Lotosgärten.
 Festliche Klarheit hier in allen Sälen steht,
 Als ob ein Geist, hell, ohne Sehnsuchtslast, durchs
 Licht verliebter Augen geht.

Hundertdreizehn Schritte

Unter den weißen Gehauen im Agraschloß ist ein
Gefängnis für die ungetreuen Frauen.
Nicht finster, fröhlich weiß auch, schauen drinnen die
Wände, wie ein festlich Zimmer,
Dort blieben immer ungefesselt die Hände einer Frau,
und was sie leis' nur wünschte,
Erhielt sie dort in allen Stunden auf ihr Geheiß.
Und dreißig Tage ward ihr jeder Wunsch, ob klein
ob groß, erfüllt um jeden Preis.
Und wurde schwanger dann ihr Schoß, ließ man sie
frei und los
Und achtete die Heiligkeit der Mutter bloß.
Doch hat sie nach den dreißig Tagen kein Kind unter
dem Herz getragen,
Führt man sie hundertdreizehn Stufen tief in ein
Gelaß,
Wo in der Mauerdecke ein mächtiger Eisenhaken saß.
Hoch über einen Brunnenschacht war dieser Haken
angebracht,
Ein Tau mit einer Schlinge hing dran fest. Die
zog der Henker um den Hals der Frau schnell an.
Vom Leben war ein kurzer Schrei der Rest.
Über dem Brunnentrog schwang sich die Leiche an
dem Strang noch manche Stund'
Und blieb, bis sie der Brunnenabgrund zu sich zog.
Ein Bündel bunten, welken Laubes fand ich an
diesem Haken,
Und als ich übern Trog mich bog, hört' ich ein Echo
unten,
Als ob auf Flügeln drunten der Tod aufflog,
An unterirdischen Hügeln das Rauschen auch von
einem Fluß vorüberzog.
Ich mußte lang' die Todeslandschaft am Brunnenrand
belauschen.

Der Angelthron am Goldfischteich

Auf einem der Balkone in einem Hofe sind zwei Throne.
Da saßen oft der Fürst, die Fürstin, beide festlich in
dem Juwelenkleide.

Sie hielten goldene Angeln in der Hand.

Im Hof ein Teich voll goldener Fische stand.

Der Fürst, die Fürstin ließen die Angelhaken in das
Wasser fallen,

Doch tun sie hier den Fischen nichts zuleide.

Der Fürst, die Fürstin, beide spiegeln die Augen in
dem Wasserkreis,

Als ist die Luft von ihrer Liebe schon allzu heiß und
reich,

Und ihre Augen flüchten zu goldenen Fischen in den
kühlen Teich.

Der blutende Thron

Im Fort von Agra, an der Empor' der größten
Schloßterrasse,

Steht, schwarz aus Marmor, eine Platte auf vier Füßen.

Um auf den Tigerhof zu sehen, der Fürst den Ehren-
sitz dort hatte,

Wenn Elefant und Tiger sich Aug' um Aug' im Kampfe
drehen.

Beim letztenmal, als schon der Staub und Dampf die
Kämpfer hüllte

Und aus der Wolke unsichtbar das Kampfsaar brüllte,

Erfüllte sich ein alter Spruch aus einem Sagenbuch:

Die eine Ecke von der Marmorplatte sprang ab mit
dumpfem Klang,

Als ob sich aus der Luft herab ein Eisenhammer schwang.

Zugleich drang rot aus schwarzem Stein von Blut
ein Strahl, als blutete der Thron sichtbar vor Qual.

Der Fürst befahl, den Kampf im Hofe einzustellen,
und fragte seine Magierleute,

Warum der Thron zerbrochen, und was das Blut bedeute.

Kaum hat sein Mund gesprochen, die ganze Stadt
entsetzt aufklagte:

Es ist der Feind zur Stadt hereingebrochen! Und Eng-
lands donnerndes Kanonenfeuer laut Antwort sagte.
Eh' dann der Morgen tagte, jagte der englische Soldat
den letzten Großmogul von seinem Stuhl.
Der Marmorthron hat schon geblutet, eh' noch dem
Fürst vor Schmach das Herz zerbrach.
Es sind die Menschen und die Dinge gern ein Herz.
Und wo die Liebe zwei verbindet, gleichwie mit einem
Klinge,
Da ist ein Blutlauf zwischen Mensch und Stein,
Und beide in dem Bunde geben in einer Unglücks-
stunde die Seelen auf.

Die Palme in der Todesstille

Eine Sagopalme hoch auf dem Terrassenrand tanzt,
Ihre Fächerblätter hat Hitze und Sand und Sturm
zerfranzt.
Sie steht wie ein grüner Turm, niemand hat sie dort-
hin gepflanzt,
Sie lebt auf der hohen Wand im Mondschein und
Mittagbrand
Und schaut, wie des Fürsten Seele, allein auf den
Flußstrand in das flache Land hinein.
Nur ein Geier sich unter Schrei'n manchmal hin zu
ihr fand,
Und der Rauch von Scheiterhaufen, die unten am
Strom vereinzelt stehen.
Im Ufergebüsch gehen, mit einer Leiche in weißer
Leinwand auf den Schultern,
Bier Indier; sie laufen flink und eilig auf schnellen
Zehen.
Bei den Todesstillen, die in den Sälen im Schloß
wie Heilige stehen,
Wehen die Wolken von den Scheiterhaufen, und jeder
Totenbrand am Strand
Reicht den Todesstillen auf den Schloßterrassen die Hand.

Fatehpur Sikri

Im Automobil

Fatehpur Sikri, die gestorbene Stadt, hatte ich mir eines
Morgens von Agra her als Ausflugsziel gesetzt.
Und saugend im Automobil, als ob mich eine ab-
geschossene Granate trug,
Bin ich vier Stunden wie im Götterflug auf einer
schnurgeraden grünen Straße,
Vorbei an Hindudörfern, Zebuherden, wildentsetzt
durchs indische Land gehezt.
Des Großmoguls viel hundert Jahre alte breite Straße
Steht als gerade Zeile in Meile zweiundzwanzigmal
bei Meile,
Als grüner Baumgang lang ohn' End' und ohne
Anfang.
Die Riesentamarindenstämme werden wie Wände bei
der schnellen Fahrt.
Hart Baum bei Baum, stehn sie wie hohe Dämme,
als würden alle Bäume mitgetragen.
Und in den Äckern am Gelände die Hirten vor mir
auf der Stirne lagen
Und haben vor dem Motowagen anbetend ihre
Hände vor die Brust geschlagen,
Als flog ein Gott durch ihr Gehirn, als wär' der
Wagen voll Gewalt,
Von einem Gott die saugende Gestalt in europäischer
Inkarnation,
Buddha auf einem Eisenthron.
Laut summend hören alle Karawanen, die in dem
Baumgang eilen, aus Meilen einen Ton,
Und jeder schaut dann eine Wolke schon. Die ist
durch Meilen gleich davon.
Von allen, die auf ewiger Straße wandern, schaut
einer dann den andern an, im Staub ergraut.
Mensch und Kamel, Zebra und Büffel, Affen, Ele-
fant
Erkannten in der Wolke nur einen Kopf mit Gläser-
augen, blitzschnell entrückt,
Und alle Hindus liegen lange noch auf gleicher Stell'
und lächeln hell, wie in dem Gott verzückt.

Nachdem ihm manches Eichhorn, tief im Schreck und
 wie erstarrt Tod suchend, in die Räder lief,
 Stand das Automobil nach den vier Stunden Fahrt
 auf sandigem Hügel still.
 Dort hab' ich eine tote Stadt gefunden, mit prächtigen
 Straßen, vielgewunden,
 Die haben durch Paläste jeden gehen lassen.
 Dein Fuß in dieser Stadt von Schloß zu Schloß
 hier trat,
 Und niemand als das Mittagßlicht hielt ungebunden
 in leeren Höfen und Terrassen Feste.
 Doch sind hier nicht verlassen wilde Reste. All die
 Moscheen, Kuppeln, Türme sehen
 Mit ihren roten Sandsteinzinnen auch drinnen in den
 Höfen neugebaut noch aus,
 Als gehen hunderttausend Menschen mit jedem Windzug
 über Markt und Plätzen stündlich hinein, heraus.
 Unsichtbar dicht bewohnt scheint Haus um Haus.
 Und doch mußt du hier einsam gehen, von allen
 Menschen ungesehen.
 Niemals in all der Zeit ist dieser Stadt ein kriegs-
 risches Leid geschehen,
 Und doch, vor Hunderten von Jahren sind alle Men-
 schen fortgezogen an einem Tag aus diesem Ort.
 Wie Bienenvölker, welche ausgeflogen; und gleich
 dem Bienenstock leerten sich Häuser Block um Block.
 Doch unverfehrt steht heute noch jeder Steine Stock.
 Und keine Menschen, Stein bei Stein hat hier die
 Sonne nur allein zu wärmen.
 Der Durst war hier die größte aller Sorgen, das
 Wasser ging der Stadt an einem Morgen in
 allen Brunnen ein.
 Ein Geist, der ewig um die Erde mit seinem Hunger
 reist, der Durst,
 Kam zu den Toren in die Stadt herein, hat jeglichen
 Palast umkreist,
 Hat alle Menschen auf den Dächern und den Türmen
 und in Moscheen mit dürren, heißen Händen an-
 gefaßt,
 Und eine ganze Stadt samt ihrem König floh vor
 diesem einen stummen Gast.

Mirjams Garten

Der Durst saß heute noch der toten Stadt zur Last,
Hielt noch in Mirjams Garten drin, wo einst des
Großmoguls Gemahlin bei vielen Brunnen gern
gespielt,
Auf nackter, dürrer Erde Raß.
Es heißt, die Mirjam war dem Garten mit ihrem
Leib stets treu,
Doch ohne Scheu beging sie Frevel an aller Freude Geist.
Es hatten ihre Augen vom übersatten Türkengott genug,
Und Mirjam trug ihr Herz, im Schatten von ihrem
kleinen, harten Marmorgarten,
Dem Gott der Christen an, der statt der ewigen
Himmelsfreuden auf Erden menschlich leiden kann.
Mit Mirjams Durst nach Leid kam Leid heran.
In jedem Brunnen, der im Garten stand, an dem die
junge Frau gefühlt die leidenschaftlich heiße Hand,
Ward alles Wasser jetzt dem Leid verwandt, und statt des
Wassers fand sich Durst am dürren Brunnenrand.
Und Quellen, König, Volk und Tiere und Blumen,
Bäume, sie flohen jedes Haus in dieser Stadt,
Wo heute nur allein der Durst für seine Träume als
einziger in den Palästen Wohnung hat.

Der Turm des Elefant

Nicht weit von Mirjams Garten, am Außenrand,
steht rund der Turm des Elefant,
Nach den dreihundertsechzig Elefantenzähnen in seiner
Wandung so benannt.
Man könnte wähen, die indischen Götter hätten im
Sturm auf manchem Elefant den Turm wild an-
gerannt,
Die Elefanten stachen zu und brachen Zahn um Zahn
daran,
Und weißgespickt mit mächtigem Elfenbein hielt hoch
des Turmes Wand dem Ansturm stand.
Sie wirkt von weitem wie die Stachelhaut von einem
mächtigen Stachelschwein.

Weil Mirjam Christin wurde, stürmten die Götter
 auf den Turm hier ein.
 Doch eigensinnig selbst wie Mirjam, trotzte den Göt-
 tern dieses Turmes Stein.
 Da schickten sie den Todesdurst am Turm vorbei zur
 Stadt hinein.
 Es fordert Eigensinn von einem Weib den Tod ins
 Haus herein.
 Und trotz sie auch im Bund mit jedem Steine im Verein,
 und rennen sich die Götter selbst die Zähne ein,
 Und muß verdursten eine ganze Stadt darin, manch
 Weib fühlt stark sich in dem Eigensinn.
 Sie gibt die Welt und ihren Leib ihm hin und glaubt,
 wenn sie die Götter auf den Kopf gestellt,
 Daß sie das Zepter aller Macht erhält. Doch über
 Macht der Spuk zusammensfällt,
 Und dann der Eigensinn das Weib verlacht, und sie
 steht ganz allein.
 Ihr Sinn ist dann kein Turm mehr, stolz gespickt
 mit Elfenbein.
 Ein jeder Zahn, der sich als Wein anblickt, trittst
 du zum Turme heut heran,
 Ist nur aus Holz gemacht, falsch und gemein.

Das Wunder des toten Heiligen

Ich schritt durchs große rote Kuppeltor in eine mäch-
 tige Moschee hinein
 Und suchte, wie zuvor, die Menschen dieser Stadt.
 Gar wunderbar aus rotem Stein, stiegen hier Wände
 in dem Hof empor.
 Des Marmors weißer Schnee liegt da in großen
 Platten im Hofe ausgebreitet, gleichwie ein heller
 See.
 Ein Heiliger mit seinem Grabe ist diesem Ort hier
 immerfort noch treu geblieben
 Und hat noch heut zum Wundertun die Gabe. Sein
 letzter Priester saß dort an der Grabkapelle.
 Er kam im weißen Kleid heran und zog mir über
 meine Stiefel vorsichtig Strohpantoffeln an,

Eh' ich die einzige bewohnte Schwelle der Stadt betrat.
Ein Sarkophag stand in des Grabes Mitten und
Spiegelwerk an allen Wänden, aus Spiegelmosaik
geschnitten.

Der Priester mir ein kleines Endchen Strick dann
gab. Er schnitt's von einem Knäuel in seiner
Tasche ab.

Wer einen Knaben in der Ehe wünscht, wird ihn
zu Haus' bald finden,

Braucht nur ein Endchen Strick zu einem Knoten
am Gitter hinterm Sarkophag des Heiligen hier
anzubinden.

Tausend mal tausend Endchen Strick, wie graue
Bündel Haar, hingen als Knoten schon,
Von denen jeder kleine Strick dem Geber einen
Knaben bald gebar.

Von Knoten dick verfilzt das ganze Gitter war.
Totstill stand die Moschee, ich seh' sie noch im Mittags-
licht mit ihrem Marmorhof,

Gleich einem weiten Feld aus Schnee, tot, aller
Freude bar,

Und nur ein Heiliger allein bei seiner Arbeit war.
Nachdenken gab mir dieses Grab, weil hier ein Toter,
der die Welt geliebt,

Mit seiner Liebe einer toten Stadt noch Leben gibt.

Ich stand noch, eh' ich hier von allen Wundern aus
Fatehpur fort fand,

An breiter, freier Treppe der hochgelegenen Moschee
und sah ins weite silberige Land,

Wo nichts sich mehr bewegte und nur verdorrter
Staub sich regte.

Hier alle Tage hielt ein ewig blauer Himmel dir
sein Gesicht licht ohne Laune hin,

Wie ein unendlich guter Heiliger mit großem Ziel,
mit Arbeitsinn und Freude an der Menschen
Spiel.

Ich kam am Abend, ehe die erste Spur des Monds
auf Agra fiel, zurück von Fatehpur

Und dachte, als ich saugend hinfuhr in dem Motor:
wo Sehnsucht ist, gehn Wunder vor.

Der Geist des Auto, der wie ein Heiliger den Indier
mit der Stirn zu Boden fallen heißt,
Beweist, daß jedes Land sich Wunder schafft: Europa
durch Verstand und Indien durch die Liebestraft.

Agras Teppichblumen

In einer Bambushalle sitzen, wie Amoretten nackt, in
bunten Reihen
Die netten Kinder Agras, wohl tausend braune Mäd-
chen, Buben, gleichwie in einer Himmelsstube.
Lustig ist ein Geraune, ein lustig Singen, Schreien,
und alle arbeiten an Knüpfereien.
Es sitzen, wie die Kolibriß auf einer Stange, in einem
langen Gange
Wohl immer hundert eng im Fleiß an einem Teppich
im Gedräng,
Knüpfen an gelbem, purpurnem und grünem wollenem
Strange.
Und tausend Kinderhände zappeln wie Mäuschen
hüpfen,
Die Kinder, sie begleiten mit altem, indischem Gange
die Arbeit, die in stetem Gange.
Wie Wand an Wand stand Teppich hier vom Dach
zum Boden ausgedehnt.
Ich habe lange zugeschaut, wie unter mancher Kinder-
hand sich flug
Aus Purpursäden manch indisches Blumenmuster bunt
vor den Augen baut.
Nie tätten grobe Hände der Erwachsenen die Knüpfe-
reien schnell genug.
Den Fingerspitzen dieser Kinder, die singen, knüpfen,
lachen, beten, weben,
Entschweben all die Teppichblumen wie ewige Gärten
in das Leben.
Und später treten drüberhin die Schritte in den reichen
Sälen,
Schritte, die stampfen und befehlen, Schritte, die
schleichen und den Tag bestehlen;
Schritte, die sich im Glück nicht aufzutreten trauen,

Schritte, die Blumen streicheln, und Schritte, die die
 Blumen quälen.
 Die Tropensonne aber tritt und glüht im Arbeits-
 haus aufs Wellblechdach,
 Und manche Kinderhand wird heiß vom Fieber, 'matt
 und schwach.
 Doch feins von seinem Leiden das Ende weiß,
 So wie die Teppichblumen, die ohne Jahreszeit ins
 Leben schauen, bis sie ganz zerrissen,
 Und nichts vom Kommen und vom Gehen wissen.

Bahnhof zur Nacht

Der Zug, den ich nach Lucknow nehmen sollte, ging
 erst des Morgens früh um drei.
 Die indische Eisenbahn stellt europäischen Reisenden
 vom Abend an das Schlafen in den Wagen frei.
 Der Bahnhofsplatz ist nachts ein Markt, Händler ver-
 kaufen, feilschen mit Geschrei,
 Und alle scheinen hier im Schlafe wach zu wandeln,
 als ob sie hier die Nacht stückweis' als Ware sich
 verhandeln,
 Sigen um Feuer groß entfacht; sie braten, siedend,
 schmoren,
 Und keinen Frieden finden in dem Bahnhofslärm die
 Augen und die Ohren.
 Die Indier reisen wie die Wanderratten, fast alle Züge
 sind voll zum Entgleisen,
 Als ob sie nur ihr Leben in steter Eile hatten.
 Und ungezählt, wie nur die Waldameisen, sind Wagen
 dichtgedrängt die ganze Nacht,
 Als wenn das Leben nur am Reisen hängt.
 Die Züge brausten zu der Bahnhofshalle hinaus, hinein
 Und sausten, mit den nackten Reisenden beladen, endlos
 wie schwarze Eisensäden.
 Auf den Geleisen und den Bahnhofsrampen standen
 Signallaternen, Weichenstellerlampen,
 Und bei dem Tuten, bei dem Pfeifen und dem Fauchen,
 bei Dampfspiralen in der Luft
 Konnten mir meine Sehnsuchtsqualen besänftigt

untertauchen, als ob um mich Europas Straßen
rauchen.

Ich pries die laute Nacht voll Eisenlärm, die keinen
ruhen ließ,

Rangiermaschinen und Lokomotiven, auf die der
Mondschein stieß.

Durchs Wagenfenster schien die Welt mir draußen
ein Heimatsparadies.

Ich wußte nicht mehr, daß der Taj Mahal und weiß
auch Kotosaal bei Saal im Fort von Agra hin-
term Bahnhof stand.

Es war, als reichte mir die Liebste, am Bahnhof
heimgekehrt, die Hand,

So daß ich Ruh' im Lärm wie keiner fand.

In Lucknow

Ich fuhr am Morgen weiter nach Lucknow auf der
ewigen Schienen Spur,

Und indischer Staub und indischer blauer Himmel,
die blieben mir Begleiter.

In Lucknow waren große Jahresfeste, der Schluß der
muselmännischen Fastenzeit und Lucknows Polo-
rennen,

Daß jeder Europäer, der hier in Indien wohnt, be-
suchen muß.

Sie alle jetzt nach Lucknow reisten. Auch Reisegruppen,
die die Welt umkreisten, traf ich hier an.

Die sagten dann, sie hätten schon Amerika, Japan,
China und Indien abgetan.

Sie kamen umgekehrt als ich den Weg zu Schiff und
Bahn.

In ein paar Wochen schon sah'n sie Europas Küste.
Das weckte mir Gelüste, umzukehren und mich ums
Reisen länger nicht zu scheren.

Wenn ich mich vor der Liebsten als Mann nicht
schämen mußte, so hätte ich's getan.

Gar endlos sah der Weg sich noch durch vier ge-
waltige Meere vor meinen Augen und vor meiner
Sehnsucht an.

Ich hörte auch von einem Mann, der da mit anderen
reiste, der fünfundzwanzigmal schon um die Erde
kreiste.

Ich glaub', er sah sich schon gar nicht mehr um und
reiste mit geschlossenen Augen,
Gleichwie im Traum, rund um den Globus wie der
Mond herum.

Die Fastenzeit in Lucknow schien nicht schwer gewesen,
denn alle sagten mir, man fastet dort am Tag.

Doch durfte man von abends sechs die Nacht hin-
durch bis morgens sechs von allen Speisen essen.

Die Muselmänner durften endlich von dieser An-
strengung jetzt rasten.

Mir aber schien das Weiterreisen und meine Sehnsucht
Tag und Nacht wie ein unendlich raslos Fasten.

In Lucknow fuhr ich hin zu einem Fest zu den Moscheen.
Dort hab' ich hunderttausend Menschen betend in

Festtagskleidern, wie weiß' und bunte Kissen,
Gekrümmt am Boden liegen sehen.

Unter den Bäumen, unterm freien Himmel ist das
Gebet der Menschenmenge mit dem Gesicht nach
Mekka hin geschehen,

Und danach muß' ich sehen, wie alle hunderttausend
in ihren weißen Kleidern, wie Schnee und Blumen,
schnell aufstehen.

Sie alle küssen und umarmen sich und legten fort
das Fasten und das Büßen

Und teilten Lächeln aus und Händedruck und manches
frohe Wort.

Nur ich stand in Gedanken unter Bäumen, einsam,
wie nur die Leprafranken,

Und ließ die Frohen, wie ein Spuk, vorübergehen.

Bessies Traum

In Lucknow sind in einem Gartenland Ruinen von
einem indischen Aufstand noch zu sehen.

Der Generale Residenzen stehen zerschossen, und prächt-
tige Säulenhallen und lila Blumen gehen,

Wo einst die Menschen sterbend hingefallen,

Und Heldenblut blüht an den Mauern dort in lila
 Blumen überm toten Ort.
 Ich sah die Kellerhalle, wo Hunderte von Frauen
 und von Kindern, gleichwie in einem Stalle,
 In Monaten hier in der Erde lebten und zwischen
 Flintenschüssen, Pest und Wunden bebten,
 Wo Bessie, eine eingeborene Frau, den Traum den
 hundert Hungernden beschrieb,
 Den sie in letzter Nacht noch hat, der ihr als Trost
 am Morgen noch geblieben.
 Sie sah die Hilfe, die sich naht, sah in dem Traum
 ein Heer,
 Und laut sprach sie Mutlosen Mut im blutgetränkten
 Kellerraum
 Und sprach den Satz nicht aus, da schallt schon Jubel
 in das Haus.
 Die englische Armee zieht Mann an Mann heran,
 und die Belagerten, sie sehn ihr eigenes Elend nicht
 mehr an,
 Sie rutschen auf den Knien und zieh'n zum ersten-
 mal seit Monaten vom Keller in den Sonnen-
 schein.
 Der Aufstand ist besiegt, und nur ein Totenfeld liegt
 heute unter Blumen hier an dem Weg allein.
 Viel Häuzchen rufen aus Trompetenbäumen, und
 mancher Marmorstumpf auf den Ruinenstufen
 Erzählt noch von Gesichten und von Träumen, den
 Träumen,
 Die des Nachts voraus das Leben dichten, nach denen
 sich die Tage dann mit ihren Taten richten.

Auf der Gangesbrücke

Mein Zug kurz vor Venares abends kam
 Zur Eisengitterbrücke, die den Strom im Sprung
 breit nahm.
 Die Nacht lag draußen wie ein Silbersaal, der hing
 hoch überm Gangesal.
 Durch einen Zufall ging mit einemal im Zug das
 . Glühlicht aus,

Die Köpfe aller Reisenden sahn schnell erschrocken in
 die Nacht hinaus.
 Der Zug lief auf der dunklen Gitterbrücke, unten lag
 breit,
 Wie weites Feld aus Eis und Schnee, der heilige
 Strom, vom Mond beschneit.
 Er zog zum Horizont, im Himmel mündend wie in
 einem See.
 Das Wasser schien aus eigener Kraft zu leuchten,
 gleichwie aus Milch und weißem Blütenstaub.
 Im Ganges kam der Mond wie eine weiße Lotus-
 blüte angeschwommen.
 Nun, schien mir, war ich erst im echten Indien an-
 gekommen.
 Die Dschungelufer unterm Nebel lagen, ich fühlte
 mich im Zug auf hoher Brücke
 Gleich einer Mücke, die ein Elefant hin über'n Strom
 getragen.
 Uralte Göttersagen sangen vor meinem Ohr,
 Und alle guten Götter kamen im Mond hervor zum
 Gangesgreis gegangen.
 Mir war, als hörte ich aus Vedabüchern Namen und
 Echo aus der Weisheit Dom.
 Sehnsucht, die immer reist, blieb einen Augenblick
 hier fromm gefangen
 Und atmete den hehren Geist vom heiligen Strom.

Benares, die Prächtigeste

Die Stadt Benares, — „Prächtigeste“ nennen die
 Hindus ihre Gangesstadt.
 Sechshundert Jahre vor Christo war sie schon in
 Indien die Allmächtigste genannt und lachte,
 Als in Europa keiner noch an Rom, „die Ewige“ dachte.
 Ein Erschauern umfängt dich in Benares' urwelt-
 lichen Mauern,
 Wo noch heute der Menschheit die heiligen Worte
 mehr gelten als Gold und Zeit,
 Wo die leisen Gedanken die lauten Völker und Reiche
 überdauern.

Tausend Asketen noch heute den Leib zertreten und
 seine Nichtigkeit beweisen
 Und alle Leiden hoch über die Freuden der Erde
 preisen;
 Benares, das die Seelenlust entdeckte und Weltflucht
 in allen Seelen erweckte;
 Benares, das noch nicht vergangen und nicht ver-
 lassen gewesen,
 Dessen Tempelstraßen die langen Pilgerzüge noch täg-
 lich empfangen;
 Wo täglich zum Ganges Hunderte Sterbende von
 weitem Land anlangen
 Und das Wasser berühren mit erkalteten Wangen
 Und schon den ersten Schimmer des Nirwana in den
 Nieren spüren, ehe sie die Augen schließen für
 immer. —
 In diese heilige Stadt trat ich ein wie in ein Sterbe-
 zimmer.
 Vorsichtig ging ich vorbei auf Zehen an denen, die
 sich quälen,
 Und sah die Menschen von Leben, Lieben und Ster-
 ben den Tod hier wählen.
 Sah gelassen auf solche, die ihr Herz im Leib nicht
 erfassen
 Und, statt bei einer Liebsten, mit viel Gequäle nur
 bei der Seele saßen.

Pilgerankunft

Die Pilger, die in Scharen nach der Stadt Benares
 kommen,
 Waren nicht sogleich in ihren Mauern aufgenommen.
 Drei Tage soll zuerst ein Rundgang dauern, die Pilger
 müssen
 Zuerst die Stadt, in ganzem Umfang, auf ihren müden
 Füßen umwandernd grüßen
 Und unter Andachten und steten Gebeten dreimal vor
 ihren Toren übernachten.
 Erst dann sind sie, im Ganges sich zu baden, von allen
 guten Geistern eingeladen.

Auch ich kam erst am dritten Tag zum Ganges hin.
 Vorher ist stets am Morgen, wenn ich den Gasthaus-
 wagen zur Gangesfahrt genommen,
 Verhindernd stets ein fremder Geist gekommen,
 Ein Geist, der mich am Weg aufhielt, als ob der
 Ganges jederzeit schon aus Gewohnheit gern
 Drei Tag Verstecken mit den Pilgern spielt, und sich
 nicht eher zeigt,
 Damit die Sehnsucht dir nach seinem Anblick täglich
 höher steigt.
 Einmal konnt' ich, weil Regen fiel, nicht aus dem
 Hause gehen.
 Einmal blieb ich, von einem Tempel aufgehalten, im
 Schauen stehen.
 Einmal verschlief ich auch den Sonnenaufgang, und
 nicht mehr lohnt sich dann der Gangesgang,
 Denn alles Leben lebt dort nur zu Tagesanfang.

Der goldene Tempel und der Asket

Der goldene Tempel nah dem Marktgewühl hielt mich
 an einem Morgen auf.
 Ich kam aus breiten Straßen mit Basaren in enge
 Gassen feucht und kühl.
 Dein europäischer Geist und dein Gefühl gehen dort,
 Stück um Stück, wie um Jahrhunderte zurück,
 Wenn du vom goldenen Kalb bei Moses mal gelesen,
 Und auch vom Baal, so stehst du plötzlich jetzt in jener
 Zeit,
 Stehst dort mit deinen Stiefeln und lebst die Gegen-
 wart in der Vergangenheit,
 Und so genarrt, liegst du mit dir im Streit.
 Blutrot sitzt vor mir unter einer Halle ein mächtiger
 Stier, aus Stein und alt archaisch in der Form.
 Es schien die wulstige Gestalt wie aus der Urzeit
 unbeholfen und wie aus Blut geballt.
 Wie stumpf von Blut und Opfern trunken, lag dieser
 Stier im Schlaf auf seinen Knien,
 In frischen Blütenketten, Weihrauch und gelb und
 weißen Blumenblättern dumpf versunken.

Sein Scharlach spiegelte in einem schwarzen Wasser.
 Voll blasser Blüten schwamm der Tintenteich.
 Der war, in eckigem Steingestell, der heiligen Er-
 kenntnis Quell.
 Die goldenen Stufen zu dem goldenen Tempel, die
 lagen nah daneben,
 Und hoch von Mauern war der kleine, feuchte Platz
 umgeben, wie eingefargt in Heiligkeit, fern aller
 Zeit.
 Auf einem Stachelbrett, auf einer Steinterrasse, lag
 auf derselben Straße ein Ästet.
 Das Brett besteckt mit Eisenstacheln, und jeder Stachel
 höher als ein Fuß. Darauf lag unbedeckt,
 Sich selber zum Genuß, der nackte Mann auf diesem
 Folterbrett seit Jahren ausgestreckt,
 Mit Ruß und Asche eingerieben, und rings das Volk
 schien göttlich ihn zu lieben;
 Als würden hier durch seine Leiden die Sünden an-
 derer verziehen und vertrieben.
 Sein Bart wuchs ihm bis zu den Knien, grau in
 Mähnen,
 Sein Haupthaar war mit gelben Wollensträhnen wirr
 durchflochten; sein Blick war irr und wild.
 Ein gelber Blütenkranz um seinen Kopf und weiße
 Kränze an der Brust, gleichwie an einem toten
 Götterbild.
 Bekleidet war er nur mit dicken Stricken um die Len-
 den.
 Wahnsinn war schon in seinem Blick, und unter seiner
 aschengrauen Stirn
 Augäpfel wie auf Stiften staken, wie Augen eines
 Hummers vorgestreckt aus seinem Hirn.
 Sein Leib war mächtig, prächtig im Muskelspiel, und
 konnte gern gefallen jedem Weib.
 Andächtig hielt der Mann ein ungeheuer Buch in
 seinen Händen.
 Er las darin, als ob die Augen Erlösung von den
 Körperschmerzen bei heiligen Sätzen dort im Buche
 fänden.
 Und er gefiel sich, totenstill auf allen Stacheln da-
 zuliegen,

Und seine Finger regten leicht sich nur im Spiel mit
feinen Blumenketten,
Und hätten besser einem Weib sich hingereicht, und
seine Schenkel, die sich auf den Stacheln biegen,
Täten wohl freudiger zum Zeitvertreib ein Weib im
Schoße wiegen.

Gar lächerlich schien mir, sich selbst zu strafen und selig
auf den Eisenstacheln freiwillig öffentlich zu schlafen.
Hat doch die Liebe, läßt du sie ins Herz von Grund
aus ein, mehr Seligkeit und auch mehr Höllenpein
Und bohrt mehr Stacheln dir ins Fleisch hinein als
jedes Eisenbrett vom mutigsten Asket.

Wer aber seinen Leib mit Eisennägeln nur durchsticht
und hat den Mut zu einem Weibe nicht,
Der tut von allen Feigen am meisten feig sich zeigen.
Nur wer der Wollust in die Arme geht und Leib an
Leib mit einem Weib zu lieben und zu leiden
recht versteht,

Der ist auf dieser Welt der einzig wirkliche und gott-
gefälligste Asket.

Es fanden sich am gleichen Platz, bei dem Asket und
bei dem Stier, noch andere Götterbilder aufgestellt,
Und alle standen hier vom Kotelrot erhellt. Wie eine
Fleischerbank von rotem Blute schier,

So leuchten auf dem Platz bei feuchten Steinen
Die Quellen Buddhas und auch Elefantengötter auf
den granitnen Tischen und rings in hundert Nischen.

Darüber tagt hellblau der Morgenhimmel und stand
ein grüner Baum bei einer Mauerwand,

Und mitten dort, erhöht auf nassen Pflasterplatten,
stand in dem Morgenschatten,

Wie einst das goldene Kalb, der heilige Dohse feuer-
rot am dunklen Quellenrand.

Die Luft war unsichtbar durchloht von teuren Spe-
zereien und Blütensäuren.

Bekäufer hielten, wie mit Gold gefüllt, dir Körbe
hin; purpurn und golden lagen Blumen drin,

Doch keine zeigte mehr der Freude Sinn.

Sie lagen feierlich, wie unverwelkbar und wie gepflückt
seit tausend Jahr.

Die Indier tragen festlich sie beim Beten, gleich Tropfen
 aus den Wunden des Asketen,
 Nur Blüten ohne Grün und ohne Stiele, gereiht zu
 roten und zu goldnen Ketten.
 Mehr als vom Blumenduft und von dem Weihrauchdunst,
 War hier die Luft von großer Wollust der großen
 Leiden angefüllt, gleichwie ein Wald voll Früh-
 jahrsbrunst.
 Und alle, die hier gingen, die haben unbewußt genossen,
 Und jeder Seel', in ihren Leib gehüllt, ist hier die
 Lust am Leben, erst recht in Nähe der Asketen,
 Wie schäumend in den Kopf geschossen.
 Doch hätte einer laut davon gesprochen, es hätte die
 Asketen wohl verdrossen,
 Und nur der rote Stier aus Stein lag still und gut,
 allein aufrichtig lustverdächtig hier.

Beim goldenen Tempel und Tempelstier

Zum goldenen Tempel ein durfte kein Europäer. Neben
 den Tempel nur in eine enge Gasse;
 Da warf man einen Blick hinein.
 Herausgenommen war dort an der Tempelwand ein
 Mauerstein.
 Der Tempel ist nur eine kleine Zelle. Ich sah von
 einer Lichtermasse rötliche Helle
 Und Goldbild dicht an Goldbild in dem goldenen Schrein;
 Und hie und da über dem Kerkerschein ein braunes
 indisches Gesicht von einem, der schnell ein Gebet
 hier spricht
 Und Wachlicht, Blumenblätter opfert in diesem gol-
 denen Gelasse.
 In jener Tempelgasse, eng und schmal, gingen und
 streiften sich die Leute,
 Und stets war Lärm und Schreien überall.
 Gleichwie ein golden zugespitztes Faß das Dach massiv
 metallern am Mauerviereck saß.
 Als ich mich hier vom Altan des Nachbardaches bog,
 sah ich am Tempeltor den lebend schwarzen Stier
 am goldenen Futtertrog.

Dem opferten die Leute all', gleichwie in einem goldenen Stall, grün Schilf und Blumen hier.
 Als Wärter an dem Tor saß nur ein nackter indischer Knabe, der kigelte den Stier am Ohr,
 Trieb ihm mit einem Schilfrohr Fliegen fort und warf ihm Futter vor.
 Es schien, der Knabe war sich nicht bewußt, daß dies ein heilig Tier am heiligen Ort.
 Auch hab' ich ihn verdächtigt, er hielt den heiligen Stier auch nicht mal gleichberechtigt.
 Der Stier auf den vergoldeten vier Hufen und mit vergoldetem Horn,
 Den schien der fecke Knabe als Gott nicht anzurufen gern
 Und hütete ihn voller Menschenwürde nur aus der Fern'.
 Der kleine Indier auf den Tempelstufen, mit seinen zappeligen Beinen,
 Schien mir in seinem jungen Herzen mit seinen Göttern nicht im Reinen
 Und spielte noch mit jedem Gottbegriff, wie nur mit bunten Kieselsteinen.
 In einer engen Hintergasse drängte sich nackt die Menschenmasse.
 Man ließ mich in ein Haus eingehen, um droben hoch von dem Altan auf diesen Straßenlärm herabzusehen.
 Dachtürme, gleich gedrehten Euten und wie geschlossene goldene Lotosblüten,
 Sah ich im Morgenlicht hier brüten. Ich war zu einer Dächerwelt gekommen,
 Voll Steinfiguren kauern, Steinaffen auf den Simsien lauern.
 Über den Gassen lebte ein Steingeslecht von Gnomen, die auf den Schwellen vor dem Himmel saßen
 Und auf den bienenkorbigen goldenen Domen.
 Ich sah Benares' heilige Welt, voll Leid und Gold im frommen Morgenhimmel,
 Mit Mensch- und Tiergewimmel aus Fleisch und Stein zu Füßen aufgestellt.

Das Morgenlicht fiel auf den nassen Stein in schattige
Gassen kaum hinein,
Wo wollüstig das Leid, Gott, Mensch und Tier, als
Heilige Bier, schier schon Jahrtausende zusammen-
saßen.

Lingambuden

In diesen Gassen, eng für einen Mann, mit Trom-
meln, Pfeifen, Gong und lautem Beten,
Kamen fortwährend hurtig Pilgerzüge neu heran.
Die Mauersteine waren glatt gewetzt, die Pflastersteine
glatt getreten und schwarz von Fetten der Jahr-
hunderte,
Schwarz von Milliarden Füßen, die, ihres Leibes
Seele sich zu retten, zum goldenen Tempel wan-
dern müssen.
Man streift in Enge jeden Arm, und warm von Weih-
rauch und von Menschenhauch
War jeder Eckstein wie ein fleischiger Bauch.
Die Sonne fiel zur Gasse nie hinab, und an dem
goldenen Tempel eng entlang
Schien dieser Weg ein unterirdischer Gang.
In Höhlen und in Nischen dampften Küchen, stand
Spielzeug für die Kinder,
Steinbuden zum Verkauf von Spezereien. Und auf
den Budentischen luden auch zum Einkauf hundert-
tausend Lingams ein.
Ein schwarzer, eiovaler Stein, in eine kleine Kupfer-
pfanne eingesteckt, so ist das Lingamzeichen,
Das leicht den Liebestrieb bei dem, der es sich kauft,
erweckt.
In langen Budenreihen standen die Lingams aufge-
stellt, fußgroß bald und bald fingerklein,
Und haben große Segnungen bezweckt.
Hat sich ein Weib als unfruchtbar entdeckt, kauft sie
sich gern ein Lingam ein.
Daß man die Hand hier mit dem Geld nach Frucht-
barkeit ausstreckt und diese auch für Geld erhält,

Zeigt, daß der Indier praktisch denkt und nicht aus
falschem Ideal
Sich dümmer als der Weltgeist stellt und als Natur=
moral.

Tempel der Ruhe

Durch eine schmale Pforte in der Gasse trat ich zum
Tempel ein der heiligen, weißen Ruhe.
Mit Mühe nur gelangt ein Fremder hier hinein und
darf auf einem schmalen Stein im Hofe drinnen
nur drei Schritte tun.
Und deine Augen dürfen kaum auf jenen Rügen in
ihren weißen Marmorställen ruhn.
Festlich, wie nur für Kaiserinnen, war dieser weiße
Marmorhof von innen.
Die weißen Ruhe an den weißen Marmorkrippen stehen.
Nackte Asketen, lautlos und barfuß,
Gehen und füttern alle Tiere hier unter Plaudern
und Gebeten.
Und Künstlerhände haben an Wände, Pfosten, Decken
aus Marmor Lotosblumen und Ranken schön ge=
schnitzt,
Und jede Kuh geht frei, wie ihr behagt, und lebt
hier lang und hoch betagt.
Und würdevoll kaut sie am Marmortrog und hat nicht
eine Stunde, wo sie klagt.
Um sie sind Säulen zart gebaut. Es ist ein Heiligtum
im Hof,
Wo zwischen Gold und Kerzen ein Marmorbuddha,
friedlich wie die Kuh, den weißen Stall mit ewiger
Ruh' beschaut.
Auch eine weiße Taubenschar fliegt ab und zu, und
über jedem Trog ist eine Nische für ein Taubenpaar.
Schneeweißer Friede über weißen Rügen und über
Mist und Marmor war.
Nur an dem Brunnenrohr die Messingpumpen laut
sich senken und Wasserstrahlen rauschen, an denen
die Asketen Eimer schwenken, das Vieh zu tränken.
Und andere an Rosenketten beten und sitzen still und

denken, und Ruh um Ruh hebt ihr durchsichtig
 Ohr, und alle Ruhe lauschen, als ob sie mit den
 Vetern Zeichen tauschen,
 Nur manches Auge der Asketen voll Ingrimm stand,
 wie aufgezehrt vom leeren Brand,
 Und wie verheert ging diese Schar einher mit Asche
 über Leib und Haar.
 Sie schleppten ihre dürstige Pilgertasche und haben
 grünes Futter zu den Kühen hingbracht,
 Trugen als Schmuck nur Strick und Blütenkette, waren
 wie nackte lebende Skelette,
 Als hätten aufgeregte Tänze sie wirr und dürr gemacht.
 Es grinst ihr Auge in den Falten der Gesichter, und
 ihre Blicke wie die Geißeln schallten.
 Sie gehen selig von dem ewigen Hunger, gleichwie
 in einer unsichtbaren Tracht.
 Ihr Leib nur von der Leere lebt, ihr Lächeln in die
 Leere lacht.
 Ihr Blick hat mit Gelunger ihr eigenes Herz im Leib
 verklagt.
 Sie leben fort und leben dort, wo nicht einmal der
 Tod zu leben wagt.
 Ich hätte hier als heilige Kuh mir alles Futter gern
 versagt,
 Reichten mir diese Hände, ohne Ruh, täglich und
 stündlich jeden Bissen zu.

Der Affentempel

An einem Morgen kam ich hin zum Durgatempel
 draußen vor der Stadt,
 Der einen zweiten Namen, der „Affentempel“, hat.
 Der Durga opferte vor kurzem man noch Menschen
 dort, der Frau des Gottes Shiva.
 Noch immerfort steht in dem Säulenheiligtum ihr Altar
 an dem gleichen Orte,
 Und gelb von gelben Messingplatten, Messingbeschlägen
 glänzt die Pforte.
 Dreimal am Tage rühren Priester die Trommel, ihrer
 Göttin zum Behag.

Und dumpf dröhnt Schlag um Schlag hier auf zwei
 Glocken,
 Die vor der heiligen Tür wie schwarze erzene Hennen
 hocken.
 Die Göttin braucht noch täglich Blut, und eine schwarze
 Ziege bringen des Morgens ihr die Priester opfernd
 hin
 Und machen sich die wilde Göttin gut. Doch wenig
 auf der Götter Wut
 Achten viel hundert Affen in dem Tempelhof. Sie
 sind wie freigelassene Gelüste von einer sinnlichen
 Gedankenbrut,
 Und wohnen wie ein großes Volk im Heiligtum der
 Götterfrau,
 Als wären sie die Seelen aller Menschenopfer, die
 allzeit hier geschlachtet wurden in dem Bau,
 Und wurden alle nach dem Tode Affen und sind der
 Göttin Wildheit untertan
 Und springen alle zähnefletschend zu Haufen aufgereggt
 heran.
 Am Tempelgang ist viel Volk, und keiner glaubt,
 es ist erst Tagesanfang.
 Bei Trommeln und Gesang und Stimmgemeng stehn
 Leute und Verkäufer im Gedräng.
 Zinnteller halten die Verkäufer hin, voll Mandeln
 und voll Nüsse,
 Die wirft man, um den Heeren der Affen abzuwehren,
 den Tieren vor die Füße.
 Ein Hof aus rotem Stein geht klein im Viereck um
 das Heiligtum,
 Und auf vier Händen fliegen aus Mauerlöchern in
 des Hofes Wänden
 Die Affen, die behenden, aus Mauergängen aus und
 ein, und ihre Zahl und ihre Brut, die scheinen
 nicht zu enden.
 Es sind meist böse, gelbe Affen, blaurot vor Wut in
 dem Gesicht,
 Sie hängen sich an deinen Weg, und sie begleiten
 dich ganz dicht,
 Und jeder mit dir seine Sprache spricht.
 Auf allen Seiten um das Heiligtum stehn groß und

klein aus Stein die nassen Lingams, wie in
 Gassen,
 Am Wege um den Tempelschrein. Ein indisch Weib
 kam da allein.
 Sie schob den Schleier von den Hüften, nahm nackt
 auf einem Lingam Platz ohne Scham
 Und lächelte still vor sich hin, und auch der fahlge-
 schorne Heidenpriester
 Belächelte des unfruchtbaren Weibes tiefgläubigen
 Sinn.
 Die Affen aber tanzten ohne Scham und liefen an
 die andern Lingam wild heran,
 Und mancher übte seine Brunst daran.
 Das Weib, der Priester sahn es lächelnd, Gebete
 murmelnd, still mit an.
 Dann, als sie beide meinten, das Lingam habe seinen
 Segen an ihrem Leib getan,
 Bezahlte sie mit einem Silberstück den Priestermann
 und ging
 Und sah noch einmal dankerfüllt zurück zu ihrem
 Lingamstein und kaufte für die Affen Futter ein.
 Harmlos und lächelnd pflegen hier die Priester noch
 tausendjährigen Brauch,
 Den Lingamlegen, und hundert Affen tun dasselbe
 auch.
 Es halten alle gleichen Schritt auf dieser Welt, der
 eine reißt den andern mit in der Bewegung,
 Weil Aller sinnliche Erregung die Welt und ihre
 Fruchtbarkeit im Gange hält.

Sonnenaufgang in den Gassen am Ganges

Gar vielberühmte Gassen führen am Uferabhang zu
 dem Gangesstrom hinab
 Und sind gar menschenreich beim Sonnenaufgang.
 Fürsten aus jedem Landestrakt und Prinzen und
 Prinzessinnen, der Göttermacht mit Pracht zu
 dienen,
 Haben den Fluß entlang die Gassen, die Tempel,
 breite Treppenmassen und die Paläste bauen lassen.

Es schauen zwischen tausendjährigen Tamarindenhäu-
 men die Tempelkuppeln, die den Himmel säumen.
 Es steht wie helle Wabenzellen am Strom dicht Dom
 gedrängt bei Dom.
 Als ob aus grüner Bäume Fächer sich mächtig Becher
 neben Riesenbecher zwingt,
 So wachsen dort am Uferspiegel gewölbte Dächer.
 Wie Pilze, regellos, aus rot und weißem Stein, sind
 Heiligtümer aufgetürmt,
 Und Tempelschrein bei Schrein den Uferabhang wie
 ein Heer von Göttern stürmt.
 Benares liegt an einer Gangesseite.
 Am andern Ufer gehen flache, grüne Steppen und
 Dschungelniederungen in die Weite.
 Ich ging entlang den Tempeln, die, wie die Termiten-
 bauten, sich zwischen Ufertreppen drängten, wölbten,
 stauten,
 Und brausend ist um Sonnenaufgang hier das Stimm-
 gewirr.
 Es laufen tausend Pilger, und abertausend drücken
 sich und hängen wie die Mücken dicht in Haufen.
 Die Morgensonne drüben in den Gangesdschungeln
 beginnt sich übers graue Gras her rot zu heben,
 Es rinnt ihr Leben übern Fluß, bespinnt die Stadt
 mit scharlachnen Geweben an allen Tempeldächern,
 Und lila rauchen Morgenwolken hoch über Tamarinden-
 kronen,
 Da heben hunderttausend Arme mit funkelnd gelben
 Messingbechern voll Gangeswasser sich zum Gruß.
 Und hunderttausend Pilger tauchen von allen Treppen
 niederknieend entkleidet in den Fluß.
 Sie kommen hell in Schleiern an, in roten, gelben,
 grünen, weißen Reihen, mit dem Gesicht zum
 Morgenrot gewendet,
 Und neigen tief sich vor dem Licht, wenn ihnen wie
 aus goldenem Boot der erste Sonnenstrahl, der
 aus dem Ganges loht,
 Die erste Weihe zu den Treppen sendet.
 Als liefen gelbe, rote Gärten lebend die Stufen hier hinab,
 So sind die bunten Menschen, wie Blumen hin zum
 Licht und Wasser strebend,

Und Männer, Frauen, Kinder schauen von Dächern
 und von Treppwegen
 Der Sonnenankunft stumm entgegen.
 Die Sonne flammt, und hunderttausend stehen in dem
 Wasser, als fallen ihnen Schuppen von den Augen.
 Und Gruppen, dicht gedrängt, auf Flößen festgerammt
 an Bambusrohren,
 Die horchen auf, als hören sie den Sonnenaufgang
 gleichwie Musik in ihren Ohren.
 Und ohne Lärm ist ein Gesumm von Stimmen. Rosige
 Schleier in das Wasser wehen, schwimmen.
 Ein Haufen Blütenblätter auf den Wellen glimmen;
 denn wo die Leute aus dem Bade steigen,
 Sie Blüten an die Stellen streuen, um ihren heiligen
 Ganges zu erfreuen.
 Wie gelbe, weiße, rote Inseln, heiter, leuchten im
 dunklen Wasser die Haufen Blumenblätter
 Und ziehen mit der sanften Strömung weiter.
 Es liegen oben auf haushohen Marmorquadern, die
 glatt behauen sind wie weiße Riesenwürfel, zwischen
 den Uferstiegen,
 Mann, Frau und Kind, und über ihnen aufgespannt
 radgroße gelbe Bambuschirme sind.
 Zu Tausenden auf allen Treppen, gleichwie die gelben
 großen Sonnenblumen,
 Sind diese strohnen Schirme rund in die Höh' geschossen.
 In ihrem Schatten sich die Menschenhaufen zu Kurz-
 weil und Gebet zusammentaten.
 Und Tag um Tag, stets um den Sonnenaufgang,
 nimmt hier das Menschenleben seinen Anfang.
 Nicht einer von den Frommen in der Stadt tut eine
 Arbeit, einen Gang, eh' er nicht bei den Tempeln
 hier am Gangesstrand entlang,
 Zum neuen Tag ein Weihebad genommen.

Die Asketen

In blasssem Staunen kam ich zu den Gangesgassen.
 Ich hielt den Atem an vor diesem Murmeln und dem
 Raunen.

Und um mich her da waren Menschenmassen, es
 klang bald wie ein Meer und wie ein Wald.
 Schwer sah ich nur den einzelnen in dem Gewirr.
 In Eisenkäfigen und in umgitterten Gelassen
 Saßen Asketen, nackt und irr, in allen Gangesstraßen.
 Die Stirn bemalt mit Aschenzeichen,
 So streichen andere an dir vorbei, furchtbar wie
 Masken und Grimassen.
 In weißen Aschennestern an dem Boden, mit Steinen
 auf den toten Schultern, Märtyrer wie verkohlte
 Bäume saßen.
 Wahnwitzig war ihr Schrein, und aufgeschleudert
 holten ihre Blicke, wie wilde Vögel an dem
 Morgenhimmel, die Wolken ein.
 Die einen stiech auf Stachelbetten, die andern auf-
 gestellt, starr, unbeweglich, die Arme schwer be-
 laden mit Gewichten.
 Ihr Haar in langen, dichtgeflochtenen Stricken ver-
 staubt aufs Pflaster fällt.
 Sie stehen wie die Bäume, die der Frost entlaubt,
 seit Jahren tot hier in der Welt,
 Und nur beim Wachsen ihrer langen Haare das Volk
 herum noch an ihr Leben glaubt.
 Ich ging hier tiefentsetzt vorbei am Irrsinn, der den
 Leib zu Tode hegt,
 Das Fleisch mit Geißeln und mit Stacheln wild zerfetzt.
 Als hielt das Leiden einen Markttag hier, lag der
 Asketen Schar stier vor den beiden Häuserreihen
 im freien Morgen,
 Das Leben hassend, in den Aschenhaufen und mit
 dem weißgekalkten Haar, gleichwie die Schau von
 allen Erden Sorgen.
 Gefährlich jeder Schritt hier war, denn mancher
 schrie, wenn er den Europäer sah,
 Und hielten ihn nicht Ketten oder Stricke, es hätten
 seine Füße gern mich als Insekt zertreten.
 Sie alle hatten einen und denselben Blick: voll Stolz
 verfluchend ihr Geschick.
 Als trüge jeder einen Strick voll Knoten, nicht zu
 lösen, in der Brust und sah das Leben nur im
 Bösen.

In ihrer Brust lag einfache Natur schon längst bei
Toten, sie fühlten alle ewig sich als die Bedrohten.
Und nur die Liebeslust wär' hier, wo keiner mehr
dem Leben traut,
Das Schwert, das glatt zerhaut des Irrsinns gor-
dischen Knoten.

Bootsfahrt

Ich saß auf strohgeflochtenem Sessel, auf winzigem
Berdecke von einem grünen Boot.
Das glitt am Ganges hin, vorbei an Menschentreiben
ohne Eile, hinaus auf eine Meile unterm Morgen-
rot.
Die Horden nackter brauner Indier laufen wie dunkler
Erde Haufen am Uferstrand.
Mann neben Weib und Kind und arm und reich
beisammen stand,
Halb in dem Wasser, halb am Land, halb unter
Schleiern, halb verhüllt von Schirm und Hand.
Nicht einer unter Hunderttausend ganz bloß und ohne
Scham dastand.
Das Baden, nackt in dichten Reihn, ohne ganz nackt
zu sein, schien mir ein Kunststück hier, geübt von
groß und klein.
Auf manchem Würfelstein lag ein Asket für sich allein
mit staubigem Haar, in Andacht tief verzückt,
Und hat zum ersten Sonnenstrahl auf seinen Knien
Gebet und Anrufung beglückt geschrien.
Als böte er sich selber dar, die Arme weit gebreitet,
dem Strom, dem Himmel und der Morgenröte
Und wünschte heut', daß ihn der neue Tag mit seinem
Lichte töte.

Totenverbrennung am Ganges

Dicht Gasse eng gedrängt bei Gasse mit breiter Treppe
in den Ganges hängt.
Ein Platz ist an dem Ufer da, und Wolken rauchen

groß, wenn dort der Morgenwind die Dämpfe auf
 die Seite schwenkt,
 Wird glühend mancher rote Holzstoß bloß. Dampf-
 schwaden von verbrannten Leichen aufwirbelnd
 übern Fluß hinstreichen,
 Dicht liegen mit dem Fuß am Gangeswasser auch
 Sterbende und schweigen.
 Die Halberstarrten warten auf den Tod und sehn die
 Sonne nur noch einmal steigen.
 Vorbei mit weiß- und rotgehüllten Toten auf den
 Bahren die Trägerscharen eilen.
 Die Leichen in dem weißen Keinen Frauen, die in dem
 roten Keinen Männer waren.
 Die Flammen fahren aus den Scheiterhaufen und
 fassen blindlings zu,
 Rauchwolken tauchen grau die Gassen in blinden,
 blassen Nebel,
 Die Nebel übers Wasser gehen, wie Geisterscharen
 auf lautlosem Schuh,
 Und wandern mit dem Strom hinaus. Der zieht sie
 wie die Seelen fort von Stadt und Haus.
 Nach kleiner Stunde Brand kennst du die Knochen
 von den Kohlen kaum,
 Sie sind wie das verkohlte Holz von einem Baum.
 Und Wassereimer überschwemmen den Feuerrest in den
 geschwärzten Stämmen.
 Die Asche fließt in grauen Gassen ab zum Ganges,
 der das Leben ist und auch das Grab.
 Mit flachen Körben stehen hier im Wasser viel arme
 Kulis auf den Zehen.
 Den Aschenabguß waschen sie im Fluß
 Und retten von den Toten die Rubinen und die ge-
 schmolzenen Silberketten.
 Hoch oben, an dem Rand von einem großen Würfel-
 stein, da sah manch Trauernder herunter von der
 Wand zum Totenbrand.
 Beschieden von dem Flammenschein, sah er ins Feuer
 still hinein, wo, weißverkohlt, Gebein und Holz
 verschwand.
 Und fiel der Kohlenstoß dann krachend ein, so blieben
 tränenlos die Augen beide,

Als ob der Trauernde den Toten bloß um seine Seelen-
 ruh' beneide,
 Und daß er, frei von allem Leide, als Asche in den
 heiligen Ganges und ins Nirwana floß. —
 Um einen Holzstoß sah ich einen Mann dreimal im
 Kreise gehen.
 Bald sollten zur Verbrennung seines toten Weibes
 die roten Flammen aus dem Holzstoß wehen.
 Er zündete mit eigener Hand das Stroh am Scheiter-
 haufen an.
 Ein Funkenkranz, verheerend, schoß um die weißver-
 hüllte Tote, Leinwand und Stroh zuerst verzehrend.
 Und als der Brand dann überm Leichnam senkrecht
 lohte, hat sich der Mann stumm, ohne Tränen,
 abgewandt.
 Er kehrte heim, und keiner redet ihn, als unrein,
 dann zehn Tage an.
 Ich stieg bei der Verbrennungsgasse aus einem Boot
 durch viele Asche am Uferhang hinan
 Und nahm ein Tuch aus meiner Tasche vor meinen
 Mund;
 Anwidernd war der Leichenfettgeruch, der in dem
 Morgenwinde stund.
 Viel Volk saß plaudernd hier an allen Ecken. Die
 nackten Pilger sich auf Steinen strecken.
 Sie lassen sich von den Masseuren die müden Glieder
 recken
 Und salben sich die Schwären und halten ihre Köpfe
 hin zum Scheren.
 Auch mit den Pilgern hungern wilde Hunde in Asche
 und im Staube faul
 Und bellen nach dem Fettgeruch der Leichen mit wässe-
 rigem Maul.
 Wahnsinnige Figuren der Asketen stellen sich auf und
 bellen mit jedem Hund im Bund.
 Die Füße treten auf Ruinen, denn große Schlösser
 sanken beim Monsun am Strand
 Vor hundert Jahren hier vom Ufer hinunter in den
 Gangesand.
 Doch unbekümmert weiter zieht das Leben auf den
 Nesten,

Und Wege führen hin auf schiefen Fronten von den
 versunkenen Palästen.
 Quer über leere Fenster, Säulen, Tore die Leichen-
 träger ihre Bahren tragen
 Und singen eilig ihre Klagen im Weitergehen über
 Zinnen, die schief noch aus dem Gangesfande
 ragen.
 Schriftsäulen, Bronzeelefanten, vielarmige Silber-
 götter stehen an des Weges Kanten,
 Viel Ringams und Erinnerungssteine sind zu sehen.
 Der eine sagt: hier sprangen ohne Todesgrauen, beim
 Leichenbrand von einem Fürsten,
 Zum toten Mann ins Flammenbett die siebzehn Frauen.
 Und alle siebzehn starben frei aus Lust und ohne einen
 einzigen Schrei.
 Ich ging nicht ohne Staunen an diesem Stein vorbei.
 Wie ist die indische Liebe, so dacht' ich, selbstbewußt!
 Die siebzehn folgten dem Geliebten und fanden keine
 Zeit zu einem Schmerzensschrei
 Vor großer Todeseligkeit.

Hanumantempel und Sündenpfuhl

Aus rotem Stein steht hoch der Schrein des Gottes
 Hanuman am Ufer.
 Auf roten Treppen steigt man zu der Plattform an.
 Rings um das Heiligtum sind kleine rote Bilderein.
 In Bildern, wohl gelungen, zeigt der Tempel die
 Wollust, Männer mit Frauen, zweien und dreien,
 eng umschlungen,
 Wie sie sich den Umarmungen der Liebe weihen.
 Denn vierundsechzig Wollustarten haben die alten
 indischen Liebesbücher vom Mann zum Weib be-
 sungen.
 Nicht weit vom Tempelstuhl des Hanuman, da ist
 der Sündenpfuhl,
 Und sechsunddreißig Treppen führen im Viereck auf
 den Grund.
 Dort liegt ein Wasserspiegel, pechfinster wie mit offe-
 nem Schlund.

Dort müssen sich die Pilger waschen, eh' sie im Ganges
 baden,
 Abladen dürfen sie die Sünden dort, für die sie büßen.
 Viel Opfertagen, Kuchen, Blätter, Sandelholz die
 Wasser hier seit tausend Jahren schon verschlungen
 haben.
 Die Treppen starren von dem Schmutz der franken
 Pilgerscharen.
 Doch immer neue wanken hier heran und baden ihre
 Kranken und schleppen Sterbende hinein
 Und schlürfen dieses schwarze Wasser gleich Honig
 gierig ein.
 Denn dann erst dürfen sie zum Ganges eilen und an
 den Ufern alle Andachtwonnen
 Beim Sonnenaufgang mit den andern teilen.
 Noch viele Teiche in Benares sind, die so Gebrechen
 heilen.
 Doch keiner spendet dir so reiche Gnaden, und keiner
 kann beim Baden dir ewige Erlösung geben
 All deiner Sünden von dem ganzen Menschenleben.

Einige Regentropfen

Es fielen einige Regentropfen, die ersten hier seit
 langen, dürrn Tagen.
 Ich ging zurück zum Boot und ließ mich unterm
 Regenschirm am Ufer wieder abwärts tragen.
 Die Menschenmassen sehen nach den Wolken und
 stehen unterm nassen Himmel mit Behagen und
 wollen nicht vom Baden lassen.
 Sie freuen sich der großen Tropfen, die in den
 Gangespiegel schlagen,
 Die alle Spiegelbilder der Paläste in kleine Stücke
 schnell zerklöpfen.
 Der Regenschall war mir im Ohr gar heimatlich ver-
 traut.
 Bald staunte ich nicht mehr und habe ohne innere
 Erregung den Gesten der Asketen,
 Rauchwolken, die von Scheiterhaufen wehten, den
 Blumenblättern in der Strömung

Wie einer Alltagsache nachgeschaut.
 So wird auch das Gewaltigste dem Auge, wenn die
 Gewohnheit es beständig wiederkaut,
 Dem Herz wie eine Alltagsache bald vertraut.
 „Der Leib ist nur das Kleid der Lebenszeit“. Stets
 hat vor dieser Indierweisheit mir gegraut,
 Weil sie mit abgelebtem Blick der Lust des Fleisches
 nicht mehr traut.
 Weil sie nicht unbewußt mehr lacht, das Leben wie
 der Regen farblos und ohne Spiegelbilder macht. —
 Und in derselben Nacht im Schlaf fuhr ich im Dunkeln
 im Hotel empor.
 Mir war, als schrie im Hof wie ein Asketenchor ein
 Menschenhaufen;
 Ich hatte noch am nächsten Tag das Nachtgeschrei
 im Ohr.
 Und höre ich sagen: Heulaffen haben in den Palmen
 des Nachts dies Jammern aufgeschlagen.
 Wer dieses einmal nur gehört, muß es zeitlebens in
 Erinnerung tragen.
 Es war, als ob die ganze Menschheit den Selbstmord
 fordert, wild empört.
 In nächster Nacht hat mich der Schreckenslaut nicht
 mehr gestört.
 Mich hat nur doppelt, einsam wie zuvor, nach allem, was
 ich hier geschaut, vor meinem Heimweh jetzt gegraut.

Segelfahrt

Ich fuhr an einem andern Morgen den breiten, gelben
 Gangesstrom hinab,
 Und eine leichte Brise bald dem großen Segelschiffe
 Flügel gab.
 Nicht fern hier von Benares ist an dem flachen
 Strand ein Fürstenschloß zu sehen,
 Das Haus von einem Herrn, der gern in London lebt
 und mit der eigenen Yacht stets zwischen England
 und dem Heimatland sich auf dem Meer befand.
 An allen Wänden zeigten mir die Diener dort Licht-
 bilder aller Könige Europas.

Man schien auf diese stolz zu sein, als wären es
 die schönsten Malereien.
 Am Ganges aber stand, gleichwie nürnbergischer Land,
 ein buntes Lustboot für den Fürst zur Hand.
 In kühnen Formen, wie ein Pfau, in Farben grellen,
 blau und grünen,
 Mit hundert Silberrudern an den Seiten, die sich
 gleich weißen Flügelfedern spreiten.
 In diesem Pfauenboote kam der Fürst hin an die Ufer-
 treppen von Benares bei Festeszeiten stolz gefahren
 Zu dem Empfang der Pilgerscharen.
 Auch sah ich noch die Arbeitselanten des Fürsten
 an dem Fluß entlang,
 Die schleppten Bündel Gras zu Haufen und hatten
 ihren Arbeitsgang hier ohne Unterlaß
 Und waren fleißig auf den Beinen, als gäbe es im
 Leben kein Verschmaufen.
 Das Beste aber dieser Fahrt, was meinem Herzen
 ganz besonders nahe trat,
 Das war ein Ausspruch, den im Boot ein Bischof
 aus Newyork hier tat.
 Eh' noch das Schiff beim Schloß des Maharadjas
 zum Ufer lief,
 Stand da im Rasengrün, im Winde schief, an Seilen
 Wäsche aufgespannt in weiß und roten Zeilen.
 „Ach,“ sagte seufzend jener Herr, „wie ist die Wäsche
 hier mir gut bekannt,
 Nie habe ich mir träumen lassen, es könnte bei dem
 Anblick fremder Wäsche ein tiefes Heimweh mich
 erfassen.“
 Er sprach die Worte lachend und gelassen. Und alle
 Fremden auf dem Schiff,
 Die vorher unter Plaudern, unter Späßen am Deck
 laut saßen,
 Vergaßen schier den Ganges und Benares und gingen
 in Gedanken fern
 Ein jeder zu den Seinen, still in die Heimatstraßen.
 Und alle Fremden sahen gern die indischen Wäsche-
 stücke an,
 Als hing vom Heimatglücke ein Schimmer für sie
 alle dort daran.

Buddhas alter Wohnort Sarnath

Sarnath, das einst als Gott den Buddha hervorgebracht,
Ein Platz, wo eine Macht ausging, die fast die
Seelen von dem halben Erdball

Gleichwie in einen einzigen Kopf einfieng,
Bier Meilen draußen vor Benares liegt der Flecken.
Dort konnte Buddha seine Geisterwelt erwecken.

Dort hat, wie brütend über einem Ei, der Himmel
hütend über seiner Stirn gelegen,
Eh' sich aus seinem Hirn die neuen Lehrgedanken
frei bewegen.

Dort, wo zum erstenmal sein Mund der Welt die
erste der Entsagungsreden hält,
War einst ein Kloster, jetzt verkrümelt ein Ruinenfeld,
Wo noch ein einziger Turm aufragt stumpf und ver-
stümmelt.

Der ungeheuere Backsteinleib steht noch gewaltig hoch.
Doch einst war wie ein Spiegel blank sein Kumpf,
belegt mit feuerblauem Stein,
Und Buddhabilder viele umgaben ihn mit goldenem
Schein.

Ich fand nur Schaumgold angeklebt an manchem
Quader.

Das bringen fernher pilgernd die Chinesen mit
frommem Sinn
Und kleben es als Weihezeichen ihrer Frömmigkeit
am Sockel unten hin.

Sonst liegt der Turm allzeit im Staub und gras-
bewachsen in Vergessenheit.

Ein Haufen Säulen ist des Buddhas Haus; Stein-
löwen sehen aus dem Sande mit ihren Köpfen
noch heraus.

Wo einst drei heilige Seen waren, sind nur der Steine
rauhe Scharen.

Im einen See wusch Buddha sich vom Leib das Leid,
Im zweiten wusch er wie ein Weib den Eßtopf rein,
Dem dritten gab zum Waschen er sein Kleid. Sie
alle schrumpften in die Erde ein,

Des Meisters Leib, der Topf, das Kleid, das Bad
und auch des Meisters Hände,

Und nur das Leid dreht sich, gleichwie ein lebend
 Rad, noch heute auf der Erde ohne Ende. —
 Als ich am Spättag dort an toter Schwelle sinnend
 vor Buddhas Wohnhaus stand
 Und sah nach Westen in die Helle, stieg eine braune
 Wetterwand,
 Und unterirdisch Dröhnen war im Boden. Ein Blitz
 flog gelb vom Zackenrand der Wolke.
 Als fand der Gottmensch Buddha sich am Turm jetzt
 ein und sprach zu einem unsichtbaren Volke.
 Der Blitz flog wie die große, helle Geste von seiner
 Hand durchs staubige, flache Land.
 Und seine Stimme durch die Erde rollte, als ob er,
 deutend über die Ruinen,
 Die Wichtigkeit des Lebens laut nochmals aufbrau-
 send hier beweisen wollte.
 Ich aber ging im Sand, gleichwie im sanften Mehl
 von dem Jahrtausend,
 Und fand mich mitten in dem Sturmwind wohl, hor-
 chend zum Tropendonner hin, der hohl
 Im Boden ging mit großen Schritten.
 Indessen Buddhas Atemzug im Sturmstoß durch die
 Ebene schwoll,
 Ließ meine Seele Indien los. War wie ein grüner
 Keim im Wald daheim,
 Schuf sich aus Regengluft den heimischen Sommer-
 abend:
 Wenn spät ein Wetter labend überm Wald aufzog
 und unterm Blitz, der um die Köpfe flog,
 Das Herz sich näher hin zum Herzen bog. Darin,
 daß Leidenschaft
 Aufwächst in Angst und mit Gewitterkraft, darin
 Schien mir, lag mehr als in der Leidenslehr' des
 Lebens frömmster Sinn.

Buddhafiguren

Der Buddha, der zu Gott geworden, steht bei dem
 Turm, wo jener Klosterorden war,
 Steinern in einer Schar von Bildern hingestellt, so

wie die indische Welt ihn wunderbar als Vorbild
 sich gewählt.
 Ich will erzählen, wie ein jeder Breitengrad im indi-
 schen Land
 Sich eine andere Stellung für den Gott nach seiner
 eigenen Betrachtung fand.
 Im Norden Indiens, auf dem Himalaja, ist Buddha
 grausig an Gestalt,
 Verwildert an Gewalt, so wie im Hochland Wolken-
 wand bei Wand
 Gleich grausigen Masken grinsend vor den Bergen
 stand;
 Und ist wie pralle Sinnlichkeit in einem Bauernstalle,
 Mit einem Phallus als des Glückes Füllhorn in der
 Hand.
 Aus Eisen und aus Bronzezug fand ich den Buddha
 hoch am Himalaja im Tibetland,
 Mit niederer Stirn, geduckt, so wie am Firn der
 Nebel Schar,
 Tückisch, wie Helling zwischen Schnee und Abgrund
 war. —
 Südlicher, in Benares, ist der Buddha klar.
 Ein nackter Mensch, sitzt er dort mit gekreuzten Beinen
 und mit gepflegtem Lockenhaar
 Auf reinen Lotosblättern. Man stellt aus Silber
 gern ihn dar.
 Er hebt die rechte Hand, so wie ein Lehrer, und
 lauschend knien die Verehrer.
 Er spricht vom leisen Seelensinn, und jeden zieht
 es zu dem Weisen
 Wie zum Ernährer allen Geistes hin. —
 Noch südlicher hält Buddha flach im Schoß die beiden
 Hände,
 Denkt nicht mehr nach, lebt, wie ein Künstler, still
 beschaulich wach.
 Er will nicht Antwort, keine Lehre geben. Vom Leben
 nur das Gute und das Schöne scharf sich um
 ihn jetzt still vertraulich,
 Dem Frieden ganz von selbst ergeben. —
 Noch südlicher, in Burma dann bei goldenen Pagoden-
 hallen,

Dort läßt der Buddha aus dem Schoß die rechte
 Hand ins Leere fallen.
 Verzichtend auf des Lebens Lust und Schwere, ent-
 sank die rechte Hand ihm unbewußt.
 Auch die Beschaulichkeit ihm nicht mehr lockend winkt.
 Er sehnte sich vom Dasein frei
 Und sieht am Leben und am Sterben mit großen
 Augen teilnahmlos vorbei. —
 Endlich am südlichsten, an des Äquators Rand, in
 Ceylon, liegt Buddha dort still ausgestreckt auf
 hohler Hand.
 Sein Leben zum Nirwana schwand, wovon es nie
 mehr auf die Erde fand.
 Er liegt aus Gold in goldenem Schlummer, gleich-
 wie an eines goldenen Abgrunds Rand.
 Und weder der burmesischen Entfagung Starrheit,
 noch indische Beschaulichkeit,
 Noch indische Weisheit, und nichts von tibetanischer
 Geilheit,
 Auch nichts von Himalajas Wolkenstreit in seinen
 goldenen Zügen stand.
 Schlafend und auf das Leben nicht mehr bauend,
 schlafend und alles Leben wissend und es im
 Traum beschauend,
 Ein Schlafender im Gras und nur dem Schläfe
 blind vertrauend,
 Liegt dort der Gott aus Sandelholz, vergoldet, unter
 zartem Glas.
 Er, der einst auf der Lotosblüte hoch über Wasser,
 Erde, Luft und Feuer saß,
 Vergift sich selbst jetzt stolz, schließt seine Augen und
 beraubt sich des Gesichts
 Und wird im tiefen Schlaf zum All und Nichts. —
 Ich reiste von der wilden Himalajawelt herab den
 Weg des Buddha
 Bis Ceylon, wo das Tropenlicht die Sinne wach,
 die Seele schlafend hält.
 Ich dachte immer auf dem Weg dem großen Geist
 des Buddha nach,
 Der sich in Ceylons Zimmetwald zum ewigen Schläfe
 hingelegt,

Nachdem er alles Leben erst durchreist.
 Er stieg herab vom Thron als indischer Königssohn,
 durch jede Zon' vom indischen Reich,
 Wird weiser und dem Ärmsten gleich und ein vom
 Ich Befreiter und vom Tod.
 Endlich in Ceylon, in dem Tropenparadies, einschlafend
 gar auf goldenem Bliß,
 Glaubte er, daß er das Nichts und Alles war.
 Und mit ihm glaubt's der halbe Erdenball nun schon
 manch Tausend Jahr.
 Mir aber sagte laut mein Herz: Buddha, der aus
 dem Leben fort das Leben weist,
 Kühl wie der Mond rund um die Erde reist,
 Er kam dem Erdenherz nie ganz auf seinen Grund.
 Er suchte stets das Glück für sich, nur für den einzelnen
 allein
 Und schlief auch einsam ins Nirwana ein.
 Doch nur die halbe Seligkeit ward seinem Geist und
 seinem Leib.
 Er lebte bloß sich selbst zum Zeitvertreib; doch Glück
 lebt nur zu Zwein.
 Nur beim geliebten Weib, nur in den Armen, die
 ans Herz dich binden,
 Kannst du das wirkliche Nirwana finden.

Fahrt nach dem Himalaja

Immer war überall eine lila Blüte in Indien im
 Februar zu sehen,
 Die hing in dichter Schar, wie bläulich Haar, reich
 über manchem Haus.
 Und Kapuzinerkresse hat, wie Feuer einer Esse, auf
 Dächern gelbrot aufgelobt,
 Sonst stand das Land in silberigem Grün und silber-
 rigem Staub,
 Gleichwie voll Asche grau nach einem Brand.
 Einzelne Riesebäume wehen mit ihren Kronen, die
 so groß, als könnten Dörfer drunter wohnen;
 Wie große grüne Hügel stehen sie rund zerstreut auf
 meilenweiten Rasen,

Und stark die Luftwurzeln wie Stricke, fest gedreht,
 von ihren Ästen hingen,
 Als ob die Zweige um den Stamm auf Stelzen gingen.
 Eintönig flog mein Bahnzug immer vorbei an Rasen-
 schimmer und an Bäumen.
 Als ob der Zug die Wagen tagelang durch einen
 Herrschaftspark hintrug.
 Zwei Tag' und Nacht um Nacht
 Hab' ich bis hin zum Himalaja im Zug geschüttelt zu-
 gebracht.
 Zeit, Staub und Wind und Eisenlärm, die machen
 blind und taub.
 War wie in einer Ewigkeit begraben, wie ein Berg-
 mann verschüttet in einem Schacht,
 Und preisgegeben der Sehnsucht wilder Gedanken
 Macht.
 Sehnsucht, die verrucht dich zurückzieht an deinen
 Haaren,
 Während der Eisenbahnzug mit deinem Körper ent-
 flieht und dein Verstand das Reisen verflucht.
 Frühmorgens am dritten Tag ich mich in Siliguri fand
 Und suchte im Morgendunkel den Himalaja am Him-
 melstrand.
 Aber da war nichts als Nebel bei Nebelwand
 Und saftiges Tropenland voll Zuckerplantagen und
 Bananenpalmen, und feucht troff jeder Palmenstand.
 Ich ahnte nur an der Masse, die den Morgen betaute,
 daß sich ein Gebirge hinter den Nebeln staute;
 Als aber der Nebel durch die Kaffeefelder strich, als
 ob der Boden unter den Palmen wich,
 Hingen Silhouetten von Wäldern in der Luft, daß
 mich vor ihnen wie vor grünen Gespenstern graute.
 Es war morgens sechs Uhr und vom Himalaja noch
 keine Spur, weder fern noch nah',
 Wie ich auch meinen Hals reckte und schaute, kein
 Berg am Wege lag,
 Überall nur Nebel voll Behag. Und man sagte, daß
 ich am Mittag
 Schon siebentausend Fuß im Himalaja sein sollte,
 Hinaufgezogen von einem kleinen Zug, der auf schmaler
 Spur wie eine Straßenbahn rollte.

Ich dachte, wenn mich kein Adler hintrug, brachte
niemals ein Zug mich bis Mittag an den Hima-
laja heran,
Von dem man morgens keine Höhle und keinen Stein
noch sehen kann.
Unsichtbar wie die Sehnsucht, so schaute mich der
Himalajariese an.

Von Siliguri nach Darjeeling

Gedechte Tafeln stehen im Bahnhofsgewühl, und es
sprechen viel Heimatungen im Bahnhofssaal beim
Morgenmahl:
Leute, die aus Kalkutta kommen in großer Zahl und
suchen Himalajalust für erschlaffte Lungen.
Vorgesehen mit Wintermänteln und Schal, steigt man
in die kleinen Trambahnwagen, die offen und
schmal. Die fahren vom Tal
Siebentausend Fuß über den indisch grünen Tropen-
saal hin zum Eis- und Schneegenuß.
Schwer wie dem Tantalus schien mir dieses Wechsels
Dual.
Ich war eben erst eingelebt unter Palmen; nun ent-
schwebt', wie in die Versenkung einer Bühne,
Die Tropenlandschaft, die strohend grüne, als tat sie
einen Sprung in einen Schlund.
Und nahe vor Nase und Mund kam die Frische der
Steinluft,
Der Bergdust aus Moos und granitener Gruft, als
käme ich mitten in kühler deutscher Erdschollen
Schuß.
Ich genoß mit vollen Atemzügen tief in der Brust
bei jedem Kältestrom Heimatlust.
Aber fahl und bloß lag vor dem Auge und vor der
Hand noch immer des Himalajas unendliche Nebel-
wand.
Ich stieg fast senkrecht durch die Wüste der Wolken-
scharen, und der Erdgrund schwand,
Als fand ich nie mehr den Boden, auf dem ich vor-
her stand, und nie mehr der Heimat Haus.

Der kleine Zug wand sich mit Lärm und Ruß nahe
 am Abgrundrand von tausend Fuß zu tausend
 Fuß,
 Und tausend Echo's hallten brausend.
 Die Himalajaschluchten waren gedrängt voll Fächer-
 palmen und mit Schlingpflanzen behängt,
 Wie voll Blattlawinen, und immer dampfte der kleine
 Zug im Grünen drinnen;
 Kletterte von Bergterrasse zu Terrasse und trug die
 schweigenden, schauenden Reisenden
 Von einer grünen Gasse zur andern Gasse und steuerte,
 lenkte und piff.
 Und der Zug sah sich so klein und einsam an, als
 wären die Himalajawälder ein grüner Ozean
 Und die Lokomotive samt Wagen ein langes Schiff.
 Höher in der Bergwelt hängen am Abhang zierlich
 Teefeld bei Teefeld,
 Kleine Teestauden, wie runde, grüne Tigel in Reihen
 aufgestellt.
 Und immer noch schwangen sich darüber Bananen mit
 großlappigen Blätterfahnen,
 Aber tief in Dschungeln drunten standen totstill die
 Blätterscharen,
 Die träge voll Nässe und Dämpfe waren, und führten
 voll Regenblässe mit den Wolken stille Kämpfe.

Tibetleute

Die Erde, die den Menschen hält und zu sich zieht,
 sie ist sein bester Freund,
 Wenn er sich mit dem Herzen und beiden Beinen auf
 sie stellt.
 Ins Bodenlose aber fällt, wer in die Wolken steigt
 zur Luft, die klar erhellte und blendend ruft.
 Als ob ein Fisch aufschneilt, vom Wasser an das
 Ufer fällt,
 Fühlt sich der Erdgeborene schwer atmend oben an
 der Berge Tisch.
 In Räumen, die vom Weltallmeer erfüllt, steht eine
 fremde Lichtwelt droben groß enthüllt.

Es rennt dein Blut im Leib wie eine Herde aufgeregter
 Ratten,
 Die aus dem Keller in die Sonne flüchten und doch
 nicht heller sehen und dort geblendet stehen.
 Die Tibetleute traten an den Zug und saßen schmutzig
 Schar bei Schar
 Hoch oben an den Himalajastraßen, grinsend, mit
 ungekämmtem Haar,
 Das schon seit Jahr und Tag verfilzt wie schwärzlich
 Moos am Schädel war.
 Schlagäugig und in Wollensäcken, mit Mützen grob
 aus Fellen und aus Häuten,
 Waren sie wie die Welt von wilden Teufelsleuten,
 die sich ins sanfte grüne, indische Tal hinabzusteigen
 scheuten,
 Und die sich oben bei den nassen Wolken und bei
 den grassen und granitnen Schluchten
 Am spukhaft starren Leben freuten.
 Gleichwie ein Kehrlichthaufen, vor dem dir graut,
 stand hier am Schienenweg ein Budenhaus beim
 andern,
 Aus fortgeworfenen Dingen aufgebaut, die sonst als
 Abfall vor die Städte wandern.
 Aus Kistenbrettern und Konservenbüchsen, auch ble-
 chernen Petroleumkasten;
 Rahl abgetafelt gleich den Wrackß, die auf den Rissen
 hängen ohne Masten,
 Standen die Buden in den Steingedrängen, stinkend
 nach Erdöl, Ruß und Schimmel,
 Bedeckt mit Teerpappen die Dächer, verstopft mit
 Sacklappen die Mauerfächer,
 Im Luftzug winkend in den Himmel wie hundert-
 tausend Bogelscheuchen.
 Und aus dem Innern hörtest du die Tibetleute niesen,
 spucken, huten, keuchen.
 Mit großen, schwarzen Leitern standen englische Firmen
 auf den alten Kistenbrettern,
 Als ob hier der Kulturwelt Abfall, am Himalaja
 angespült, zu Boden fällt.
 Als wär' die Menschheit hier beim Höherfliegen tiefer
 in Achtung vor sich selbst herabgestiegen.

Man sah nur rings vertrunkene Gesichter von tibetanischem Gelichter
 Am Weg wie fleischgewordener Stumpfsinn liegen.
 Sie grinnten wie die unbehaunten Steine,
 Und jedes Schlißaug' glänzt wie eine Fliege, eine kleine.
 An ihren Schädeln, den bezopften,
 Augen und Nase von der Kälte und von dem Schnapsetropfen.
 Und jede Backe war wie eine blau und rot bemalte Blase.
 Aus schmutzigen Petroleumkisten ein Kadentisch in jeder Bude aufgestapelt,
 Dahinter stand herkulisch manches Weib, groß wie ein Mast, wild wie ein Urwaldast.
 Breitschultrig gleich Granit und kantig war ihr Leib,
 Als trägt sie auf den Knochen und niemals mit dem Herz des Lebens Last.
 Sie hat die Wangen statt mit Puder belegt mit braunem Ochsenblut,
 Sie deutet damit an ihr heiratslustiges Verlangen,
 Daß sie zu lang' als Witwe jetzt gegangen und sei zum Einsamleben sich zu gut.
 Sie macht mit ihren Wangen voll Ochsenblut den spröden Freiern Mut.
 Ich schaute staunend hier auf manche braunrot angeschmierte Frau,
 Vor deren Ochsenröte mir im Grunde graute,
 Die ihre Liebeswut mit Tierblut grell der Welt zur Schau gestellt.

Über den Wolken

Eine Stunde vor Mittag stieg der Zug aus dem Wolfenschlunde.
 In durchdringender Helle der Äther lag, aber die Sonne erschien als eine eiskalte Lichtquelle,
 Ohne Blut, ohne Wärmewelle. War, als stünde sie angefroren als glänzende Eisscheibe,
 Nur ein Spiegelbild einer Sonne an der Sonne Stelle.

Von den fünf Sinnen flogen Geruch, Geschmack, Ge-
 hör und Gefühl kühl fort von deinem Leibe,
 Nur das Auge sah über den Gletscherbrücken eine
 übersinnliche Helle hoch über dem Wolfengetreibe.
 Höher als im Zenit die Ätherkreise erkannte ich grün-
 liche schwebende Eise und zitterige Zacken,
 Weit hinaus in das Weltall gestellt. Sie staken im
 Äthermeere,
 Als ob ein fremder Planet, vereist von draußen, kopf-
 über wie ein weißer Geist in die Atmosphäre der
 Erde fällt.
 Als ob im hohen, blauen Nichts eine fremde Welt
 Einzug hält.
 Dort, wo es keiner Wolke Duft mehr gab, dort, wo
 die Sonne am Mittag
 Tot und weiß im Raum lag wie im Grab,
 Dort breiteten Eisländer sich wie weiße indische Pfauen.
 Alle Sinne sind tot, nur die Augen schauen.
 Du gehst, wie ein Geist ohne Leib, dir selber zum
 kalten und staunenden Grauen,
 Wie die Wolken, die unter dir sich fußlos an Ab-
 gründen halten.
 Und zwischen Sehnsucht hinauf und hinunter fühlt
 sich jeder Bluttröpfchen in dir gespalten.
 Wie irrisierende Kugeln aus Schaum standen die Gipfel
 des Himalaja im grünbläulichen Raum,
 Als zögen sie von der Erde fort, und ihr lautloser
 Aufflug sprach mehr
 Als mancher Menschen höchstes Wort.
 Welche Schmerzen der Erde haben hier gestürmt?
 Welchen Gewalten hat sich hier die Erde mit Gewalt
 entgegengetürmt?
 Hat hier die weiße Erde den weißen Mond aus ihrem
 Schoß verloren?
 So wie Adam aus einer Rippe die Eva geboren
 und mit der Liebsten wandernd einen Bund ge-
 schworen? —

Himalajabäume

Der Zug ritt höher, als ob er den Erdrand jetzt überschritt,
Als zog er mit den Seelen, die in ihm saßen, hinaus
in die unendlichen Ätherstraßen.
Nur noch ungeheure Farnriesen, moosbehängt wie finstere Gerüste, stiegen hinaus über die Wolkenwüste,
Uralte Eichstrünke, daran Mooshaar statt Blattwerk wallte.
Wie weißes Gewürm ballte sich der Dampf um die Riesen.
In den grauen Wolkenwiesen stand, wie ein Drache gedreht, mancher Eichenturm,
Aufgerichtet wie ein ungeheurer Wurm, der den Abgrund sieht.
Diese Einsamen lassen ihre Muskeln sehen, als ob sie in einem ewigen unsichtbaren Sturm hier oben stehen,
Auch wenn keine Atemzüge in der Nebelstille gehen.
Hier ist eine Landschaft, in welcher die Kraft von Beil und Faust keinem Baum den Tod noch geschafft,
Wo nur der Sturm sein Schlachtfeld macht nach manch ungebärdiger Nacht.
Der Zufall hat Figuren in Stellungen aus Moos und Strünken vorgebracht,
Und das Schicksal grub seine Spuren in das festgewachsene Holz
Und die Konturen von Zuneigung, Haß und Angst,
Sorge und Stolz.

Eine Stunde Aussicht

Farne wie grüne Federn, niedere Magnolien und Rhododendren, hartledern,
Hatten sich noch breit gemacht hinauf bis Darjeeling,
Das auf den Vorgebirgplatten siebentausend Fuß hoch wie am Knie des Riesen Himalaja hing;
Noch zweiundzwanzigtausend Fuß der Everest zum Äther ging.

Viele besteigen Darjeeling von fern und nah und kehren heim nach Europa und sahen den Erdriesen nicht.

Mein Aug' nur eine kurze Stunde an der Erde äußerster Endlichkeit, am Berg Everest, wie in höchster Erdfreiheit hing.

Dann ist des Berges Spiegelbild verraucht, und sein schneewild Gesicht zerging und ist untergetaucht in den Nebelring.

Ich sah, in der Sonne blau schwebend, zum Empfang, den Ätherherrn wie eine Landschaft von einem fremden Stern;

Und nun immer leuchtet er jetzt in meiner Stirn wie ein phosphorner Gott mein Leben lang.

Um seine Helle freisen noch oft meine Gedanken, wie um der Erdsehnsucht äußerste Schwelle.

Ankunft in Darjeeling

Winzige zweirädrige Wagen, von sechs und zehn Tibetleuten geschoben,

Jagen droben in Darjeeling Berg auf und Straße ab Und tragen im Geschrei und Hundegebell den Fremden vom Bahnhof schnell ins Hotel.

Wie in einem Badeort voll Basarstraßen, Glasterrassen und Veranden

Standen in Darjeeling die schmucken, hölzernen Häuser, Hoch, als ob hier die Luftschiffe aller Erdteile sich einfanden und mit Luftgästen von allen Planeten stündlich landen.

Promenaden, Reitwege, Läden voll tibetanischer Kuriositäten fanden sich hier für die Sommergäste,

Säle zum Tanzen und Säle für Konzerte und Feste.

Ein Park mit seltenen Himalajapflanzen, Marställe, Kurbrunnen und Sommerhäuser, luftige, helle.

Viele Meilen breiten sich die Straßen der Anlagen im Berggefälle.

Hin über steilen Steinteilen sind, gutgepflegt, die Straßenzeilen hoch in den Himmel gelegt,

Wo sich das schmutzige Tibetvolf, als wär' es in
 Europa zu Hause, zwischen Kurhäusern und Willen
 bewegt
 Und Tempel und wilden Geisterglauben gleich um
 die Straßenecke bei Totenschädeln und Gebetsmühlen
 hegt.
 Wie Glück und Sorge auf einer Straße hell und
 dunkel zusammen wandern,
 Sind hier Gespenst und Seele eins leicht verwachsen
 mit dem andern.

Himalajanacht

Im Hotel brannte ein Feuer in allen Kaminen, doch
 in den Billardsälen und in den Räumen,
 Die dich mit Lampen, Teppichen, Musik und euro-
 päischen Speisen bedienen,
 Wirst du bei keinem Blicke dir bewußt, daß draußen
 am Paß die Straße nach Lassa
 Voll Tibetanervolf saß, flebrig und berußt.
 Wunderbar schien mir der Gedanke, daß ich hier an
 der Straße nur ein paar Meilen von der geheim-
 nisvollen Stadt ferne war,
 Jener Stadt, in der noch die Gespensterwelt aus
 Zauberformeln und Barmwünschungen, verfilzt wie
 das tibetanische Kopfhaar,
 Sich auf Erden am Leben erhält. Wo das Herz
 nicht mit dem Verstand um das Licht reißt,
 Wo wollüstiger Wahnsinn blind und toll im finsternen
 Leib der Menschen freißt. —
 Als ich am Abend beim Kaminbrand Kartentisch bei
 Tisch
 Im Hotel, auch hier im Himalaja, aufgeschlagen fand,
 Und Herren im Frack und Damen im Abendkleid,
 Brillant bei Brillant im Haar,
 Über die Teppiche zu der Lampen Schar, zum Kamin
 und zu den Spieltischen kamen,
 Da ging ich auf den Bergwegen zum Schneeregen
 hin, wo Wolken, Mondschein und Schnee in
 wogender Bewegung waren.

Dämpfe goren, als hätte ein tibetanischer Zauberer
 Gifte am Wege zu schmoren,
 Laternen und Lichter glitzerten aus den Bergbuchten,
 als würden aus den Schluchten glänzende Städte
 heraufbeschworen.
 Große Wolkentrichter sind aus den Abgründen in die
 Höhe gefahren.
 Die Bäume am Weg und die Häuser verschwanden
 plötzlich in den Nebelschlünden.
 Lautlos kamen und gingen unter dem Mond die
 Bergrücken mit Bäumen und allen Dingen.
 Sie wanderten unhörbar den Ohren, waren bald da
 und bald fort
 Als hatten mächtige Mühlen Flügelschwingen aus
 Licht und Schatten.
 Ihr Zaubertanz ging und kam verwirrend vor mein
 Gesicht
 Und machte mich nach wenigen Schritten ermüdet
 und lahm,
 Wie der großen Sehnsucht Dunkelheit und irrendes
 Licht.

Sonnenaufgang am Tigerhügel

Ich ritt morgens fort im grünlichen Mondschein. Es
 nahm mich Wind- und Pflanzendampf noch zwei-
 tausend Fuß hoch zum Tigerhügel mit,
 Der neuntausend Fuß über dem Meer wie ein Drache
 das Wolkenheer durchschnitt.
 Ich saß wie festgefroren im Bügel auf einem lebhaften
 Pferdchen, das horchend zum Mond die Ohren
 stellte.
 Der neblige Frühmond die Wegkante kaum am Ab-
 grund und Bergschlund erhellte.
 Im Nebel erschienen Schneefeld und Wolken bewegt
 wie von einem unsichtbaren Hebel.
 Wie am Abend, so hier auch am Morgen nichts am
 Wege sicher liegt,
 Die Himalajawelt unendlich sich biegt und verschiebt
 und sich wiegt.

Manchmal fühlst du dich im warmen Dunst, der unten
 aus Indien emporsteigt, geborgen,
 Als reicht die warme Sorglosigkeit der Tropenwelt
 herauf in die Steinfalten und in die steinkalten
 Schluchten voll Sorgen.

Mit mir ritten Damen und Herren, und die Hufe
 klapperten immer heller von Bergstufe zu Stufe.
 Vom Himmel war es, als regnete Stern bei Stern.
 Alle Nachtmüdigkeit schien dem Berg in der dünnen
 Luft fern.

Leicht und körperlos schlägt das Herz, und leicht
 atmet das Pferd, das dich trägt;
 Leicht und groß stehen die Sterne, klar und erregt,
 Als würde das Herz bei jedem Schritt offen und
 freigelegt,

Als macht die klare Luft deinen Leib durchsichtig
 wie eine gläserne Wand.

Du siehst Mut, Hoffnung, Freude und aller Ideale
 Land. Und wie ein Weg voll weißem Sternensand
 Das Mondlicht im Nebelsaale zwischen Höhe und
 Abgrund stand.

Nach drei Stunden fand ich den Tag am Gipfelrand.
 Der schuf Steine, Bäume, Moos, als ob er dir
 schwarze Zeichnungen hinhält
 Und in der Morgendämmerung die Dinge neu auf-
 stellt.

Am Gipfel des Tigerhügels stand ein Scheiterhaufen
 geschichtet,
 Die Tibetdiener haben ein großes Feuer im Schnee
 errichtet

Und setzten dran einen Topf mit Wasser zum Morgentee.
 Als noch alle die Fußspitzen wärmen, Damen und
 Herr'n,
 Gräbt sich von fern durch den Schnee ein blutroter
 Stern,

Als siehst du aus goldener Höh' einen scharlachnen
 Vogel fegen.

Manche Wolke rollt wie eine goldene Tonne unter
 seinen Flügelschlägen.

Der feurige Vogel ist die Sonne.

Rote Schatten eilen über die weißen Schneefelder

und zackigen Gipfelzeilen des Berges Everest und
 des Kintchen-Jounga,
 Die wie große, kalte menschliche Masken mit ge-
 schminkten Wangen die Nebel fleischrot für Augen-
 blicke zerteilen.
 Wie die Meilen und Linien von gezeichneten Land-
 karten starrten aus dem Äther die Bergscharten.
 Nichts lebt hier oben an dem Tigerhügel als die
 Leere der Meilen
 Und der Abgrund, der sich wie eine ewige Nacht
 unter Wolken eingräbt.
 Als seien Erde und Himmel erst im Entstehen gedacht,
 Gehen im Kreis weiß in Rissen und Formen des
 Himalajas Glieder,
 Von Äther und Wolkenlawinen zerschliffen.
 Sind gleich Rissen, darauf einer sich ruhslos wälzt,
 und in Sehnsucht hat er die Pfühle zerrissen
 Und will lieben, umarmen und aus ewiger Kühle
 heraus endlich erwärmen,
 Und will die Liebe erleben und nicht nur von ewigen
 Leiden wissen.

Tibetanische Straßen

Oft an den Wegen in Darjeeling kommen dir tibe-
 tanische Weiber springend entgegen,
 Lebhaft auf dich mit Gebärden und Gesten eindringend
 und mit berggesunder Stimme laut singend
 Und silberne Schmuckstücke, silberne Türkisringe
 zum Verkauf vor dir schwingend.
 Sie verlassen dich nicht und rennen neben deinen
 sechs Wagenfahrern immer durch die Straßen.
 Manchmal ihr Gesicht dicht bei deinem Gesicht, nennen
 sie dich mit allen Schmeichelnamen
 Und framen alles, was sie haben an Ringen und
 Ketten, hervor;
 Reißen die Ringe vom Ohr, bieten den Ring an der
 Hand, knüpfen die Armbänder auf,
 Verfolgen deinen Weg unter Späßen und Geschnauf,
 bergab und berghinauf.

In grobem Sack und Fellen, breitknochig und schliff-
 äugig, stellen sie dir nach
 Und bellen den Fremden an mit den hundert Hima-
 lajahunden, die sich am Weg eingefunden.
 Und ich hab' dabei empfunden: Hunger reißt sich
 den Schmuck vom Leib,
 Und Hunger bellt wie ein tibetanisches Weib.
 Immer keuchen und schieben sechs Tibetaner deine
 Ritscha auf den Darjeelingwegen
 Und fegen mit dir hin in langen Stunden auf den
 Bergstegen,
 Zwischen hölzernen Sommerhäusern und um Abhänge
 gewunden.
 Schwitzend und zerschunden, legen die bezopften Kerle
 Meilen mit deinem Wagen zurück.
 Und du fühlst grausam des Goldes einfältiges Glück,
 das den einen vorwärts bringt Stück um Stück,
 Bequem sitzend, indessen aus sechs Kulilungen der
 Atem ringt
 Und der Hunger die Lungen zum Dienen zwingt.
 Hunger im Magen und Hunger im Herz, beide
 jagen vorwärts den Lebenswagen.

Tibetanisches Tempelleben

An einem Abhang im Versteck stand ein tibetanischer
 Tempel aufgeschlagen.
 Von weitem hörte ich einen surrenden Klang, und
 als ich mit meinem Wagen zum Eingang kam,
 Waren davor zwei riesige Gebetsmühlen im Gang,
 zwei ockergelbe Zylinder wie Menschen lang;
 Auf die waren die Gebete geschrieben, sie wurden wie
 Kreisel angetrieben.
 Ein Knabe saß am Boden und zog an einem Strang,
 daß der hohe Zylinder sich brummend dreht.
 Und stets, wenn die Gebetsmühle einmal herum-
 geht, eine kleine Glocke erklang.
 Glockenlaut um Glockenlaut drang hinaus einförmig
 über den Bergabhang.

Der Tempel, ein einfach gefalktes Haus, schmucklos
 das Dach,
 Sah wie eine offene Scheune aus.
 Drinnen im Halbdunkel, am verräucherten Mauerwall,
 standen die Götter hinter Holzgittern,
 Wie Tiere eingepfercht in einem schmutzigen Stall,
 alle, wie Zwerge klein, aus vergoldetem Holz,
 Aber mit Gesichtern wie Gespenster voll Grausamkeit
 und Stolz.
 Manch' Bild aus englischen Zeitschriften, manch'
 europäischer König und Offizier
 hing als Heiliger zwischen Kerzen, Öl und Wachs fett
 hier.
 Alte Priester in senfgelben Kastanen saßen am schmutz-
 starrenden Boden,
 Aßen und kochten und rauchten und brauchten den
 Tempel wie eine Wirtschaft,
 Und Wirt war hier der Einfalt Kraft.
 Während sich draußen kalte Regennebel um Dach
 und Bergwände bauschten
 Und Nebelwolken wie nasse Fahnen sich am Tempel-
 eingang kaum bewegten,
 Pfliegten die Priester knurrend ihren Leib und achteten
 nur, daß sich die Gebetsmühlen surrend regten,
 Und die Priesterknaben sich nicht zum Schlaf bei den
 Mühlen hinlegten.
 Wie eine Zauberhöhle, unheimlich heimlich, sah der ver-
 rauchte und eingeschmauchte Tempel drinnen aus.
 Lichtflämmlein bei Flämmlein saß vor manchem gold-
 dämmerigen Schrein,
 Und die Lichtdochte schwammen im Tran und sahen
 sich an
 Wie die schmagenden Priester, versunken in ihr Fett allein.
 Bier- und Schnapsflaschen standen ausgetrunken am
 Boden,
 Und die Luft war gemütlich und gesellig, hier wo
 die Götter, im Schmutz, Schutz vor Kälte und
 Regengüssen boten.
 Die schmauchenden fahlrasierten Priester plauderten
 mit Geflüster im Halbdüster,
 Am Boden hockend und ihre Pfeifen rauchend.

Nie stockend schnurren die großen Mühlen. Manchmal
 spüren Zugwind und Nebel herein durch die
 offenen Türen,
 Und draußen über den kühlen Berggründen erscheint
 und verschwindet die Himalajawelt in den Wol-
 fenschlünden.
 Die tibetanischen Priester sitzen wie die Zauberer im
 Tempel, im Schwülen,
 Sie brauchen nicht im Lebenshunger wie die Rikscha-
 männer zu schwitzen,
 Sie erhizen nur sich und die Götter mit Essen und
 Trinken, Kerzen und Rauch,
 Und sind unschuldig wie die Gebetsmühlen auch, die
 sich drehn und nichts fühlen;
 Und die Priester falten die beiden Hände zufrieden
 über den sehnsuchtsleeren Bauch.

Tibetanische Gebräuche

Inmitten im Tempelhof ist ein Stein. Dort werden
 die Leichen in Stücke zerschnitten;
 Die Tibettleute graben ihre Toten nicht ein. Sie
 füttern die Bergadler, Geier und Raben;
 Die Priester allein das Recht der Totenzerschneidung
 haben.
 Das Dorf ist klein, wo der Priester jeden kennt wie
 sein Kind, die Freund und Feind ihm sind;
 Sie alle kommen noch einmal als Tote zu ihm in
 den Tempel hinein.
 Er zerbricht die Knochen derer, die gepreßt am Leben,
 indes er zugeschaut daneben.
 Und jetzt endlich darf er den Arm aufheben und das
 verwünschte Fleisch, das er immer gehaßt,
 In kalten Stücken den Raubvögeln und den vier
 Winden geben.
 Einen Augenblick ist es, als nähm er von seinem
 Rücken der Entsagung Last
 Und vom Herzen unsichtbare Krücken.
 Den Ehebrechern sagt er im Tod die Schädelshalen
 ab, dem Weib und dem Mann,

Schweiß die Schädel mit den Wölbungen zusammen
 spannt über jede der Höhlungen ein Membran
 Und schlägt die zwei Trommeln morgens und abends
 im Tempel an,
 Damit die Seelen der treulosen Weiden nie Ruhe
 finden und ewigen Lärm in den Schädeln leiden.
 Und alle Geister gehorchen dem tibetanischen Priester-
 mann, vom Himalaja bis hinauf zu den Sternen,
 Die Hausgeister und Sehnsuchtsgeister der fremdesten
 Fernen.
 Statt Gebete zu plappern, ziehen die Priester mit
 Gebetsmühlen, klein wie die Kinderrasseln,
 In den Dörfern aus und ein mit lautem Klappern,
 Stecken geschriebene Gebetzettel in die Mühlen hin-
 ein
 Und lassen die Mühlen in lärmenden Reihn an
 Stelle der Herzen zum Himmel schrein.
 Ich sah auch den Gott „Genuß“, der mit vielen Armen
 alles hält, was dem Leib als schmachhaft gefällt;
 Er ist aus Bronzegegüß und sein Sockel ein Weib,
 und er hat als drittes Bein einen mächtigen
 Phallus.

Himalaja-Türkise

Unten in indischer Tropenglut finden sich im hei-
 ßen Stein, wie Tropfen Taubenblut, die roten
 Rubine,
 Aber oben in jeder Himalaja-Bergmine sprießen im
 Äther die blauen gedankenvollen Türkise,
 Die dich kühler ansehen wollen.
 Türkise bot jede Hand am Weg dir an, jedes Tibet-
 weib, jeder Tibetmann;
 Sie tragen kleine, grobe Türkisenstücke in den Ohren,
 am Hals und um den Leib,
 Gleich Tropfen von blauer Bergmilch, die gefroren.
 Hörst du in der dünnen Himalajaluft dein Herz wie
 eine Trommel klopfen,
 Können dir die Türkise mit ihren sanften Blicken
 Ruhe der Ätherhöhe schicken.

Ruhe der Äthergötter, zu denen du hinsteigst auf
türkisblauen Brücken,
Denen du dein springendes Herz zeigst, und die sich
mit fühlen, beruhigenden Augen über dich bücken.

Himalaja-Teeblüte

Sauber wie in reinen hölzernen Mühlen ist es beim
Himalaja-Teeplanzer im bergkühlen Haus,
Wo der erste Teetrieb gepflückt durch Sieb bei Sieb
rückt und mit feinem, berauschendem Duft ent-
zückt.
In farblosem Zimmer, aus bloßem Holz, wohnt der
Tee wie die Bienenkönigin, heikel und stolz;
Wächst auf kugeligen, fußhohen Büschen in artigen
Reihen wie grüne Küschen,
Wie ein Zwerg am Berg, blüht auf den freien Ab-
hängen unter den Weihen des Äthers,
Unter der indischen Sonne Versengen.
Eine Teeplantation ist wie ein Garten gehegt und
wird wie ein Kleinod gesäubert und gepflegt.
Millionen kleiner Teefamilien an den Himalajaab-
hängen stehen
Und sind vom weitem wie drollige Herden grüner
Igel anzusehen.
Der Tee, der die Menschen gesellig vereint, wohnt
hier selbst in Familien gefällig.
Hunderttausend Blättchen bilden einen kleinen Kugel-
strauch,
Der ist wie ein kleiner, rundlicher Buddhabauch.
Und wie hunderttausend Buddhabäuche stehen um
Darjeeling,
In Reihen und Linien gleich Gärten, des Tees Sträucher.
Besser als die tibetanischen Priestergäuche des Tees
Geist
Den Menschen hier zum Frieden und zur Geselligkeit
weist. —
Ich pflückte mir eine kleine weiße Teeblüte, die als
einzige und erste
Im Februar am Weg leuchtete wie helle Güte.

Durch ihren zärtlichen Dufte bin ich heimgereist durch
die Luft, in einer Sekunde durch alle Meilen,
Und habe mich in Gedanken zur Teestunde geladen
bei ihr, deren Lippen mir die Sehnsüchte heilen.

Auf der Gangesfähre

Zurück vom Himalaja hält der Zug unten im dunk-
len Morgen dicht an der Ganges-Breite.
Ein flaches Dampffährboot trug alle Reisenden über
des Ganges uferlose Weite,
Und durch das Nebelgrau, wie eine Riesenspinne,
geht mit der Regen über des Stromes himmel-
große Wasserau.
Im Fährboot unterm Deckzelt stehen die langen wei-
ßen Frühstückstafeln aufgestellt,
Von europäischem Glühlicht künstlich vergnügt erhellt.
Und durch die Nebel sehen die indischen Morgen-
sterne herunter auf die laute Reiselwelt.
Im gleichen Sinn, wie Well' um Welle schwingt,
klingt von dem Backbord hin zum Steven
Ein indisch Fährlied unter Wechselfang. Zwei Indier
loten an dem Boot entlang.
Sie werfen singend aus das Blei und rufen laut der
Tiefe Knoten mit „Ho“ und „Hei“.
Der Schornstein dampft, die Schraube stampft, und
unter grauer Nebelhaube
zieht mit Geschnaube fort das Schiff, gleichwie im
Selbstbeschauen, lebendig in den grauen Morgen
ein;
Gleichwie des Charon Boot aus Nacht hinausge-
fahren zu einer Küste himmelrot;
Und wie ein Wechselfang von Tod und Leben, blieb
mir noch lang im Ohr der indische Fährmannsang.

Im Gangesdelta vor Kalkutta

Smaragdene Bananenpalmen, dicht gestaut, sind reich
voll Frucht am Schienenweg gebaut;
Zierlichen Farren gleich wächst Zuckerrohr, und Kaffee,
Baum bei Baum, mit roten Beeren bligt hervor,
Und Sagopalmen ragen breit empor.
Wie Feuerwerk am hellen Tag brennt gelb und violett
manch Blütenstrauch,
Stehen in Sümpfen Heere weißer Kallablumen auf
Stengeln aufgerichtet, Schlauch bei Schlauch;
Als jagt mit allen Reisenden der Frühzug auf dem
Grund von grünen Meeren.
Es waren Blüten da wie Fische, blank, mit offenem
Mund;
Und scharlachne Raketen standen Bund bei Bund,
gleichwie gedrungene Hummern mit gewaltigen
Scheren.
Mit Inbrunst mästen sich im Gangesdelta in draller
Luft die Pflanzen,
Und feist im Tropendunst stehn Palmenwälder da wie
grüne Schanzen.
In Scharen lebt die Kallablüte drunter und mehrt
sich hier von Stund zu Stund,
Mit ihrem Kelch sehnsüchtig, totenstill, gleichwie ein
ungeküßter Frauenmund.

Kalkutta

Zur Kaufmannstadt mit ihren indisch-europäisch gro-
ßen Straßenzügen
kam bald der Zug und war am Ziel. Ein Tropen-
regen fiel; er schüttete sein Wasser wie aus Krügen.
Und jeder Indier einen schwarzen, englischen Regen-
schirm krampfhaft in Händen trug.
Die meisten gingen wie im Paradiese frei und gingen
nackt bis an die Hüften.
Und hoben Hemd' und Schleier hoch genug.
Und mit dem Regen schlug die Luft von hundert
Drogendüften mir entgegen,

Dauhender, Die geflügelte Erde

Von Ingwer, Kampfer, Zucker, Kaffee, Indigo.
 Und Kaufmannschiffe sah ich froh im Geist, von
 denen jedes schwerbeladen
 Wie meine Sehnsucht nach der Heimat reist.
 Am Abend schon der Tropenregen in Meterhöhe in
 den Straßen stand,
 Von einem Flügel des Hotels zum andern kein Rei-
 sender den Weg mehr fand,
 Und alle wie Gefangene, verteilt in den Hotelgelassen,
 Im Park, am Abend abgeschnitten saßen.
 In Scharen kamen endlich Equipagen und nahmen
 Gäste, welche hungrig waren,
 Um sie zur Table d'hôte zu fahren.
 Dann in den europäischen Sälen, unter den Kauf-
 herrn ohne Seelennot,
 Saß ich und aß zur Sehnsucht still mein Abendbrot.

Der Taintempel in Kalkutta

In den Kalkuttastraßen die Häuser wie die Kauf-
 mannskisten, nützlich und nachlässig, im wüsten
 Durcheinander lagen,
 Dort ist ein groß Gewander und auch ein großes
 Feilschen hier in allen Tagen.
 Ich sah aus schlumpigen, nassen Palmengärten die
 ockergelben und zinnoberroten,
 Die muschelpurpurnen und indigogeblauten Häuser
 an einer stinkenden und breiten Straße ragen,
 Daneben Eisenbahngleise, Kohlenstaub und Eisen-
 wagen,
 Als ob sich stündlich, stimmunglos, die Menschen
 das Leben wild gleich einem Raub hier um die
 Ohren schlagen.
 Die Straße zu dem Taintempel führte. Der lag in
 einer engen Gasse, wo man nichts Weihevoll'es
 spürte.
 Beim Gartentor und hinter hoher Mauer erglänzte
 eine Spiegelmasse
 Aus hunderttausend Spiegelstückchen. Ein Tempel,
 unecht wie zu flüchtiger Dauer.

Der Tempelgarten nur ein Blendwerk war. Er schien
 zuerst dir wunderbar,
 Voll Statuen, voll Porzellan, voll Mosaik und Balu-
 straden, Basen, Zeichen.
 Doch auf den zweiten Blick sieht sich's als Scherben-
 haufen an.
 Die Wege, die zuerst begeistert laden, sind aus zer-
 schlagenem Geschirr, aus Tellern, Tassen,
 Und so die Wände, Treppen und Terrassen mit
 Spiegelsplitterwerk bekleistert,
 Als ob hier Gassenkinderhände aus Kehrichthaufen
 wirr sich eine Tempelwelt entstehen lassen.
 Und gleich den Plunderstücken, versammelt auf Auf-
 tionen, thronen hier gipsern Amoretten,
 Quecksilberkugeln, gußeiserne Brücken; ein Kaufmanns-
 pomp, prahlsüchtig, dumm und unverlegen.
 Der Spiegelscherben witziges Geflirr spukt billig auf
 den weißen Scherbenwegen.
 Da kam mir eine Indierin, lustwandelnd an dem
 Karpfenteich, entgegen.
 Sie schlug die Augen nicht vom Boden auf und trug
 sie feierlich durchs Tempelgartenreich,
 Sie sah nur zu den roten Rosensträuchern, die noch
 vom Tropenregen voller Tropfen hingen,
 Und ihre blumenruhigen Augen gingen von Strauch
 zu Strauch,
 Als wär sie auf der Welt allein der Blumen wegen.
 Auf einmal alle falschen Scherben an dieser Schönen
 wie echte Augen voll Bewunderung hingen:
 Der ganze falsche Garten ließ sich gern von echter
 Schönheit echt bezwingen.
 Könnten die Scherbenwege, dachte ich, die Liebste
 mir gleich diesem indischen Weibe hier entgegen-
 bringen,
 Mein Herz möchte zu Scherben schier vor Freude
 gern zerspringen.

Der Banyanbaum im Edengarten

Vorbei am Rasenpark und dem Palast des Vizekönigs,
wo ohne Rast die Equipagen fuhren,
Kam ich ans Hafenviertel an den Hooghlyfluß, wo
Magazine, Märkte und Geschäfte stanken,
Wo Spiegelbilder von den Schloten und den Masten
zum schmutzigen Fluß hinsanken;
Wo Eisenglieder einer Brücke über den Strom hin-
ragen, in Kohlendunst Fabriken dröhnen,
Und in der weißen Tropensonne metallene Eisenfrähne
stöhnen.
Fern draußen, hinterm krausen Dunst der Stadt,
unter den Kokospalmen und Bananen,
Haufen bescheiden strohene Hütten, drüber sich grüne
Sonnenschatten wie grüne Seidentücher schütten.
Dort liegt im reinen Himmel groß der Edengarten.
Gleichwie aus weißen Steinen steht die Königepalme
als Säulengang in Reihen an dem Weg entlang.
Mein Wagen auf den purpursandigen Wegen, gleich-
wie in eine schattige Grotte, ins Grün des Gar-
tens drang.
Und fremd entgegenstarrten die unbekanntn Baum-
giganten,
Als ob sie drohten und deine Augen dir verbrannten
mit Blütenhaufen, scharlachroten.
Und sie behüten eine atemlose Stille. Kein Lufthauch
rührt an diese schwülen, fleischigen Lüften.
Ihr Scharlach ist wie in die Luft gespiesen, als sind
die Blüten Zungen roter Tiere,
Die ihre Wollust aus dem Blätterdach in alle Lüfte
schrieen.
Goldgelb, lila und scharlach, jeder Baum verschiedenes
Licht dir bot,
Als ist der grüne Park wie von bengalischen Feuern
bunt durchloht.
Tief in dem Garten stand ein Banyanbaum, der groß
als grüne Wand vom Himmel auf die Erde schoß.
An jedem Aste fand sich Stamm bei Stamm, ein
jeder Ast hat zu der Erde mit hundert Stämmen
Wurzel schnell gefaßt;

Und hunderttausend Füße trugen des Baumes lau-
 bige Last.
 Findest dort auf dem Aasenraum hundert mal hun-
 dert Bäume unterm Riesenbaum.
 Kein Blick hat je den Riesen ganz erfaßt.
 Du hast vor deinen Augen statt eines Baumes einen
 Wald; und wolltest jeden Stamm du buchen,
 Du würdest müde bald, unter den Ästen allen den
 Anfang und das Ende von jenem einen Baum
 zu suchen.
 Sein Hauptstamm ist zerstört wie nur Ruinenhallen
 und wie ein ganzes Haus mit Mauern wüst zer-
 fallen.
 Des Stammes Reste aber überdauern, stets weiter-
 blühend, tausend Äste,
 Und deren Blätter wachsen in den Tag hinein, voll
 Schatten, dunkel wie ein alter Hain.
 Und zum Verirren groß steht dieser Baum, stammlos,
 und wächst mit seinen Ästen bloß. —
 Reiß' Sehnsucht aus dem Herzen los, sie geht wie
 dieser Baum nie ein.
 Sie wächst, mit Wurzeln aus der Luft, von neuem
 in den Leib hinein
 Und ist, wie dieser ewige Banyanbaum, von neuem
 bald um dich ein Wald.

Abfahrt von Kalkutta

Ich stieg im Morgenrauch ans Schiff und wollte von
 Kalkutta hin nach Birma.
 Der dämmerige Hooglyfluß, gleichwie ein Wasser-
 schlauch, durch eine große Wolkenmasse lief.
 Ein Brückensteg stand an dem Schiffsbauch bei des
 Schiffes Wand, davor die Hafensärztin
 Allen Passagieren die Hand gab, um den Puls zu
 visitieren.
 Sie maß die Pulse ab und suchte flüchtig nach den
 Fieberkranken.
 Auch ich muß' ihr in ihre Augen sehen. Ganz in
 Gedanken statt des Pulses sie meinen Armel hielt.

Sie fand kein Fieber an der Kleidersträhne und ließ
 mich ohne Quarantäne gehen.
 Der Morgennebel kam am Schiff ins Wandern, und
 graue Dampfer, Barken, blaue, grüne, bald hell
 entstehen.
 Die Sonne deckte wie mit Messingplatten gelb den
 Fluß, und hundert Boote, gleichwie graue Ratten,
 Umringten aller Schiffe Riesenschatten.
 Als ob der Schiffe Rümpfe keine Körper und Ufer-
 häuser keinen Steinbau hatten,
 Hingen nur Masten, Dächer, Fenster hoch überm
 Wasserschein
 Im schwanken, gelben Morgenglanz,
 Als ballte sich die Wirklichkeit der Welt ganz neu
 zum Dasein unterm Nebeltanz
 Und formte Planken, Dach und Mauerstein bei Stein.
 Weich glitt mein Küstendampfer hin im Hooglyfluß
 vom Schattenreich ins feste Tageslicht hinein.
 Doch meine Seele hatte nicht Gewinn und weinte
 fortgesetzt an gleicher Stelle
 Und suchte nach der Liebsten schon in der frühesten
 Morgenhelle
 Und sagt' mir offen: wie der kühlen Ärztin war's
 ihr gleich, muß sie nach fremden Händen oder
 Kleiderstoffen fühlen,
 Ob fieberlose oder fiebervolle Augen auf sie starrten,
 lag vor ihr Birma oder sollt' sie selbst noch der
 Saturn erwarten.
 Ach, keine Tageszeit schuf in der Fremde Nebelreich
 für meine Seele Wirklichkeit;
 Ihr Himmel lag noch viele Meere weit. Die Reise-
 stunden keine Wichtigkeit für meine arme Seele
 hatten.
 War auch die Tropensonne jetzt breit aufs bunte Meer
 gestellt und gleißte,
 Mit meiner Sehnsucht in der Seele reiste ich dunkel
 und gequält, wie nur ein Schatten durch die
 Unterwelt.

Ankunft in Birma

Still wie aus einem Landgasthaus sah ich von diesem
kleinen weißen Küstenschiff aufs Meer hinaus,
Als ob das Schiff an öder Landstraß' stand, fand
sich am Schiffstrand nichts zu sehen.
Schiffs-offiziere und die Passagiere versunken tief in
Schach und Kartenspiel,
Nicht einer schien hier wach, und keiner sah hinaus,
und alles schlief hier unterm heißen Segelbach am
weißen, sonnigen Deck,
Als ging' das Schiff vier Tage nicht vom Fleck, als
wâr' das Meer ein Garten draußen,
Wo grüne kühle Lauben leise sausen, und nur die
Sonne ging hier von der Stelle. Ging überm
Kielrand auf
Gleich einer Feuerwelle. Viermal erschien sie und
verschwand.
Beim vierten Mal stieg sie in Birma mit meinem
Schatten an das Land.
Wie zu Geheimnissen, von denen Menschen nur vom
Hörensagen die Namen und sonst nichts mehr wissen
Und bei dem Wort noch nicht Begriffe spüren, ließ
ich mich von der Sonne zum Worte „Birma“ auf
die Erde führen.
Wild aufgepuzt in gelber Sonnenglut, wie Federn
einer fremden Vogelbrut,
Entfaltet gleich den Rädern grüner Pfauen, zerfetzte
Palmen sich am sandigen Ufer stauen.
Als flogen sie im nächsten Augenblick auf Raub mit
großen Flügelschlägen in die Luft,
So fegen ihre schlappen Blätterlappen den Himmel
und den Staub.
In ihren Linien ist ein mächtiges Sicherregen, ohne
daß Stamm und Blätter sich bewegen.
Hoch über jene aufgejagten Palmenungeheuer sehen
die europäischen Hafenhäuser wie ockergelbe und
wie purpurblaue Feuer,
Stehen gleich Käfigen aus Stein für Papageien.
Verborgten, unsichtbar sieht nirgends erst der Reisende
die Birmawelt,

Die sich mit schlanken goldenen Pagoden und hölzernen geschnitzten Klöstern
Und grauen Bambushütten bescheiden abseits hält
Und nur auf Berge, wie zum Fest, die goldenen
Tempel in den Himmel stellt,
Sonst aber, wie die Weisheit schlicht, sich suchen läßt.

Ein Wiedersehen im Hotel

Und kaum an Land, da fand ich schnell im Speisesaal von dem Hotel
Unter der Gäste Zahl ein Angesicht, dem ich noch immer gerne nahestand
Und dem ich in Gedanken einst als leidender Gefährte mich verband.
Die Dame aus dem Roten Meer, die einäugig halbblinde, mit einer schwarzen Binde überm rechten Auge,
Die ich nur schwer vergaß, bei der ich einst zehn Tage auf meinem Deckstuhl Seit' an Seite saß,
Diese erkannte ich an einem Tisch, wo sie in Fröhlichkeit jetzt frisch
Mit ihrem Liebsten ihren Luncheon aß.
Finden wir uns, dacht' ich, auf dieser engen Erdengass' in Weltgedrängen,
In einem Speisesaal in Birma jetzt zum zweitenmal,
Du schöne Dame, du Tiefsehende mit schwarzer Augenbinde, die aller Blicke auf sich zieht, und ich, der Sehnsuchtblinde,
Der mit den beiden Augen die Frauen alle bis auf eine flieht!
Endlos schien mir die Erde bei diesem Wiedersehen, endlos die Wege, die sich um die Erde drehen,
Als ob ich meine Liebste niemals wiederfinde und mich unendlich, wie ein Heerwurm, um meine Sehnsucht ewig winde.
Ich fand zum Gruß kein Wort. Mir war, als stünde hinterm Stuhl der Dame
Der Schatten meiner Liebsten dort und käm' mir nah,
Als ich des Tropenhelms blauen Schleier im leisen Luftzug winken sah.

Erste Schritte in Birma

Daß wir in einer Ewigkeit wandern und leben ohne
Frist und uns die Zeit nur als ein Spielzeug ge-
geben ist,

Mit dem wir spielen lang und breit, bald mit Klug-
heit, bald mit Torheit, und sollen auf kein Grab
hinschielen, —

Das sprach in Birma der Tropenhimmel auf mich herab.
Der stand, wie das ewige Leben, heiß, selig und hell.
Und flug aus dunklem Augenschliß

Sah manch brauner Birmane mich auf der Straße an,
flink wie der Bliß, ohn' Eile und doch schnell.

Birma, das Land der stillen Tatenlosen, wo die Palme
ohne Willen hochgeschossen am Meere stand,

Wie ein Fackelstiel wehte, und der Himmel in Weiß-
glut sich drüber blähte.

In dünne einfarbige Seide eingewickelt wie Puppen-
tand fand ich die Menschen unter runden papier-
nen Sonnenschirmen am Strand,

Den Ärmsten in feinem seidnen Kleide; und sie gingen
Hand in Hand, wie Kinder, die leise im Gehen
singen,

Nicht nackt wie in Indien, nicht gepackt von wildester
Äskese.

Unter den gelben Sonnenschirmen zierlich gepflegte
Menschen in den Straßen standen,

In weißer loser Seidenjacke mit rot und gelb und
grünem Seidentuch, das sie als langen Rock sich
um die Hüften wanden.

Und bei Birmane und Birmanin, bei Frau und Kind
und Mann

Zeigt' kaum ein Unterschied in ihrer Kleidung die
Trennung der Geschlechter an.

Ohne an Würde zu verlieren, kann hier sogar der
Mann mit großem Kamm sein Haar am Haupte
hoch frisieren

Und seinen Kopf, wie eine Dame, mit regenbogen-
farbigem Seidenschale zieren.

So wenig eitel wie ein Rudel Rehe gehen die Men-
schen lautlos hier durchs Leben hin,

Geschmückt des schwarzen Haares Scheitel mit ein
 paar Blumensternen
 Ziehen sie sacht zu goldenen Pagoden Tag und Nacht,
 um von den Göttern Lebensart zu lernen.
 Gleichwie auf Seide gleiten die Schritte aller durch
 das Land, in aller Zeiten Mitte,
 Als wollten sie nicht hasten und nicht streiten, hin-
 dämmern wie der Rauch der Morgen-, Mittag-,
 Abendfeuer,
 Die sich verschleiert über der Wälder Dschungeln
 breiten.
 Und nur ums Unsichtbare bauen sie ihre Welt, nicht
 um das Herz, das sich zum Herzen hält.
 Die weißen und die goldenen Pagoden gleißen hoch
 über Menschenwohnungen, auf Berge hin in
 Glockenform gestellt.
 Und die Figuren krauser Fabelwesen, der Greif, halb
 Vogel und halb Tier, die sitzen steif an Treppen
 hier und Stiegen,
 Die an den Bergen lang hinauf wie Himmelsleitern
 liegen.
 Wie eine goldene Glockenblume, die von dem blauen
 Himmelsstrauch sich auf die Erde biegt,
 Steht aufgestülpt die goldene Stupa inmitten der
 Pagodenhöfe als breiter, goldener Bau.
 Im tiefen Land, in grünen Palmenhainen, sind tau-
 send Klöster, holzgeschnitzte, wo Mönche, arm, in
 lebenslanger Andacht bleiben,
 In friedlichen Vereinen auf dürre Palmenblätter die
 rundgerigte Letter von vielen Weisheitsprüchen
 schreiben;
 Denn der Birmane gern zur Alterswende ein Kloster
 sich im Palmgelände baut, daß ihn sein Weib
 vertraut „Erbauer der Pagode“ nennt
 Und stolz auf ihn wie auf den heiligen Geist des
 Lebens schaut.
 Unheimlich war für mich der Klosterfriede, der in
 dem Land noch wie ein Todesatem auch in den
 tiefsten Wäldern stand,
 Das Leben sich aus Leere dichtend und ungelebt die
 Lebenslust vernichtend.

In langen Reihen siehst du jeden Morgen, in gelbe
 Tücher eingewickelt,
 Die Mönche, einer hinterm andern, in Bettelprozessionen durch die Dörfer wandern;
 Und jeder hält ein bronzenes Gefäß, und alle halten
 an vor irgendeinem Haus,
 Gebete murmelnd schauen sie gerade aus, nur auf
 des Hauses Wände,
 Und Frauen kommen aus den Hütten und schütten
 Reis und Früchte als Opfer in die Priesterhände.
 Mit ihren glattgeschorenen, fahlen, trogigen Köpfen
 gehen die jungen Mönche weiter dann
 Und wandeln auf den nackten Zehen unter den Palmen
 fort mit vollen Schalen und schauen nicht
 einmal die Bäume an.
 Gleich bronzenen Figuren sind sie anzusehen in den
 gelben Mantelfalten, die sie fest um ihren Körper
 halten,
 Wenn sie, wie leblos wandelnd, leblos handelnd, hin
 unter den smaragdnen Urwaldblättern gehen.
 Sie tragen ihre mächtigen Krüge des Abends und des
 Morgens schweigend fort, sind ohne Dankeswort
 und ohne Gruß,
 Und immer ihre junge Lippe statt eigener Gedanken
 uralte Göttersprüche sagen muß.

Holzschnitzereien und Rubine

Die weiten Akazienstraßen von Rangoon riefen mich mit.
 Jedes Land, das dein Fuß betritt, in das sich dein
 Auge verirrt,
 Wird von irgendeinem Produkt auffallend regiert,
 das den Fremden verfolgt vom ersten bis zum
 letzten Schritt.
 In Birma sind es Holzschnitzereien, Säulengelände
 und hölzerne, lebensgroße Figuren,
 Die überall dein Auge wie in die tiefen Wälder des
 Landes einweihen, in die künstlichen Tier-, Men-
 schen- und Göttergesichter,
 Die in den Holzfasern und Holzmasern schliefen, und

welche die Holzschnitzer gewandt aus ihrer Verzauberung befreien.
 Und außer dem rötlichen Teakholz ist es der rosigbläuliche Rubinstein, der sich stolz dem Fremden hinhält, Er kommt aus den Bächen von Birma auf die Welt. Die Rubine sind wie die rosigen Lust- und Liebesgedanken der jugendlichen Mönche und Asketen, Die in jenen Herzen, die nur den Göttern, aber nicht der Liebe dienen, um Erlösung flehten und weinten, Aber unerhört versanken und zu Rubinen versteinten.

Die Sule Solay-Pagode

Auf einem breiten, zimmetroten Sandweg, wo eine grelle Häuserreihe und mit weiten Gassen groß manch Tropenbaum sich fand,
 Fuhr ich am Spätnachmittag durch Rangoon in einer hölzernen und buntgestrichenen Droschke,
 Wie sie hier Mode ist im Birmaland.
 Kam ich zu der Sule Solay-Pagode. Die ist frei auf dem Stadtplatz nah dem Häusereinerlei aus Gold eine Masse,
 Wie eine umgestürzte Spitze, vergoldete Riesentasse, umdrängt vom Weiß der Alabasterschreine,
 Der Götterfiguren und einem grünen Baumhaine; umgeben im Kreis von einem kleinen Jahrmarktleben,
 Steht die goldene Stupa, und es brennen Lichter und Kerzen im Freien und rauchen Gerüche der Spezereien
 Und wehen rosa papierene Fahnen und klingen kleine Silberblechherzen vor den Göttern, die nicht zur Arbeit,
 Nicht zum Beten, nicht zum Leben und nicht zum Sterben hier mahnen.
 Die große Gottheit sitzt mit gekreuzten Beinen alabasterweiß auf der Lotosblume, der augapfelreinen; Und herabgesunken ist der Gottheit rechter Arm, und ihr Auge sieht auf dich ohne Harm.
 Fast mit geselligem Lächeln sieht dich diese birmanische Gottheit an, ist nicht Weib, nicht Mann,

Ist schlank in den Hüften, ein göttlicher Leib, mit
 gepflegtem Gesicht,
 Aus dem das Auge mit modischer Lieblichkeit spricht.
 Ihre Hoheit rückt dich nicht fort, reißt nicht von der
 Welt los den, der sich vor ihr bückt;
 Gibt ihm auch nicht irdische Macht; ist Lieblichkeit,
 die höflich und wohlerzogen lacht;
 Ist ein zärtlich Gebilde, wie es jeder werden kann,
 Weib und Mann,
 Paßt er sich der höflichsten Lebensart und sonst nichts
 anderem an.
 Ist keine Gewalt, die dir Leidenschaft malt, und keine
 Gestalt, die sich asketisch quält,
 Ist vornehm ein Weltwesen, gut gepflegt, erzogen,
 geschmückt und scheint belesen;
 Ist ein Menschenwunder in Alabaster gut geglückt,
 das den Beschauer entzückt, aber nicht ins Nir-
 wana rückt;
 Ein Gottwesen, das auf Erden alles Schöne getan,
 das mit der rechten Hand jetzt lässig feiern kann.
 Aber keine Gedankenbahn, keiner Leidenschaft Rätsel
 strengt diese Gottfigur an,
 Als ob sie, allzu gut erzogen, im Weltgetriebe unbe-
 rührt bliebe vom Chaos der Sehnsucht und Liebe.
 Ich sah lang in der Gottheit Modegesicht, sah: sie
 fühlte mich nicht;
 War in meiner Verliebtheit so weit von ihr wie ein
 Soldat, der da sichts im Kugelregen,
 Und im Kampfaugenblick nicht daran denken kann,
 seine Nägel zu pflegen.

Hinfahrt durch die Gärten von Rangoon zur Schwe Dagon-Pagode

Nicht nur der Sule Solay-Pagode, die am Wege lag,
 galt meine Fahrt an diesem Nachmittag.
 Ich wollte zu dem Wunder kommen, von dem ganz
 Indien widerhallt,
 Zur Schwe Dagon-Pagode vor der Stadt, die einen
 hohen Ruf an Pracht und Herrlichkeit

Gleich einer vielgerühmten Frauenschönheit hat.
 Die gleich dem Taj Mahal ein Denkmal indischer
 Phantasie und Baukunst offenbart,
 Wo dir dein Aug' vor Staunen zum Edelstein erstarrt,
 tritt es in die Pagode ein,
 Und will sich mit dem reinen Golde dort vereinen.
 Wo Künstlerseelen dich entzücken, die hier aus Schnitz-
 zereien und Juwelen,
 Um eine goldene Pagode auszuschnücken, scheinbar
 den Göttern selbst die Träume stehlen.
 Der Weg dorthin führt durch die Gärten von Ran-
 goon, wo man die Haltung edler Bäume wie
 einen Festzug spürt,
 Und wo der rosig blühenden Akazie wiegende Gebärde
 ist, die sich die Lust zum Tanzplatz hier erkürt;
 Und Frühlingsbüsche brennen gelb und rot, und
 Wohlgerüche bauen sich darum
 Wie unsichtbare Heiligenscheine über geschmückte Göt-
 terfrauen.
 Zierliche Häuser, wie Altanennester, stehen von Schling-
 pflanzen bekleidet,
 Als trügen sie buntseidene Gewänder, und violette,
 feuergelbe, scharlachne Blumensfahnen wehen
 In jedem luftigen Stockwerk vom Geländer.
 Stahlblau sind alle Gärten hier zu sehen, und nur,
 wo Sonnenstrahlen die Palmenblätter wie mit
 Ruten gerben,
 Als ob dort mächtigste Smaragde glühn, erscheint
 der Garten stückweis' grün, wie überstreut von
 grünen Scherben.
 Als zögen Pferd und Wagen unter bemalten Galerien
 hin, unter geblühten und gestreiften Zelten,
 Unwirklich, wie gewebt, beschauen dich die farbigen,
 fremden Blütenwelten.
 Du weißt nicht: bist du hier bei Feuerdrachen, die
 mit den Funken in den Zähnen drohen,
 Oder ist alles nur ein Spuk und Hohn und will dich
 jählings schnell verlachen?
 Du wirst vielleicht, wie unter einem Alb, in grauer
 Ode gleich darauf erwachen.
 Manch Baum hat sich ein Tierfell umgehängt, ist

wie die Jaguarhaut mit Blüten gelb und braun
 besprengt,
 Und andere wie Goldfasanenfedern, und andere rote
 hängen welk, verdumpft,
 Wie tote Häute eingeschrumpft und lebern. Und
 Linien von Karmin ziehn an den Stämmen flink
 herab,
 Als strich' die Abendsonne dort ihr Feuer ab.
 Doch Grazie ist die Geste aller Palmentronen und
 der Lianenstränge und der Äste,
 Die alle, wie zu einem Tanz und einem Feste im
 Himmel, wie in einem Ballhaus wohnen.
 Wenn auch das Blütenwerk um dich, gleichwie Brokat,
 den Schiller von tausend wirr verschlungenen
 Seidenfäden hat,
 Du fühlst die Luft deshalb nicht drückend und nicht
 übersatt, kein Chaos macht dich matt,
 Es ist zierlichste Lieblichkeit in jeder Blume, jedem
 hingestreckten Blatt,
 Und jede Blüte nimmt sich lachend Zeit und sieht
 ins Weltall wie ein Menschenleben, verantwortlich
 und breit.
 Mir schienen im Gewimmel trotz aller Uppigkeit die
 Tropenpflanzenmienen
 Tief unterwürfig vor dem Himmel, gleichwie die
 reichsten Frauenaugen,
 Die gern dem Mannesherzen untertänig dienen.
 Durch diese Gärten ohne Tageszeiten, die scheinbar
 irisfarbene Sonnenuntergänge
 Und Sonnenaufgang stündlich um dich breiten, kommst
 du auf scharlachroten Wegen
 Tief aus stahlblauen Laubgehegen zum Fuß des gol-
 denen Dagontempels,
 Der hoch auf einem freien Hügel die goldene Spitze
 zeigt,
 Zu dessen Sige man mehr Stufen, als Tage in dem
 Jahr sind, steigt.
 Haushoch stehn an dem Treppenuß beim Berggemäuer
 schneeig weiß zwei feierliche Ungeheuer
 Und starren dort geradeaus, gleichwie mit einem
 Mönchblick ohne Gruß.

Auf Prägen, wie zwei Löwentagen, sitzen die beiden
 Fabeltiere, die mächtigen Greifen aufrecht groß
 auf ihren Hintertagen
 Und zeigen Vogelprägen statt Gesichter; einer ist ganz
 dem andern gleich,
 Und beide wachen vor der goldenen Pagode Fabel-
 reich, wie von dem Berg herabgestiegene Drachen.

Das Treppenhaus der Schwei Dagon-Pagode

Als hab den Berg ein Zauberwort laut angerufen,
 öffnet sich dieser Tempelberg vor dir,
 Empfängt dich, trittst du einige Stufen empor zwi-
 schen den weißen Greifen auf die Treppe,
 Ein offenes Tor, geschmückt mit Götterzwerge,
 Blumengirlanden, künstlich kleinen Bergen,
 Geschnitzt und eingeritzt in Stein.
 Gehst du ins Tor hinein, wachsen zwei Säulenreihn
 groß vor dir her,
 Blutrot bemalte Stämme, wie eine aufgepflanzte
 Baumschar schwer,
 Du siehst der wuchtigen Säulenstiege nach, die senk-
 recht über dir kein Ende zeigt, rot überdunkelt von
 dem roten Treppendach
 Die Stiege, einer riesigen Leiter gleich, aus schwerem
 Holz gemacht, die führt hinauf in eine purpurrote
 Nacht.
 Und als erwarte dich von Purpur dort ein Graus,
 — endlos steigt diese dunkelrote Treppe
 Wie in ein bergehohes, blutgetränktes Haus.
 Du hebst die Knie' und glaubst zuerst: du wirst es
 nie erschaun, das Ende dieser Treppe,
 Doch mit dem Steigen wächst auch dein Vertraun.
 Das Rot an jedem Säulenschaft, das mit dir steigt,
 ist unermüdlich stark an Kraft.
 Und ohne Atemnot und unerschläfft und hochgetrieben
 vom Erwarten,
 Geht dir dein Fuß vom Boden, als trügen dich von
 drunten die beiden heiligen Greifen

Hinauf in schnellen Flügen zum Gipfelgarten hoch
 und zu den goldenen Pagoden.
 Birmanische Verkäuferinnen mit lächelnd kultivierten
 Mienen, in Seide, wohlgepflegt gleich ihren Göt-
 tinnen,
 Sitzen zu beiden Seiten von den Treppen zwischen
 den Säulenstämmen
 Und bieten, ohne dich mit Worten laut zu überschwem-
 men, leis' wie nur feine Schlänglein zischen,
 Weihrauch und Blumensträuße auf den Tischen, und
 Puppen, Marionetten, Spielwerk und Zigaretten.
 Und Kerzen, Flitter, Lichter leuchten im roten Treppen-
 haus,
 Und die Verkäuferinnen scherzen und teilen ihre
 Waren mit überlegenem Frauenlächeln aus.
 Versöhnlich mischen sich die weißen kleinen Lichter von
 den Tischen ins Rot der Geisterstiege,
 Und in den Kerzenscheinen erglänzen golden die Ge-
 sichter der hübschen Mädchenschar,
 Jedes mit einem Blumenstern im Haar.
 In ihrer Nähe mir der blutige Purpur des schauer-
 lichen Treppenhauses
 Zärtlich wie 's Lippenrot der Liebsten war.

Die goldenen Gassen um die Schwe Dagon-Pagode

Hoch oben angekommen an dem Treppenende, fällt
 dir ein Goldgeblende ins Gesicht,
 Und ein gewaltig Staunen nimmt dich führend an
 die Hände;
 Denn wie vom Licht beweglich sind erleuchtet rings
 die Treppenwände,
 Vom dämmerigen Treppenhaus hinaus in eine goldne
 Welt zieht dich erhellt, vom Gold beschienen, dein
 Leib,
 Als leuchte schweres Goldgewicht mit seinem Licht
 dir tief in die geheimsten Mienen.
 Und du verläßt rasch alle Tische der zierlichen Ver-
 käuferinnen, blind angezogen von gewaltigen, gold-
 gezackten Zinnen,

Die dich in goldenen Massen mit goldenen breiten
 Gassen wie goldene Arme um die Hüften fassen.
 Gleichwie in einem goldenen, stämmigen Wald, wo
 sich im goldenen Herbst, im lustig blauen,
 Die goldenen Lauben, goldenen Zweige und goldenen
 Kronen bauen,
 Schauen auf dich massive goldene Kapellen
 Mit goldenen Schnitzereien und goldenen Schwellen,
 In goldenen Heeren hingestellt
 Auf einem freien, großen Platz, im Nachmittag, im
 tropenschweren.
 Du gehst durch diese helle Welt und wehrst und
 schließt und öffnest deine Augen,
 Und immer mehr Gold fällt und fließt, wie Feuer-
 welle über Welle.
 Goldströme stürzen her in goldenem Gefälle, als seien
 goldene Feuerwerke hochgeschossen,
 Als hielten goldene Blumenketten dich eingeschlossen.
 Hundert mal hundert goldene Pagoden stellen sich
 auf im Goldgewimmel,
 In Helle heller als der grelle Tropenhimmel.
 Sie drängen sich auf freiem Platz, als ob sie glän-
 zend überm Boden hängen, in schwülen Weih-
 rauchdüften schweben,
 Im Golde wühlen und im Gold lebendig, vielhändig
 gleichwie goldene Scheiterhaufen leben.
 Als kämst du hin zu einer aus Gold gewachsenen
 Stadt, und wach aus Gold ist jedes Haus,
 Auf jedem Dach steht, wie ein lebend goldenes Git-
 ter, mit zackigem, goldenem Blitzwerk ein Gewitter.
 Zwergwagen und Zwergpferde, die aus Gold sich
 schnitzen, fahren durch goldenes Laubwerk auf die
 goldene Erde.
 Goldene Bänder, goldene Fäden umschlingen goldene
 Götter auf den goldenen Sigen,
 Und goldene Berge, goldene Pflanzen im goldenen
 Strahlenwetter tanzen.
 Du schließt die Augen, fannst das Gold nicht in die
 Augenblicke fassen,
 Das Gold, das sich, als wollt' es spotten, über dein
 armes Dasein gießt,

Als wollt's dein Leben schon durch seine Nähe allein
 mit seinem Schein ausrotten.
 Das Gold, es steht im Licht nicht still. Es will mit
 seiner Helle in heftigen Sprüngen von der Stelle
 Und überstürzt sich wie der blanke Strudel von einer
 heißen Geisrquelle.
 Als ob die Blitze dort in allen goldenen Gassen den
 Sonnenball fort aus dem Weltraum fraßen,
 Satt leuchtet vor dir alles Gold der Erde und wurde
 hier zu goldenen Gelassen,
 Die mit der goldenen Gebärde,
 Wie in sich selber golden untertauchen
 Und keinen Tag und keine Nacht und keine Tages-
 zeiten mehr
 Zum goldenen Weiterleuchten brauchen.
 So wie ein leidenschaftlich Liebender, der ganz aus
 eigener Kraft aufgeht in seiner goldenen Leiden-
 schaft,
 In seinem tageshellen Glück nicht mehr dem Wechsels-
 glanz von Sonne, Mond und Sternen untersteht,
 So lebt vor dir auf irdischem Boden der goldene
 Kranz der festlichen Pagoden,
 Drehen die Goldspiralen ihrer Dächer wie Wirbel-
 flammen, die steil aufrechtstehen,
 Und sind wie umgestülpte goldene Riesenbecher.
 Und all die goldenen Glockenbauten schauten hinauf
 zu einem goldenen Riesenbrocken,
 Wie gelbe Küchlein um die gelbe Henne hocken.
 Beinah erschrocken vor den neuen goldenen Massen,
 die neues Blitzwerk um dich streuen,
 Hebst du den Blick, schwebst auf vom Boden über
 den goldenen Gassen.
 Dein Aug' reicht kaum dahin, wo fern die goldene
 Spitze der mächtigsten aller Pagoden,
 Der Schwe Dagon, im hohen Äther bleicht.
 Und deine Hand sich übers Auge streicht. Du legst
 den Kopf zurück in dein Genick
 Und suchst das Ende der Pagodenspitze, die wie ein
 goldener gedrehter Strick
 Dem goldenen Stiele einer Riesenbirne gleicht, und
 die vor goldenem Licht

Dir nicht ihr Ende in dem Äther reicht.
 Inwendig sind die goldenen Pagoden nur Stein und
 Mauerwerke
 Und sind nicht hohl und lassen keinen ein.
 Sie stehen nur, von außen anzusehen in ihrer Pracht
 und goldenen Stärke,
 Zur Andacht für die Väter da und deuten mit der
 goldenen Spitze
 Hinauf zum blauen Reich der unsichtbaren Göttersitze.
 Und um die Schar der kleinen Goldpagoden glänzt
 noch umher ein Meer von goldenen Schreinen,
 Die hier, gleich feinen goldgeschnitzten Lauben, rund
 offen stehen und lassen goldene Gottgesichter,
 Goldene Altäre, goldene Blumenvasen, züngelnde
 Kerzenlichter,
 Dampfende Räucherstangen,
 Gelbe seidene Bänder und rosige papierne Fahnen
 duftig sehen
 Und stehen lustig, gleichwie goldene Altanen.
 Der weite Platz, auf dem die Shwe Dagon-Pagode
 lebt, ist rund, ein Kreis.
 Einzelne trockne grüne Palmyrapalmen ragen heiß,
 die sich wie Schatten in der Luft aufschlagen,
 Und alles Gold lebt doppelt hell und toll mit seinen
 Träumen
 Im Gegensatz zu diesen finsternen, schlangenhaften
 Bäumen,
 Die beim Pagodenplatz, dem alle Glieder funkelnd
 starren,
 Ihr Leben lang, gleichwie verheert, als Zuschauer be-
 harren.
 Auf einem Rundgang um die Shwe Dagon-Pagode
 wird deinem Fuß bei jedem Schritte bang.
 Es liegen Hunde, friedlich schlafend, in goldener Gas-
 sen Mitte und rühren sich mit keinem Bein,
 Und Hühner rennen in die goldenen Tempel aus
 und ein.
 Truthähne, Pfauen wandern dir dicht vor deinen
 Füßen her
 Und schauen, futterbittend voll Vertrauen, neugierig
 jedem ins Gesicht und weichen schwer,

Und Ziegen hüpfen meckernd kreuz und quer,
 Und Ragen schlüpfen, wo die Mönche in gelben Män-
 teln liegen,
 Und Mönche kauern an den goldenen Mauern und
 fächeln sich mit trockenen Palmenblättern Moski-
 toß ab und Fliegen.
 Und immer weiter gehst du an den Schreinen, und
 über dir der Abendhimmel, gefüllt gleichwie mit
 Edelsteinen,
 Brennt um der Palmen dunkle Riesenstelzen und will
 sein Gold mit allen goldenen Tempeln zusammen-
 schmelzen.
 Ein Spiegelfechten auf den goldenen Dächern, ein
 Strahlenwälzen hell entsteht,
 Feuer aufbliegend wie von Schüssen, als würfen sich
 die Affen hoch oben in den Palmenfächern mit
 goldenen Kokoßnüssen;
 Und lautlos manch birmanischer Veter in seinen
 Strohsandalen steht,
 In dünner roßiger Seidenjacke, die sich im Abend-
 hauch leicht bläht,
 Und kniet vor einem Goldaltar. Tief sinkt er mit
 der Stirn zur Erde im Gebet
 Und weckt ihn auf, den Gott, den er zu sprechen
 wünscht, und sagt ihm eifrig plaudernd seine Not.
 Sich drängend an die Gottheit, sich mit beredten
 Worten an sie hängend, mit Händeklatschen und
 mit Schrei'n,
 Läßt er erst ab mit seiner heftigen Sprache, flößt
 ihm der Gott den Glauben ein,
 Daß er sich sicher annimmt seiner Sache.
 Und schöne Frauen der Birmanen bringen Jasmin
 und Tuberosen, die sie weihen,
 Und kommen an mit schlanken Fingern, Hand an
 Hand, in Reihen,
 In klaren seidnen Jacken, lila, hellgelb, weiß, sma-
 ragden, grün, karmin,
 Die sie, gleich einem kurzen Hemd, über die blanken
 Schultern ziehn.
 Um ihre Beine ist ein Seidenrock so eng geschlagen,
 Daß ihre Füße nur ganz kleine sanfte Schritte wagen.

Einfarbig ist die dünne Seide wie seidenes Papier;
 die schwarzen Haarfrisuren
 Mit wenig Schmuck, doch kostbar und erlesen; es sind
 die kleinen schlanken Wesen
 Wie Blumen, die sich auf graziösen Stengeln ranken.
 Und alle leuchten in der goldenen Dämmerung in
 ihrer reinen Farbenseide,
 Hinwandelnd lautlos auf den feinen Strohsandalen,
 weißgrün und rosa, gleichwie Lampen,
 Die schimmernd in dem Abendgold erscheinen.
 Und weiter irr' ich durch das Goldgewirr und höre
 auf das feine Klingen der Goldblechbäume,
 Die von den Spitzen der Pagoden singen. Beweg-
 lich wie das Espenlaub und nie zu hemmen,
 Klingeln in Herzform dünne goldene Blätter an dün-
 nen goldenen Stämmen.
 Nicht bloß nimmt 's Gold allein die Augen ein mit
 seiner Pracht,
 Es geht dir auch ins Ohr hinein und lacht und singt
 wie 's Blut im Leib um die Pagoden Tag und
 Nacht.
 In manche Seitengassen tret' ich ein, nirgends vom
 Gold und Prunk verlassen,
 Und seh' hier von den Bergterrassen zur Stadt Kan-
 goon hinab ins Palmenland hinein.
 Die ferne Stadt lag lautlos weit verschollen, und
 keine Wogen rollen
 Von Stadtgetrieb' herauf in des allmächtigen Goldes
 Schein.
 Die Götter hier im Gold allein sein wollen, fühlen
 sich breit und machen vor der goldenen Einsamkeit
 Den Menschen doppelt klein.
 Ich wünschte mir die Liebste als Göttin her in einen
 goldnen Schrein,
 Und gern wollt' ich dann Tag und Nacht der heftigste
 von allen Vetern sein.
 Durch lange Reihen Riesenglocken wanderte ich vor-
 bei an Holzfiguren, menschengroßen,
 Die waren in Glaskasten eingeschlossen; sie sahen auf
 mich lebend mit Juwelenaugen, aus denen nie-
 mals Tränen flossen.

Und einen Buddhariesen, alabasterweiß, fand ich auf
 Marmorfliesen unterm Himmel sitzen;
 Die Augen blickten in das Goldgewimmel. Erstarrt
 von Gold und Heiligkeit, schienen sie in den Glanz
 vernarrt.
 Und ich verstand, warum hier die Birmanen, wenn
 sie den Gott begrüßen,
 Lautklatschend mit der Hand die Gottheit wecken müssen.
 Das Starren unverwandt in diese Karren Gold rückt
 selbst die Götter außer Land,
 Und Gold macht selbst den klugen Götterblick zum
 Narren. —
 Fast war es dunkel überm Himmel, als ich den Rund-
 gang um das Heiligtum beschloß.
 Doch in dem goldenen Schoß der goldenen Gassen
 die Nacht das goldene Licht nicht unterbricht.
 Am Boden vor mir ein paar Mönche saßen. Die
 lächelten gelassen hin auf ein Kind mit großem
 Wasserkopf,
 Das unbedeckt auf einem kleinen Teppich lag, nackt
 ausgestreckt, und sein Händchen bettelnd reckt.
 Und die Birmanen sahn erfreut das Kindlein an und
 nicht erschreckt.
 Die kleine Mißgeburt mit ihrem Kopf, dem kürbis-
 großen, hat grunzend tierische Laute ausgestoßen.
 Viel Münzen rollten auf den Teppich unter Klängen
 von allen Leuten, die vorübergingen.
 Man hat das Krüppelwesen, im Lande aufgelesen,
 nach der Geburt zum Tempel hergebracht.
 Dort liegt es, von den Mönchen stets bewacht, auf
 einem Teppich Tag und Nacht,
 Starrt in das Gold mit seinem Riesenkopf, als sei
 hier alle Pracht für seine Augen ganz allein erdacht.
 Nie sah es einen anderen Tageschein als den vom
 Gold, nie zieht die Lieb' in seinen unverständigen
 Kopf je ein,
 Und bis zum Tod lebt dieses ärmste Herz, umhäuft
 von Gold, noch ärmer als ein Straßenstein. —
 Als stieg' ich wie aus einer goldenen Wolke nieder
 durch Weihrauchnebel und durch Räucherduft zur
 Erdenluft,

Fand ich mich dann erstaunt, ernüchtert wieder am
 Fuß der roten Stiege bald,
 Wo die zwei Greifen ohne Gruß da waren, die schon
 seit tausend Jahren
 Den Aufgang hier bewachen zum goldenen Pagoden-
 wald
 Und all das Gold mit dem zeitlosen Lachen. —
 Der Wagen stand bereit. Ich fuhr durchs Einerlei
 der Abendgärten zu der Stadt zurück an einem
 See vorbei.
 Der ist ein leeres Spiegelstück, umgrenzt von einem
 Hügel, Nachtschwärze toter Palmenfächer,
 Und drüber glänzt, gleichwie auf einer goldenen Kerze,
 ein letzter Funken noch von jenem mächtigen Pa-
 godenbecher.
 Dann nimmt das Marktgewühl den Wagen schwül
 auf seinen Boden auf,
 Laternen, die vorüberjagen, und helle Fensterreihen,
 gleich Stellungen von Sternen,
 Der Menschen Feilschen und Gerauf, davon die Erde
 bebt, werfen das Bild, das golden in meinem
 Hirn noch lebt,
 Im Stadtstaub übern Hauf.

Ein Tiger auf der Schwe Dagon-Pagode

Eine Geschichte, die ich in der großen Schwe Dagon-
 Pagode hörte, störte mir meinen harmlosen euro-
 päischen Reisesinn. Sie war,
 Als schlug man auf die Kiegel von einem Buch, und
 ich sah darin der birmanischen Seelen Spiegel
 Und fand dort eine Schrift mit blutigem Siegel.
 Als ich vor einem Monat ankam in dem indischen
 Land, las ich in Bombay in dem Zeitungsblatte,
 Daß man in Birma einen panischen Schrecken hatte.
 Es fand sich morgens in der Schwe Dagon-Pagode
 am goldenen Dach ein mächtiger Tiger ein,
 Der brach aus einem Palmendickicht schnell herein
 und sah mit heißen Hungeraugen den tiefentsetzten
 Betern nach.

Die Menschen flohen unter Schreien, und Herr allein
 in allem Göttergolde
 Schien dieser Tiger, der nicht wich, für lange Zeit
 zu sein.
 Niemand getraute sich mehr zur Pagode und in den
 goldenen Hof hinein.
 Dort lag der Tiger unbeweglich am goldenen Dach.
 Um ihn die goldenen Funken spielten.
 Und den Birmanen, die von weitem ihn im scheuen
 Aug' behielten, blieben die Knie schwach.
 Sie wußten sich kein Raten aus den Nöten. Sie
 dürfen in den Tempeln niemand töten,
 Und wenn sie's taten, müssen dann die Kühnen den
 Mord mit ihrem eigenen Leben sühnen;
 Denn so nur wird der Tempelschrein von dem ver-
 gossenen Blute rein.
 Nicht einer wollte Tempelmörder an diesem Tiger sein.
 Und niemand konnte zur Pagode, wo alle Kerzen um
 die Götter niederbrannten;
 Und ratlos draußen alle Mönche rannten und hätten
 gerne mit Gebeten den großen Tiger fortgetrieben,
 Doch dieser ist am goldenen Dach geblieben.
 Endlich hat man vier gute Schützen, englische Herren,
 zur Pagode um vieles Gold verschrieben.
 Die kamen auch, und mit geruhigster Hand nahmen
 die vier den Tiger scharf aufs Korn,
 Mit kühlstem europäischem Verstand drückten sie los,
 und rings die Freude der birmanischen Mönche
 schien unendlich groß,
 Als man die Tigerkage mit einem Todesfuge vom
 Dache springen sah.
 Reglos blieb sie in blutiger Lache, unschädlich und
 verendet, auf dem Plage.
 Dies hatte ich in Bombay längst gelesen, und als ich
 jetzt in Birma in diesem goldenen Tempel selbst
 gewesen,
 Erzählten Europäer mir: die Schützen, jene mutigen
 vier, die den Birmanen einst geholfen aus der
 Tigernot,
 Die starben einer nach dem andern. Seit ein paar
 Tagen ist jetzt auch der letzte tot.

Und niemand konnte sagen, was ihre Krankheit war.
 Sie starben sonderbar und rätselhaft
 Und folgten sich in kurzer Frist, und keines Arztes
 Wissenschaft hatte zu ihrer Rettung Kraft.
 Man sagte sich, birmanisch Gift hat hier geheimnis-
 voll die vier beiseit geschafft.
 Damit nicht die Pagode an Wundertum verliert und
 sich nicht um den Ruf der Heiligkeit dann brächte,
 Man insgeheim den Tempelmord des Tigers an den
 vier Jägern rächte.
 Bei dem Gedank' an diesen Meucheltrank gewaltig
 die Begeisterung für Birma in mir unter sank.
 Ich tat das Land nicht unbefangen mehr betrachten,
 fürchtend, man kann hier stündlich
 Harmlose Europäer im Namen seiner Götter schlachten.
 Abgründig schien mir jeder zweite Schritt, als ging
 von jener Kobraschlange der Schatten
 Neben mir, laut Rache fordernd, mit: der Kobra,
 die vor nicht so lange
 In Agra eines Mungos Zähne für meine drei Ru-
 pien getötet hatten.

Bahnfahrt nach Mandalay

Nach Mandalay, zur alten Haupt- und Königsstadt
 von Birma, wollt' ich reisen,
 Und vierundzwanzig Stunden fuhr ich auf eisenras-
 selnden Geleisen.
 Der Zug trug mich durchs Land, das flach und heiß.
 Mehrmals erschien, kalkweiß wie eine Wand, turm-
 hoch ein Buddha vor den Wagenfenstern,
 Der zeigte sich, gleich riesigen Gespenstern, unter den
 Telegraphendrähten im freien Feld,
 Als hielten unsichtbare Hände gigantische Marionetten.
 Der Buddha hatte stets das damenhafteste Gesicht,
 halb Weib, halb Mann.
 Sein Frauenleib war weiß und leuchtend wie ein
 weißes Kerzenlicht,
 Sein Haupt voll indigogeblauter Locken mit hochge-
 schweiften schwarzen, edlen Brauen.

Mit unschuldigen, offenen Augen tat er im Feld am
 Bahndamm sorglos,
 Weiß wie ein riesiger Kreidebrocken und groß wie
 nur ein siebenstöckiges Kaufhaus, hocken.
 Das Licht der Sonne ging von seinem weißen Kalk-
 leib aus,
 Jungleuchtend über Stoppeln der abgemähten Zucker-
 felder und über hizegraue Palmenwälder.
 Zeitweise häßt' ich gern mit einem solchen Buddha
 mal gesprochen aus der Fern',
 Denn endlos war die einförmige Reise.
 Des Abends kamen Keisigfeuer und Rauch aus licht-
 verzerrten Bambusdörfern hergetrohen,
 Die steckten mit den hölzernen Gebäuden in Palmen,
 die mit schwarzen Blattgerippen tanzend im Nacht-
 wind wippen.
 Der feurige Geruch des Abends macht den krank,
 Der unterm Tuch der Nacht in Heimatträume schwül
 versank,
 Für kurze Zeit sich gar daheim glaubt in der Dun-
 kelheit und dann erwacht und angebunden,
 Gleich einem Hund am Stricke liegt, sehnsuchtzer-
 schunden
 Und tausend Meilen von Europa fern im Schnellzug
 hin durch Birma fliegt.
 Wie alle Indier reisen auch Birmanen bei Tag und
 Nacht, und alle Züge sind voll Menschenfracht.
 Auf den Bahnsteigen zeigen sich Gruppen gar seltsam
 aufgeputzter Leute.
 Ich fragte mich, erwacht am frühen Morgen: Ist
 Aschermittwoch in dem Lande heute?
 Es stehen Männer, Frauen am Bahnhofsteig im nebel-
 grauen Morgen in regenbogenfarbiger heller Seide,
 Als ob sie mit den Blumensternen in den schwarzen
 Haaren noch übernächtigt hier von einem Masken-
 balle übrig waren.
 Man sieht nicht Bauern, sieht nicht Knechte, nur zarte,
 flinke Kehgestalten,
 Die Blumensträuße, Fächer und die Juwelenketten halten
 Und ihre Augenwimpern mit schwarzen Strichen künst-
 lich dunkel fetten,

Die Lippen mit dem roten Betelsaft scharlach glätten.
 Papierne Seide knistert, Haarkamm und Schmuckstück
 flirrt und blinkt;
 Sie sind frisiert wie Spanierinnen mit hohem Knoten,
 hohem Kamm, so Mann wie Frau.
 Du kannst dich nur am Knochenbau auf ihr Geschlecht
 besinnen,
 Es tritt bei Seide, Fächer und Frisur der Unter-
 schied nur schwer zur Schau;
 Als lebt birmanisch Leben auf einem ewigen seidenen
 Götterball.
 Du kannst in Birma diese Wesen, die bunt und zart
 bei einer Bahnfahrt schon im Morgengrau
 Wie wandelnde Juwelen dich umgeben, nicht mit
 Europas praktischem Verstand mehr messen.
 Und wie ein Arbeitsuchender, der sich in einen hellen
 Ballsaal im grauen Taglohnanzug traut,
 Fühlst du dich kleinlaut und verächtlich angeschaut,
 schon eh' der Tag am Wagenfenster graut,
 Und wirst beinahe verlacht und bist dir doppelt fremd,
 Warst du im Traum noch eben erst daheim im Arme
 deiner Liebsten, in letzter Stunde dieser Nacht.

Der hölzerne Königspalast von Mandalay

In Mandalay des Morgens angekommen, fand ich,
 als ich zur Stadt fuhr,
 Eine lange, weiße Mauer nur; in einem Wasser-
 graben ist ihr Spiegelbild geschwommen.
 Sonst zeigt von dieser Stadt sich keine Spur.
 Die lange weiße Mauer und der Wassergraben haben
 sich in Viertelstunden um ein Viereck gewunden.
 Dahinter im Versteck lag das Schloß der birmanischen
 Könige,
 Aber von außen sah man die unendliche Mauer bloß,
 Daran sich viermal ein mächtiges Tor fand,
 Das zum Himmel stand in der Mitte von jeder Vier-
 eckwand.
 Am Nachmittag ging ich zum Schloß über das Was-
 ser, das nicht weiterfloß,

Durch eines der Mauertore in einen fahlen, breiten,
 unendlichen Hof.
 Dort lagen nur die Schatten einiger Bäume wie
 trübselige Flore.
 Hinter dem Blattgewirr fand ich ein Geirr von Holz=
 bauten,
 Die unter schweren, zackigen Holzdächern tot standen,
 Als ob große Bracke von Wikingschiffen vom Him=
 mel am Boden landen.
 Düstere, rotbemalte Holzpfähle, die sich auf Holz=
 dielen stemmen,
 Hielten mächtig die weiten, hölzernen Königsäle.
 Hölzerne Säulen und Träger, die sich ineinander=
 rammen,
 Hielten die hölzernen Wände der leeren Hallen zu=
 sammen.
 Nur über die wuchtigen Dächer spielten wie Flam=
 men Holzschnitzereien.
 Alle spinnwebengrauen Gemächer waren öde, ver=
 lassene Kammern,
 Als hütete man sich und böte der Leere keinen Stuhl
 an und dem Jammern der Einsamkeit,
 Die sich seit der königlosen Zeit von hier nicht mehr
 trennen kann.
 Die Baumsäulen, die roten, standen wie Mast bei
 Mast und trugen die Dachlast;
 Die Dielenbretter, die lange keine Schritte mehr trugen,
 Waren staubig und seufzten in allen Fugen.
 Wie graue Riesentiere, welche fünf, sechs, sieben
 Sättel auf ihrem Rücken übereinander schleppen,
 Standen die hölzernen Häuser mit ihren vielfachen
 Dächern zum Himmel wie Treppen.
 Hinein in die grauen Holzgemächer von diesem alten
 Palast fanden keine Sonnenstrahlen,
 Sie standen da wie von tauben Nüssen die leeren
 Schalen.

Birmanische Holzarchitektur

Gold, Purpurfarbe und Holz schienen mir die Dreiheit in Birma, die der Stolz aller Bauten ist.
Kein Stein und kein Eisen, immer aus weichem geschnitztem Holz, aus Holzsäulen und Brett
Kloster und Palast in Birma entsteht. Überall aus den dichten Palmendickichten
Nichten sich die abenteuerlichen grauen Klosterdächer hoch,
Die mit ihren dünnen Schnitzereien wie Spinnennwerk durchsichtig,
Vielfach ineinander gestülpt, wagehalsig sich aufbauen
Und ausschauen wie hölzerne Ungeheuer; wie die zackigen, grauen Nischengerüste,
Zerbrechlich übriggeblieben von fortgeflattertem Feuer.
Die Bewegung von Flammen ahmen die Schnitzereien von jedem Dach nach,
Flämmlein, die vereint zum Himmel flackern, und jedes birmanische Dach
Erscheint, als wäre es erstarrt aus Feuerschlacken.
Jede gezeichnete Götterfigur im Flammentanz beharrt mit Gewändern, die aufflatternd wie Feuer sich packen.
Und ihre Zackenlinien eilen wie Blitze, die sich zerhacken.
Überall schaut dieser spitze, hölzerne, flammengliedrige Dachspuk aus den Palmenhainen,
Wo Kloster sich an Kloster baut, als ob graue, widrige Geister sich um einen Feuerbeschwörer vereinen.

Die vierhundertfünfzig Pagoden

Vom Schloß in Mandalay fuhr ich hinein ins Feld.
Dort sind aus kalkigem Gestein vierhundertfünfzig kleine und weiße Pagoden aufgestellt.
Wie Haufen Schnee mit blauen Schatten, gleichwie ein weißes Schollenmeer,
Stehn diese blendenden Pagodenmassen um eine große weiße Hauptpagode
In weißen Gassen ringsumher. Und jede ist wie eine helle Wienzelle,

In jeder steht auf gleicher Stelle, gleichwie in einer
 Grabkapelle, ein Tafelstein,
 Drauf ritzte man die Sprüche einer ganzen Seite
 des heiligsten der indischen Bücher ein.
 Das heilige Buch mag nun verbrennen, verloren gehen:
 man wird den Wortlaut immer kennen.
 Dies Buch bleibt unzerstörbar für alle Zeiten jetzt
 zu sehen mit den vierhundertfünfzig Seiten aus
 weißem Stein.
 Wie Liebesworte, die den Stürmen widerstehen und
 graben sich im Regen tiefer ein
 Und leben stark, — unendlich und erhaben lebt hier
 ein Buch in hundertsachen Türmen.

Birmanisches Kloster

Bei diesem seltenen heiligen Buch aus Steinen lag
 nah, in welfen, laubigen Hainen,
 Ein uraltes Kloster mit den feinen, farblosen Schnitz-
 reien, hölzernen Galerien, holzgrauen Dächern
 und Gemächern.
 Auf Pfählen stehen die Gebäude, auf grauen Pfosten-
 stämmen. Holzstiegen gehen auf die Galerien,
 Die sehen über alte, leere Höfe, wo Wiesengräser
 übers Pflaster wehen.
 Eidechsen gleiten unter die Geländer und junge, fahl-
 geichorene Mönche
 Nackt in den weiten gelben Mänteln auf den Altanen
 gehen.
 Im Takte beten drinnen Stimmen in fernen Bretter-
 kammern,
 Gleichwie ein fortgesetzt einförmig Jammern. Ich
 ging hinauf zu einer jener Stiegen, die alt und
 ausgetreten,
 Und sah die jungen Leute in dämmerigen Holzver-
 schlägen liegen,
 Im ewigen Feiern auf die Dielen hingestreckt, die
 wohlgeformten Körper kaum bedeckt;
 Und ihre Lippen ewige Sprüche leiern. Nicht einer
 schaut von seinem Palmenblatt,

Darauf punktiert und eingerigt die Schrift ihr totes
Leben hat.

Die Kammern stehen ohne Glas und ohne Türen offen;
Bleierne Stille draußen in den öden Höfen saß, und
auch die Bäume mochten sich nicht rühren,
Es war, als wollte sich nicht mal das Gras hier
wachsen spüren.

Es lag als fremder und dämonischer Wille in aller
Augen stumm der Lebenshaß,
Und aller Blicke gingen um den Tag herum, und aller
Herzen klopfen wie der Totenwurm,
Der in den Bretterkammern fraß. Sie kennen nicht
die Freude, nicht der Leiden Sturm.

Sie lehnen nur an einer Bretterwand und halten
alter Sprüche Lettern auf trocknen Palmenblättern
in der Hand.

Kein Bart, kein Haupthaar ist an dieser fahlen
Mönche Schar.

Knaben und Männer, wie entmannt, haben ihr lautes
Leben umgebracht
Und stehen jetzt wie vor dem Dunkel von einer stern-
losen Nacht.

Im Dasein ist ihr Platz ein leeres Holzbrett nur allein,
Und ihre Ohren lassen keinen andern Satz als nur
die alten Sprüche ein.

Kein Schließer ist am Haus, kein Tor davor. Ein
jeder kann hier wie der Wind hinein, hinaus.

Die grauen Galerien stehen unter uralter Bäume
grauem Strauß,

Die gelben Mönchgesichter gehen auf ihren hohen
Stiegen ohn' menschliche Erregung,
Und bloß die Lippen beben, wunschlos in ewig beten-
der Bewegung.

So grau wie ein birmanischer Klosterschrein muß
eines Menschen Inneres sein,

Läßt er die Lieb' zu einer Frau nicht ein.

Holz nur und Jammern ist in seinem Herz, geht
nicht die Melodie der Liebe

Zärtlich und weiblich durch die Seelenkammern.

Um Mitternacht in Mandalay

Einistöckige Häuser, einfach, klein, hat die Stadt Mandalay und Bambushütten
Und dahinter dichten Palmenhain.
Auf breiter, öder Straße ging ich an einem Abend vom Hotel im Dunkel in die Stadt hinein.
Da hört' ich von Hufschlägen Lärm. Ein scheues Pferd kam losgerissen mir entgegen.
Ich mußte mich mit meinem Rücken schnell an des nächsten Hauses Mauer legen
Und fühlte in der Dunkelheit die Pferdehufe dicht mir am Gesicht hinfegen.
Nur einzelne Laternen standen in großen Zwischenräumen weit und gaben wenig Licht.
Und um mich tanzte wild das Pferd mit Hexensprüngen, Als wollt' es mich zur Umkehr bringen und mich zum Rückweg ins Hotel heimzwingen.
Stets, wenn ich vorwärts wollte, tollte es quer zur Straße her,
Endlich erschien auch ein birmanischer Mann, der wie ein Schatten lautlos das große Pferd einholte,
Mit dem es plötzlich wie gezähmt friedlich am Zügel weiter trollte.
Ich hätte mich geschämt, vor einem wilden Pferde umzukehren,
Hätt' ich auch nur an Angst gedacht. So aber ging ich ahnungslos die Straße weiter in die Nacht.
In mancher Gasse war ein Feuerschein; da saßen die Birmanen vor den Türen bei Würfelspiel und Plauderein.
Garküchen kochten und Laternen brannten mit öligen und rauchigen Dochten.
Ich sah auch im Vorübergehen durch offene Tore, offene Türen
In Zimmer mit gedrehten und gezierten Betten.
Nicht einer sah sich nach mir um, und vor den Türen saß man spielend stumm im Kreise;
Halbleise sprechen alle Orientalen, wenn um sie Abenddunkel ist,

Keiner die Ehrfurcht vor der Nacht, auch bei der
 Lampe nicht, vergißt.
 So ging ich ein paar Stunden bis Mitternacht vor-
 bei an Magazinen, am Markt und durch die
 Gassenrunden
 Und wurde manchmal angelacht von Dirnen auf den
 Treppen
 Und angerebet auch von zwei Birmanen; die wollten
 mich zu ihren Damen schleppen.
 Der eine zeigte mir in einem Sack wohl hundert
 Hühnereier, auserlesen,
 Die nahm der junge Freier als Nahrung für die
 Nacht zu seinem Mädchen mit.
 Ich habe nur gelacht, und keiner hat behelligt meinen
 Schritt mit weiteren Fragen,
 Als ich die Einladung ganz höflich abgeschlagen.
 Mit mir alleingelassen, war ich der letzte bald auf
 allen Straßen
 Und wollte zum Hotel heimgehen. Da sah ich, groß,
 ein Haustor offen stehen
 Und drinnen war im Erdgeschosß ein Feuer auf dem
 Herde,
 Gesichter auch von einer Frau und einem Kinde nah
 der Erde.
 Ich sah nur grau undeutlich diesen Raum und stoppte
 kaum die Schritte —
 Plötzlich verdunkelt sich die Mitte von jenem hellen Tor.
 Mit wilden Gesten springt halb nackt ein riesiger
 Mann voll Wut hervor,
 Zwei Schüsse knallen, Kugeln pfeifen, und Kugeln
 streifen meinen Hut.
 Ich glaubte erst, daß in dem Haus ein Streit ent-
 standen,
 Bis meine Augen plötzlich sich dem wutentstellten
 Angesicht des wilden Menschen gegenüberfanden.
 Der sichts mit rauchender Pistole in der Luft, als ob
 er alles rings um sich zerbricht,
 Und ruft, birmanische Sätze heulend, und steht vor
 mir mit dem verzerrtesten Gesicht,
 Gleichwie ein Flammentreisel, der wild nach allen
 Seiten mit Feuerarmen und mit Feuerzungen sticht.

Und ich begriff jetzt, daß die tollen Pistolenschüsse,
 Wut und Schelten mir gelten sollen.
 Steh wie vom Schrecken hingepflanzt vor diesem Wü-
 tenden, der noch im Pulverrauche tanzt.
 Ich halte fest den Blick mit meinem Blick und geh
 dann rückwärts wie in einem Raubtierkäfig Stück
 um Stück,
 Bewußt in meinem Herz, daß wenn ich den, der wut-
 erhigt, im Bann nicht halten kann,
 Fällt mich der Mann schnell mit dem Messer an, das
 in der andern Hand ihm bligt,
 Und das mir dann den Leib aufschlitzt und mir im
 Blut für immer sitzt.
 Im Feuerschein, der von dem Haustor auf die Stra-
 ßenmitte fällt,
 Sind beide wir, vom Licht umrissen, grell hingestellt
 und starren, Welt in Welt, uns eine Weile an.
 Da hör' ich hinter mir aus einer Nebenstraße schnell
 ein Gespann. Und eine Droschke kommt heran,
 Sie fährt hinaus zur Bahn, wo mein Hotel gelegen.
 Ich fühle wieder Boden und Erde rings auf allen
 Wegen;
 Die Droschke biegt jetzt um die Häuserecke. Ich gehe
 rückwärts eine Strecke.
 Der Wilde läßt mich gehen. Ich ruf' dem Kutscher
 zu. Doch dieser hört nicht, bleibt nicht stehen.
 Ich fühle jetzt, es ist um mich geschehen, bleib' ich
 zum zweitenmal allein mit dem Birmanen.
 Ich schreie auf den Kutscher ein. Der springt vom
 Bock. Doch ist er ängstlich vor dem Pulverrauch
 gewesen,
 Vielleicht mischt er nicht gern in einen Streit sich ein;
 der Kutscher macht sich plötzlich klein,
 Kriecht wie in ein Versteck unter die Vorderräder
 und fährt nicht mehr vom Fleck.
 Ich faß ihn, zieh' ihn vor, bring' ihn zum Bock em-
 por. Er zittert wie im Winde eine Feder.
 Ich drück' ihm in die Hand das Zügelleder. All-
 mählich erst kriegt er Verstand.
 Er fährt jetzt an, ich springe in den Wagenkasten.
 Der hat ein offen Fenster in der Hinterwand.

Raum fährt jetzt das Gespann, so rennt auch der
Birmane schon von neuem zu mir rasch heran,
Als ob er jedes Rad aufhalten kann. Ich leg' die
Hand an die Revolvertasche und sehe auf ihn un-
verwandt.

Er rennt mit Schrein noch eine Weile hinter dem
Wagen drein, bis seine Beine ihn nicht länger
tragen. —

Am andern Tag erzählt man mir: einzelne Europäer
hier in Birma leicht verschwinden.

Manche Birmanen können den Krieg mit England
heut' noch nicht vergessen.

Daß man den König fortgejagt aus Mandalay, der
da Jahrtausende in Unantastbarkeit gefessen,

Daß man ihn, arg vermessen, aus seinem Schloß ver-
trieben, das hallt noch manchem in den Ohren,
Der in dem Kriege Gut, die Eltern oder Söhne gar
verloren.

Und solche stehn in heller Wut, wenn sie von fern
nur einen Europäer sehen.

Sie packen gern ihn nachts wie Wilde an, mit einem
Messer lang und scharf, gleich einem Satagan.

Sie trennen rasch den Kopf vom Rumpf, verscharren
schnell den Leichenstumpf,

Fassen in Gold die Schädelshalen, die runden, und
lassen sich drin Milch und Reiswein und ihre süße
Rache munden.

Kein Haar wird von Verschollenen je aufgefunden.

Fällt ein Birmane einen Fremden an,

Und wird um Mitternacht geschossen, bleiben die
Nachbarn in den Häusern eingeschlossen,

Und selten einem Europäer die Flucht dann vor bir-
manischer Wut gelingt. —

Am nächsten Tag erst, als die Tropensonne auf allen
Straßen und auf jedem Dache wieder deutlich lag,
Wurde mir über alle Maßen klar, wie ich entkommen,
ohne es zu fassen,

Um Mitternacht der tödlichsten Gefahr und auch viel-
leicht der Kobra Rache.

Als ich am nächsten Abend in der Sternenhelle zu
einer Landungsstelle kam am Grawaddystrom,

Wo ich den Dampfer jetzt zurück, stromabwärts, nach
Rangoon hin nahm,
Erreichte mich ein Telegramm, das mir wie Balsam war.
Es sagte mir, die Liebe sieht durch Nacht und Meilen
klar.

Die Liebste mußte es bestimmt, es droht mir Tod.
Voll Unruh' jede Nacht ihr Träumen war.

Doch ihrer Liebe Geist hat mich bewacht. Birmani-
schen Pulvers Wut ging nur durch meinen Hut.
Ich las das Telegramm, das weit her zu mir kam,
und mußte: Liebe hatte mich gefeit.

Von Liebenden ist keiner je, vom andern fern, in der
Gefahr.

Ein Schuß auch rund noch um die halbe Erde war.
Mein Kopf wär' jetzt ein Becher nur gewesen, gefüllt
mit Nachwein zum Rand,

Hätte der Liebsten ferne Hand nicht abgelenkt die
Kugeln des Birmanen.

Ich läge jetzt für immer in dem alten Klosterland,
zu Blut zerhaun, mein Auge tot im Sand,

Die Knochen von birmanischer Sonne bald gebleicht,
Und hätte hier das End' der Erde schon geschaut und
nicht den Mund der Liebsten mehr erreicht.

Morgenweg zur Arrakan-Pagode in Mandalay

Weitatmend stand auf Erden ein Morgen für mich,
feuerfrisch nach der erschreckten Nacht,

Gleichwie ein tropischer Blumenstrauß hell, dankbar
dargebracht auf einem goldgedeckten Altartisch.

Ich fuhr in aller Frühe zur Arrakan-Pagode froh
hinaus, mitten durch Mandalay, durch grüner
Bäume Straße.

Die Straße sah, im Morgentreiben blinkend, gleich-
wie ein heller Fischzug aus, Leben im Lebensstrom
ertrinkend.

Hinter Krebsbrot und den gelben Lackgefäßen saßen
Lackhändlerinnen in den offenen Buden.

Sie lachen, spaßen, luden zartgelenkig zum Kaufen
ein zu beiden Seiten von den Straßen.

Als ob sie selbst in feinen Lack sich kleiden, stehn sie
 vor dir in hellen, papiernen, dünnen Seiden,
 Auch ihre schwarzen Haare frisch geglättet, gleich
 blanklackierter Ware.
 Statt der Gedanken steckt bequem auf ihrer Stirn in
 der Frisur nur eine weiße, feine Blume oder ein
 silbern kleines Diadem.
 Wie Damen lächelten hier ärmste Frauen entzückt,
 zierlich und sorgfältig geschmückt.
 An einer Ecke stauen sich die Menschen; unter den
 Augenbrauen ist Morgenlust zu sehen.
 Sie eilen auf Sandalen und auf nackten Zehen und
 weilen wieder nach Gefallen,
 Gleich Rehen, die in einem Park bald langsam und
 bald wie der Wind hingehen.
 In langer Straßen Zeilen viel Buden offen stehen.
 Schirmhändler kleben Schirme hier aus silbernem
 Papier.
 Götter, aus weißem Alabaster zubereitet, stehen in
 Werkstätten zur Schau,
 Werden mit Gold getüncht und mit dem Indigo, tief
 dunkelblau,
 Und feuerfarbene Seidenlager liegen hier in der Sonne
 purpurn aufgeschlagen,
 Und Kokosnüsse, hergetragen und hingeschüttet Haufen
 von Bananen,
 Und drüber gehen flink im Wirbel, als ob dort Müh-
 lenflügel laufen, der Menschen und der Palmen
 Schattenfahnen.
 Und weiße Zebustiere rollen die menschenvollen, bunt-
 bemalten Karren,
 Die mit gepuzten Frauen hin zu der Pagode wollen,
 Und Silberfitter, regenbogenfarbige Tücher starren
 Aus den geschnitzten grün und blauen Gitterwagen,
 Die übers hüpfende Gedräng' die Last der schönen Mäd-
 chen bedächtig auf zwei hohen roten Rädern tragen.
 Schwächlich sind alle die birmanischen Gestalten, als
 könnten sie, wie Palmenschatten, sich kaum am
 Boden halten
 Und müßten im Vorübergehen vor deinen Augen, fried-
 lich wie der Rauch des Tabaks, blau verwehen.

Und doch sind diese Straßen trüchtig von Haß und
Zorn und Leidenschaft,
Und wenn die Augen auch nicht sehen lassen, was
sie an Kraft und Wildheit in sich fassen,
Gelassen und doch zuckend, in Ungeduld sich duckend, —
so dreht sich vor mir dieser Menschenstrom aus
Seide,
Elektrisch und mit heißer Haut in kühlem, dünnem
Kleide.

In der Arrakan-Pagode

Am Straßenende stehen zwei grobe Riesengreife auf-
gebaut.
In ihrer Mitte schaut der Arrakan-Pagode Eingang-
tor tief wie ein dunkler Tunnel vor.
Von diesem Tempel sagt man dir: hier steht von allen
Buddhabildern das ähnlichste,
Und keines, fern und nah', gleicht so dem wahren
Angezicht des Buddha
Als dies, von allen den Millionen Bildern, die auf-
gestellt sind und zum Beten rufen in weiter indi-
scher Welt.
Von Ost, von West, von Süd, von Nord führen hier
rundgewölbte Korridore zum Buddhaschreine.
Und unter ihren langen Säulenreihn lebt hier das
gleiche Straßenleben fort,
Die Käufer und Verkäufer dort sich auf dem Pago-
denpflaster drängen.
Ich kaufte einen kleinen weißen Elefanten, geschnitz
aus weißem Marmor;
Schmachtende Marionetten mit glitzernden Pailletten;
aus Bernstein winzige Amuletten,
Und komme immer tiefer, vorbei an den Verkäufer-
tischen, ins Innere des Korridors und ins Gemühl
hinein.
Ich steige über Bettler fort und über Kinder, welche
schlafen, und über Vogelkäfige und Affen.
Der weißgefaltete Korridor ist schmucklos leer, und
außer buntgefüllten Buden erwartest du nichts mehr.

Da fällt, gleichwie ein blendendes Gestirn, das Ein-
 zug hält, ein Fabelglanz von Gold, bricht wie im
 Tanz hervor.
 Du stehst am Mund des Korridor, gleichwie vor einem
 goldenen Schlund.
 Ein riesig goldenes Buddhahild sich dir enthüllt, das
 eine große goldene Kammer
 Wie eine unbegrenzte Lust und wie ein Feuerbau
 anfüllt.
 Du schaust und du versinkst, gleichwie ein Tropfen
 auf dem heißen Stein ins atemlose Glänzen,
 Wie in ein goldenes Dasein ohne Grenzen.
 Und wenn du dann erwacht vom großen Gold, das
 dich belacht,
 Erkennst du, auf der Erde wie Knäule hingerollt,
 birmanische Väter, Männer, Frauen,
 Die halten Blumen hin in vorgestreckten Händen mit
 betender Gebärde.
 Und ihre Augäpfel, gleich goldenen Glenden, den
 goldenen Gott anschauen.
 Sie liegen da, die feinen, seidnen Wesen, vom Gold
 zum Glück nur auserlesen,
 Und geben allen Glanz, den sie auf Stirn und Wan-
 gen aufgefangen, dem Gold zurück,
 Und scheinen selbst ein Stück der goldenen Gottheit,
 die sich den Glanz von Menschen leiht. —
 Doch mehr noch ohne Ende, ohne Zeit, als dieser
 Buddha in der goldnen Einheit,
 Strahlt zwei'r verliebter Menschen Blick.
 Vor ihres Blutes Seligkeit tritt auch das goldene
 Buddhahild zurück —
 Vor ihrem Blick wird alles Gold zum Schatten —
 Weil zwei Verliebte sich die Augen heller reichen
 Als wie die hellsten goldenen Platten.

Dampferfahrt auf dem Irawaddystrom

Auf einem Dampfer fuhr ich nach Rangoon von Man-
 dalay zurück, vier Tage auf dem Irawaddystrom
 hinab,

Das Ufer täglich neue birmanische Landschaft Stück
um Stück mir gab.

Die Sonne leuchtete ununterbrochen, und mächtig
breit ist zwischen reichem, laubigem Strand

Der laue, warme Strom mit gelbem Wasser unter
dem Tropenhimmel fortgefrohen.

Als schwemmte vorwärts dicker Sand, so mehlig rückte
still der Strom durchs Land.

Und auf graugrünen Uferhügeln, wie weiße Kerzen,
aufgestellt am Boden, standen in Gruppen leuch-
tende Pagoden;

Gleich weißen spitzen Zelten, über dem Wald erhoben,
saßen auf jedem Hügelstige die heiligen weißen Welten,
Klein und auch mächtig bald, und fehlten in der
grünen Landschaft nie;

Als könnten sie wie Bäume, ganz allein, ohne der
Menschen Hand gewachsen sein.

Am Ufer, wo der Dampfer für Stunden stand, nahm
er die Landprodukte ein:

Ballen Kaffee und Zuckerrohr und Öl, Tee, Mais
und Reis. Und der Birmane fand sich ein im
bunten Chor

Und schleppte Lasten schnell herein und Körbe zum
Verstauen, und ist viel Reisevolk dabei gewesen,
Meist Pilger mit Altären und mit Frauen.

Sie fahren zu den Heiligen zu Besuch und schleppen
mit sich manchen goldenen Schrein,

Fällt es mal einem ihrer Heimatheiligen ein, daß er
das Reisen wählt

Und will zu einer anderen Pagode, um der die Ehre
des Besuches zu erweisen.

Die Mönche, Pilger, Frauen, Säcke, Früchte, Körbe
verstauen sich im Doppeldecke des Warendampfers,
Und mächtige weiße Bastzigarren rauchend, liegen
Birmane und Birmanin dicht gepfercht

Und reisen wandernd wie die Waldameisen und rei-
sen Göttern und Pagoden nach,

Ihr Leben bauend wie auf unsichtbaren Boden; und
reisen niemals froh dem Herzen nach,

Die meisten halten's Herz, wie schlechte Raucher, not-
dürftig nur und schwach im Feuer wach.

Wasserstimmung auf dem Irawaddystrom

Als ob man dich vor eine wandelnde Bühne lüde,
zogen die Ufer vier Tage an mir vorüber
Und wurden nicht müde, schoben Bergbuckel, grüne,
heran, darauf die Pagoden, wie Lotosblüte an
Blüte, zum Himmel sahn.
Es knarrte der eiserne Schiffstrahn, zog Reisballen
vom Ufer herein, als ob dem Schiff wie einem
Zauberschrein
Vom Ufer die Frucht des Landes zuflog.
Reich geschnitz, mit der Wucht seines Holzschmuckes
und mit geschwungenem Kiel,
Bog sich dunkel aus dem sonnigen Wasserspiegel
manch birmanisches Boot,
Zog mit dem Strom tot um jede Sandbank, blank
in jede Bucht,
Trug sein Leben ins Unbewusste und die dicke Kruste
der Holzschnitzereien am Bug.

Am Irawaddyufer

Oft wenn der Dampfer halbe Tage, die Waren lö-
schend, stille stand, ging ich ins staubige Uferland,
In die birmanischen Dörfer, sah Frauen zu, die hier
am Webstuhl emsig Teppich bauen,
Sah in den Palmenstämmen oben, turmhoch, oft einen
nackten Mann,
Der schnitt die Palme um des Saftes willen an und band
auch kleine Töpfe rings um die Krone dicht daran,
Um sich den Palmsaft einzufangen frisch aus dem
Schaft.
Friedlich war's in den Bambusdörfern. Wohl hun-
dert nackte Kinder spielten wie die Ratten im
Sand, der heiß,
Und die Erwachsenen arbeiteten mit Ernst und Fleiß.
Die Mädchen stampfen mit den groben Kolben den
Reis im Takte, daß alle Häcksel auf die Seite stoben,
Und alles Leben ging, gleichwie der Fluß im Lande,
still und leis'.

Einmal da pflückte ich in einem ganz verlassenen
 Klosterhof zum Angedenken an den birmanischen
 Frieden
 Dort eine weiße Blüte und wollte sie entzückt im
 Brief der Liebsten schenken.
 Der Saft der Blume aber hat mir Not geschafft.
 Gleichwie im Brand begann die Hand zu schmerzen.
 Nach wenigen Sekunden schon hab' ich mich wie zum
 Tode reif gefunden.
 Und ich verwünschte sehr den Frieden an diesem schein-
 heiligen Ort und warf die Blume fort, die falsch
 unschuldig rings am Wege wuchs mit giftigem
 Brand.
 Noch tagelang ich Übelsein empfand und fühlte mich,
 gleichwie von bösen Geistern,
 Von Gift und Tod verfolgt in diesem Land.
 Vielleicht, daß mich die Klöster hassen und mich mit
 unsichtbarer Zauberkunst verfolgen lassen.
 Ich fühlte, daß ich dieser Klosterseele, die hier regiert
 im Land, zu fern mit meiner irdischen Sehnsucht
 stand,
 Und wünschte gern, daß ich des Irawaddystromes
 End' bald fand.

Die Prom-Pagode

Draußen vor Prom am Irawaddystrom liegt auf dem
 Berg ein goldener Pagodendom, an Pracht äh-
 nlich der Schwe Dagon-Pagode.
 Ich wagte mich zur Nacht hinauf; ein hölzern Trep-
 penhaus nahm mich mit mächtiger Leiterstiege auf,
 Und Bettler saßen dort zu Hauf; die alten Treppen-
 bretter und Bettellumpen, all' die grauen,
 Mit gleichem Trübsinn auf dich schauen.
 Hoch oben bauen sich unzählige Pagoden rings um
 der Hauptpagode Knauf.
 Über den goldenen Spieren schwirren die Sterne in
 der Tropennacht,
 Als ob sich Silberscharen kleiner Vögel hoch in den
 nächtigen Lustrevieren,

Rund um die Tempel aufgescheucht, verirren. Die
 Opferfeuer auf Altären
 Stehen am Fuße der Pagoden vor goldenem Gemäuer
 und leben, rot und gelb entfacht,
 Und werfen breite, helle Pracht, als ob die Flammen
 die Gewänder von geisterhaften Tänzerinnen wären,
 Und ihre Scheine hängen wie bewegte Bänder an
 goldgeschnitten Speeren, um goldne Zinnen, gold-
 dene Geländer.

Kerzen und süßer Weihrauch beleben die Gesichter
 jeder Gottheit und heben die Gedanken weit
 Über den engen Rahmen aller Zeit.

Ich fand birmanische Familien Hand in Hand, die
 ganze Nächte zu den Göttern kamen.

Am Boden vor mir thronen auf den Binsenmatten
 vier, fünf Personen,
 Lautlos, als wären's hingezeichnet ein paar Schatten.

Sie hatten Kuchen und Getränke stehn im Kreis.
 Sie waren leis' gekommen, die Götter zu besuchen,
 und rauchten plaudernd ihre Bastzigarren,
 Wie Menschen, die auf du und du mit ihren Herzens-
 göttern waren und zu der Freundschaft nicht mehr
 Zeremonien brauchten.

Sie saßen hier zur Nacht beim kleinen Mahl und
 saßen bei den Göttern wie zu Gast
 Und ruhten bei den Göttern nach der Tageslast und
 rauchten lächelnd ohne Hast

Und nahmen sich vom goldumspiegelten Altar ein
 wenig von des Gottes Seligkeit und Rast.

Mein Schritt mir doppelt einsam war.

Wohl trug ich stets mein golden Götterbild im Aug'
 rund um die Erde mit,
 Doch ach, ich saß nie still bei Speis' und Trank; seit
 ich ein Erdumwandler, sehnsuchtskrank,
 Trug ich mich fort, zerbrochen, Stück um Stück, gleich-
 wie ein Krug,

Den täglich man gefittet und täglich neu zerschlug.
 Selbst in dem grauen Stiegenhaus der Bettler Schar,
 an denen Staub und Krankheit fraß,
 Die unter dem Gestank von Laternen trüb und aus-
 saßkrank in Lumpen saß,

Erschien an Wohlstand und an Glück mir Ärmstem
überlegen.
Die Grauen hielten mehr Zufriedenheit in ihrer hoh-
len Hand,
Als ich für mich, fern von der Liebsten, auf allen
Wegen um die Erde fand.

Auf viertem Meer

Von Prom bracht' mich in gleicher Nacht ein Eilzug
fort, mich und die Fracht von Sehnsuchtsorgen.
Wir kamen nach Rangoon am nächsten Morgen.
Dort hat ein großer Dampfer ins vierte Meer
sich aufgemacht.
In das Bengalische Meer, das ich vorher schon kurz
berührte, als mich vor ein paar Tagen der Weg
am Küstenland entlang
Her von Kalkutta hin nach Birma führte.
Jetzt fuhr ich quer vier Tage durch die salzige Late
nach Vorderindien wieder, nach Madras.
Der Wasserweg sich vor mir rollte, und immer süd-
licher ich dann nach Ceylon wollte.
Auf toter Wasserstraß' ich im Unendlichen viel Raum
für mein unendlich Heimweh jetzt besaß.
Am dritten Nachmittag stand ich am Schiffsgeländer;
gleichwie quecksilberfarbene Gewänder
Trieben die Wellen her, als schwammen Menschen
drunter, die nie zum Vorschein kamen,
Die unter silberseidener Maske blieben und spielten
wie verwunschen in dem Meeresrahmen.
Ich sah im Wasser Silber Leib bei Leib ohn' Ende,
als zählte niemand hier die Menschenmassen;
Sah viele knieen, viele Hände sich umfassen, sich
pressen, losgelassen weiterziehen und sich vergessen.
So stand ich still vor diesem Tanz im weiten Meeres-
saale. Da wand mit einem Male sich seltsam
eine mächtige Spirale,
Austauchend wie ein hingeschleudert Riesenband, ein
meilenlanger Wurm, ein lebend Wesen, aufgerollt
im Meer, entstand.

Es stieß in zwei Fontänen zwei Wasserstrahlen vor
 sich her, es schwamm nicht tief, es lief in weiten
 Windungen,
 Als sei es übers Wasser lebend, wie eine Reihe
 Brückenbogen sich erhebend, fortgesprungen;
 So hat die riesige Spirale sich durch das Wasser
 schraubend fortgewunden.
 Es sahen viele Leute, die mit an meiner Seite am
 Schiffsdeck stunden, dem Wundertiere lange nach.
 Doch keiner wagte, ohne in Lachen auszubrechen, von
 einer Seeschlange zu sprechen.
 Sie schüttelten den Kopf, wie in Verabredung das
 Wort „Seeschlange“ meidend,
 Denn an Ungläubigkeit war jeder leidend.
 Wohl hatten alle jetzt das Fabeltier auf eine Viertel-
 stunde hier gesehen,
 Doch keiner mochte es sich eingestehen. Kopfschüttelnd
 ließen sie das Wunder ungeschehen an sich vor-
 übergehen.
 Und wie die Seeschlang', die verlacht von jedem Zei-
 tungsblatt, ein zweifelhaftes Dasein hat,
 Verleugnet und doch unterirdisch lebt, hab' ich die
 Sehnsucht stets verneint und stets verdeckt,
 Sehnsucht, die jedem lächerlich genug erscheint, dem
 sie nicht laut im eignen Herzen weint.

Sonnenuntergang vor Madras

Das Schiff, es stampfte weiter auf seinem bilderleeren
 Gange, wo sich nur Schornsteinrauch und Wasser
 trampite.
 Am vierten Abend spannte sich lauter noch als alle
 großen Worte ein Abendhimmel aus, gleich sieben
 farbigen Meeren,
 Und brannte, glühenden Metallen gleich, in einer
 chemischen Retorte.
 Er zauberte vier Jahreszeiten: Frühling maiglocken-
 grün, Sommer kornblumenblau, den Herbst weinrot,
 Winter eisblumengrau und wie verglaste Streifen
 Schnee um Maste und die Raaen von dem Boot.

Die Anker fielen vor dem Madrasahafen, wo wir den
 Lotsen trafen. Das Schiff stand schwarz und tot
 zum Himmel mit Spieren, mit den Riggen und
 dem Bug,
 Als wär es ein Gerüste, das stattliche Gemälde trug,
 des Himmels siebenfachen Sonnenuntergang und
 drunter brandrot Länderein
 Auf schwarzgeteerten Staffelein.
 Ich hielt, geblendet von den Farben, vor meine Augen
 meine Hand, und staunte vor der siebenfachen
 Himmelswand,
 Wo aus der Null des Nichts die Siebenzahl der
 Farben aufgerechnet stand.
 So schafft auch Sehnsucht, geht sie qualvoll mit dir
 her,
 Aus einem Leben Leben siebenfach und mehr.

Morgen in Madras

Madras, in europäischer Gewandung, fand ich gebrei-
 tet an der hellen Meeresbrandung.
 Die langen Wellen rollten morgens an das sonnige
 Land, indigoblau zum purpurroten Sand.
 Die Morgenwellen wegen sich mit Fischen im glei-
 chen Takt, und braune Indier gingen nackt
 Mit Netzen und mit Körben nach den Fischen. Ein
 freier Atem hat mich wohligh angepakt,
 Als war ich einer Albmare entronnen. Genesen von
 dem Klosterlande der Birmanen, das feindlich mir
 gewesen,
 Ließ ich mich von der Feuerbreite der warmen, indi-
 schen Pupillen sonnen.
 Die dichtesten Bananenhaine umfingen alle Wege um
 die Stadt,
 Und in glasgrünen Palmenblättern goldgelbe Früchte-
 bündel hingen,
 Darunter Indierinnen, mit den Brüsten nackt, sorg-
 los bei süßen Früchten gingen.
 Befreit vom goldnen Drucke birmanischer Pagoden,
 war ich bereit, göttliche Nacktheit,

Die hier am heißen Palmenboden um Madras lebt,
gleichwie den siebten Himmel hoch zu preisen, —
Als mir ein Schreck den Freudenruf im Mund ver-
flebt.

Ein Mann mit einem Bein, dick wie das Bein von
einem Elefant, kam dicht an mir vorbeigerannt,
Und ebenso ein Mädchen, aufgeschwollen, mit Armen
breit gedehnt, als ob die Arme Schenkel werden
sollen,

Und unter mancher Haustür lehnt ein zweiter, dritter,
vierter, zehnter Mensch, an jedem Glied verquollen.
Ich sah bald nicht den Palmenmorgen mehr, nicht
mehr die teppichblaue See,

Nicht unter den Bananenbündeln die Bambushütten,
klein, verborgen.

Ich sah mit Sorgen nur fast jeden zehnten Menschen,
schwer verquält,

Gleichwie in einem Zerrspiegel entstellt.

Dein Atem stockt vor dieser Nacktheit hier, die wie
vertiert am Wege hockt,

Die dir dein Herz zerriß, dir grausam erst dein Auge
lockt und grausamer verstieß.

Kein Blick mehr Ruhe ließ. Ich ging entsetzt, kaum
wagend, unter Grauen,

Die Menschen, die wie Stämme ihre Beine auf Trep-
pen und auf's Pflaster schleppen, anzuschauen.

Als wären dieser Menschen Glieder wilde Wurzel-
knollen, die ungeschlachten sich anstauen wollen,

Als will das Menschenfleisch dem eignen Herz den
Weg verbauen.

Ich mußst' den Blick, stumm fragend, stets erneuern
Und sah mich zagend in dieser morgensonnigen Stadt
umgeben wie von Ungeheuern.

Man sagt, ein winziger Fisch vom Meer, ganz klein
und rot, den sie in Massen essen als ihr Tagesbrot,

Bewirkt in diesen Menschenleibern die Krankheitsnot.
Elefantiasis ließ alle Glieder hier zu Klumpen
wuchern. —

Ich war mir nicht gewiß, ob ich nicht auch im Leibe
mit mir trug, unförmig von der Sehnsucht zum
geliebten Weibe, Elefantiasis.

Denn ach, mein Herz war viele Zentner schwer, und
drinnen wälzte sich ein Feuer
Und wurde stündlich mehr und mehr zum Ungeheuer.

Der Götterwagen von Madras

Ein Wagen stand in einer Tempelgasse. Ein Holzgerüst mit Sackleinwand war darüber zum Wetterschutze aufgeschlagen.

Der Wagen mußte alle Götter einmal im Jahr durch Madras tragen.

Die Götter, kleingeschnigt, saßen reinweiß, goldgelb und blau und aufgetürmt wie ein Ameisenbau

In hohen Massen wie ein Götterberg zur Schau.

Der goldene Karren konnte sie kaum fassen.

Zwei wuchtige rote Bohlenräder unter den Göttern knarren, mannhoch und rauh, wie dicke Walzen.

Und ihre rote Farbe die indischen Blicke lockte, und jedem Mann und Weibe, jedem, der die dämonischen Räder sah, dem stockte alles Blut im Leibe.

Denn wenn an einem wuchtigen gedrehten Stricke, von hundert Männern angezogen, die Götter, glitzernd von dem Gold umflogen,

Goldstrahlen in die Menschenmassen säten, warfen sich viele hin, dem Götterschwarme zum Gefallen,

Und hielten ihre Köpfe den Rädern hin und ließen sie, gleich Halmen, von dem gewaltigen Räderholz zermalmen.

Plump drehen sich die schweren Räderwalzen breit durch die Stadt und falzen Menschenleiber platt,

Und dieser Räder drohend rote Farbe den wilden, roten Blick von einem Henker hat.

Es ist, als ob die Götter dann Gerichtstag halten und Köpfe spalten,

Töten den Kopf mit seiner Stirn und seinen Sorgenfalten

Und röten unter ihrer Räder Bäumen den Boden mit dem menschlichen verquälten Hirn,

Und wählten nur des Blutes Träume zum Weiterleben aus in ihre Ätherräume.

Ankunft in Ceylon

Madras ich gern im Handumdrehn verließ. Doch
mußt' ich dort in Quarantäne stehn zehn Tage,
Weil ich von Birma kam, wo Cholera gewesen samt
der Blatternplage.

Ich sah im langen Warten im Hotel goldgelb den
indischen Frühling jetzt erscheinen in dem Garten;
Und kahle Äste, welche zwischen den immergrünen
Palmenlappen starren,

Brachten viel wippend Laubwerk schnell zur Stell',
und kleine Vögel lachten in langen Trillern laut
und hell.

Sie machten meine Seele leicht zum Schmetterling.
Frühling verwandelte des Hirnes sorgentrübe
Bühne.

Ich sah die Blättersprossen an und wußte: ehe dies
Laub des Jahres müd zu Staub zerfällt,

Ich meine Liebste wiedersehen kann.

Also verheißungsvoll zogen mich plötzlich alle Bäume
an ihre grüne Brust heran,

Mehr noch als alle Tempel mit dem Göttermuß. Und
in dem Lenz-Glan

Setzt' ich mich auf die Eisenbahn und hegte fort und
stieg nicht aus, an keinem Ort,

Und setzte während einer Nacht im Dampfer, wie im
Sprunge, übers Meer

Und stand am Morgen schon mit Koffer und mit
Reisetasche in Ceylon froh ans Ufer hingestellt,
Vor Zimetgärten und vor Kokoswäldern, vor Brot-
fruchtbäumen der Äquatorwelt,

Wo Buddha im Nirwana, auf seinem einen Ohre
liegend, ewig träumend, die Seele und den Leib
im Gleichgewichte hält,

Versäumte viele Tempel im Süden Indiens auf der
Fahrt, damit ich Ceylon eiligst fand.

Ich stieg mit tempelmüden Augen in Ceylon an das
schwüle Land,

In das Galle Face-Hotel dort hart am Strand, wo
eine weiße Brandung aufrecht, wie aufgewühlteste
Gefühle,

Um die granitnen Wellenbrecher bei Tag und Nacht
 entgegenstarrt mit Donner und mit Röhle.
 In diesem mächtigen Hotelhaus hallt das Meer in
 allen Sälen, wie 's Tosen und Gebraus von einer
 Riesenmühle,
 Als gingen hier die großen Wellenstürze auf Treppen,
 Korridoren, in Fenstern und in Toren ein und aus.
 Auch rauschten drinnen Abendschleppen von europäi-
 schen Prinzessinnen;
 Und Palmen bauschten sich, wie Pfau bei Pfau, im
 Park des Nachts voll bunter Lampen, rot und blau.
 Zur Abendruh' die schönen Frauen im Strohgeflecht
 der weißen indischen Sessel saßen
 Und drückten ihre seidenen Stöckelichuh' leicht auf den
 magischen und papageienfarbigen Rasen.
 Die Herrn in Lack und Frack, die Damen in Brillan-
 ten reich zur Schau,
 Gleichwie die Orchideenbeete, beladen schwer mit Tau.
 Die Musikbande spielt zum Abendfeste im offenen Pa-
 villon und zählt das Meer auch unter ihre Gäste.
 Denn immer kommt die Brandung weiß gesprungen
 und steht, gleichwie ein krauser Fächer, hoch in
 die Nacht geschwungen
 Und wirft sich stets vergeblich zu den Sternen.
 Umlagert von den Fremden hier aus allen Fernen,
 ist hier in dem Hotel das Heimweh etwas abge-
 magert.
 Und war ich vorher still verzagt und hätte mich ins
 fünfte Meer nicht gern hineingewagt,
 Jetzt im Galle Face-Hotel, umgeben von Europas
 Welt, wo täglich jeder reist,
 Bekam ich dreist zurück den Reiseumut und kühles
 Wanderblut.
 In Ceylon, wo die Schiffe täglich wie Räder einer
 Mühle wandern nach Japan, China, London,
 Gings Reisen mir nicht tiefer mehr ins Blut, als wie
 ein Schiffskiel in die Wasserhaut der unermesslich
 tiefen Meeresflut.

Die Raben vom Galle Face-Hotel

Und ich erwachte nach der letzten Reisehege zufrieden
unter dem Moskitonege,
Und ließ die Scharen schwarzer Raben morgens schrein,
die wie ein fliegend Heer von schwarzen Tinten=
flecken
Den Meereshimmel, in dem Fensterrahmen kommend
und gehend, stets bedecken.
Die Raben haben immer laut gebellt, und kaum stellt
mir der indische Diener den ersten Frühstückste
ans Musselingezelt,
Und kaum entfernt er sich auf samtnem Schuh vom
Bette, da stürzen zwei und drei der Raben unter
Sohlen
Ins Zimmer um die Wette und haben Cafes und
Toastbrot mir vom Frühstücksbrette vor meinen
Augen weggestohlen.
Auffallende Plakate sagen jedem und sind im Zimmer
angeschlagen,
Daß Gold und Schmuck man immer in seine Koffer
einzuschließen hätte.
Die Rabenscharen stahlen die Brillanten, die sie fan=
den, flinker, als es Hoteldiebe verstanden.
Die frechen Raben und das ewig ungestüme Meer
erschieden mir wie's wilde Heer der Reisenden.
Die stürmten hier in Ceylon ins Hotel, als wäre da
der Freiheit Feld; und fortgerissen, heimatlos
Sahn sie auf Gold und Geld und die Brillanten
bloß, sie, die nicht Ruhestund' und nur ein ewig
Abenteuern kannten.

Die Fremden im Galle Face-Hotel

Ich rührte mich nicht von der Stell', blieb gern am
ersten Tag in Ceylon im Hotel, als hätte ich
Station in einem Krankenhaus,
Und europäische Fremdenluft furierte mir das Heim=
weh aus. Ich saß hier in den langen, kühlen
Wandelgängen,

In den Gedrängen von gepuzten europäischen Damen,
die sich im Tropenrahmen, mit Spitzensaden duf-
tig, mit seidnen Musselinen Arme und Busen
lustig überladen.

Die meisten Reisenden, seemüd' und überwacht, für
eine Nacht von den Ostindienfahrern kamen, die
sie am Morgen wieder dann an Bord aufnahmen;
Und sie vergaßen mal für diese eine Nacht Seekrank-
heitsorgen in dem Speisesaal und fassen Mut,
die Reismatten,

Sie, die seit Wochen schwach auf hoher See im
Schaufelschiff gefastet hatten.

Und auch Musik und Tanzsaal riefen die Gäste ins
Hotel herein, und manch Geschick, die graden und
die schiefen,

Im Walzer hier zusammenliefen. Denn nirgends
wohl verschiedenere Schritte im Tanztakt das Par-
kett je schliffen.

Die einen riß es fort aus ödem Rahmen zu Aben-
teuern in den fremden Kontinenten, in den un-
geheuern;

Die andern wieder heimwärts kamen, gebrochen oder
ohne zu erlahmen. Und all die Herr'n, die fremden,
Sie trugen über ihren Knochen den gleichen schwar-
zen Frack und gleiche weiße Hemden,

Und niemand ahnte, ob darunter die Lebenslust, die
rasche, tanzte, oder von Lust nur noch die Asche;
Oder ob statt des Herzens, unter dem Frack, nur ein
Kreditbrief noch in der Banknotentasche nahe der
Hemdbrust stak.

Die rote Strandstraße vor dem Galle Face-Hotel

Es war eine doppelte Atemkraft hier im Hotel am
Strand. Unter den Fenstern ging das rosige
Meer frühlingshaft und überstürzt einher,

Und rund in den Zimmertgärten im flachen Land bra-
chen die Bäume auf, stachen mit schwefelgelbem
Blütenhauf in die fabelblauen Himmelräume.

Jeder Tropenmorgen war zuerst wasserfrisch, wie ge-

waschen, aber dann stellte sich die Sonne wie ein
 brennender Brocken auf den Tisch
 Und erhellte senkrecht das Land, daß es bebend wie
 eine Feuerfackel und voll süßem Brandgeruch
 lebend bis zum Abend stand.
 Am Hotel hielten die Wagen der Rikschamänner in
 Reihen, und eine rote Sandstraße flog hin im
 Freien, wie eine rote Zeile,
 Zwischen flachem Meeresstrand und einer Meile grü-
 nem Fußballrasen, dicht an der weißen Brandung
 Rand.
 Kein Haus und kein Baum sich am Wege fand,
 nur die Meerwasserschäume bauten plötzlich ihre
 Häuser,
 Voll brausendem Donner und prickelnder Kühle, und
 darüber dreht sich die Ceylonsonne, wie das Rad
 einer gewaltigen goldenen Mühle.
 Der Strandstraße, die flach mit ihrer roten Weglänge
 am grünen Rasenfeld lief,
 Sahen tief alle Hotelscheiben und alle Wandelgänge
 nach. Und auf die große rote Linie schreiben sich
 die kleinen schwarzen Rikschawagen,
 Die in Heeren hin und her schossen. Sie tragen
 wehende Tropenschleier, und die Reisenden, gleich
 weißen Paketen,
 Sagen in langen Tagen jene Straße hinaus, hin und
 her zum Hotel, und dieses einzige riesige euro-
 päische Haus am Meer
 Sieht, wie ein Ameisenbau, weitläufig und kasernen-
 haft aus.
 Von den großen Schreiksaalfenstern sah ich gern den
 roten, baumlosen Straßenweg an, der kein Ende
 finden kann,
 Den mit weißen, haushohen Schaumgespenstern, nah
 und fern bewegt, die Brandung umsegt.
 Und diesen seltsamen, roten, schnurgeraden Weg, be-
 lebt von den weißen Menschenmaden, die hinjagen
 an der Brandung hellem Wahn,
 Ich nie mehr vergessen kann und nicht das enzian-
 blaue Meer, die weiße Schaumwand, die rote
 Zeile Sand

Und den sonnengebräunten grünen, unendlichen Rasen,
 der voll Gruppen weißer Fußballspieler stand.
 In der Ferne, hinter einer Meile, verlief sich der
 Weg, als ging' er tief ringsum gleich einem roten
 Seile um die Erde herum.
 Er war niemals krumm, sah sich niemals um, stand
 immer stumm, wie in Parade, an der Brandung
 entlang und ihrem ewig wogenden Bade.
 Im violetten Abend konnt' ich wie schwarze Schmiede-
 eiserne Nägel die Menschen am Wege entlang
 vor dem Sonnenuntergang feststehen sehen,
 Vor der roßigen Brandung Gesege. Und hinter ihnen
 jagen die Ritschawagen auf der purpurnen Zeile.
 Und ich habe auf die Brandung und auf der Menschen
 Eile gestarrt, und für eine Weile schien für mich
 nichts mehr auf der Welt als diese belebte Meile,
 Die nirgends anhält und in den Welthintergrund rund
 um die Erde wie dein roter Lebensweg hinabfällt.
 Wie ein Wegweiser schien mir zur Abendstunde diese
 Sandstraße, als wollte sie mich weiterziehen auf
 der Erdgasse.
 Und ich wollte nicht zurückfliehen, nicht umkehren feig;
 immer geradaus ging dieser roten Straße Finger-
 zeig.
 Ich wußte, alle Erdendinge sind Hieroglyphen, und
 für den Verliebten schliefen auch auf der leeren
 Erdsohle traumredende Symbole,
 Die wie Menschen aus ihrem Schlaf zu dir sprechen.
 Und willst du sie nicht ungläubig unterbrechen,
 Kannst du aus der Sandfarb' und der Linie deiner
 Erdstraßen die Fäden deines Schicksals erfassen.

In den Zimmetgärten von Colombo

Das Palmendickicht roch nach heißen Pulverlunten.
 Im Morgen, Abend und in Mondscheinstunden
 Bin ich hier tief ins Land auf einem kleinen Ritscha-
 wagen, auf Wegen vielgewunden, mitten durch
 Scharen schwüler Zimmetgärten hingefahren.
 Ein nackter brauner Ceylonmann spannte sich schnell

als Pony an die Deichsel an und rannte wie ein lebender Motor, der Müdigkeit nie kannte.
Er kam mir vor wie Zeit, die immer sprungbereit, wie Meilen, welche immer vorwärts jagen. Ich wußte in dem Wagen nie, zieht mich Maschinerie fort über Sand und Steine,
Oder sind es nur Menschenbeine, die rasch hin durch die Stunden tragen. Ohne ein Wort, ohne zu klagen, rennt mit dir fort der kleine Ceylonmann Und zieht in alle Ewigkeit den Wagen, als kennt er nur im Weiterjagen des Lebens Sinn.
Die Zimmtgärten von Colombo ein einz'ger großer Garten sind, wo Tennisspiele, Golf, Fußball und Pferderennen starten.
Landhäuser liegen hinter Palmenstämmen, die sich in einer einzigen Jahreszeit, in einem ewigen Sommer wiegen und sich mit Früchten überschwemmen.
Johannisbrot, das du als Kind gekaut, schaut unter fingerigen Blättern, zu grünen Schotenhaufen angestaut.
Als ob die Früchtemengen dich bedrohten, so hängen, gleichwie braungerostete Geschosse, kopfgroße Kokosnüsse über deinem Haupt,
Wie holzig dicke Riesentrauben hoch in den Palmenlaubten. Die ockergelbe Mangofrucht, dick wie ein Straußenei, bringt starken Terpentingeruch herbei.
Die Kampferhölzer brennen dich und beizen; Düfte wie Wolken, nicht zu nennen, nicht zu zählen. Die stachelige Ananas gleich Igeln in dem blauen Buschwerk saß,
Und feuerige Zimmtbäume heizen die Lüfte wie aus Salbentiegeln.
Erddünste schwälen, und von vielen Stämmen schälen sich würzige Rinden, die die Wege reizen.
Aller erdrückter Gärten Räume sind hier gefüllt von einer Schar verzückter Wesen, unsichtbar; in Blätterlappen und in Bast gehüllt und in die grünen, saftigen Lichter,
Schweben vor dir Gerüche und haben die Gesichter von riesengroßen Früchten, schauen herab von Ast und Rinden und gehen um und fühlen gleich den Blinden

Und wollen dir erzählen und dich finden, unklar und
stumm dir Bilder geben von ihrem leidenschaft-
lich hitzigen Leben.

Der Duft vom Tropensaft geht dir mit unbezwun-
gener Kraft ins Fleisch,

Schafft ein elektrisch Bad, und jeglicher Geruch darin
gibt deinem Leben, wenn's dir fad erscheint, ein
neues Kleid aus neuem Tuch;

Und wucherte erst bei dir Leid und Fluch, wird dar-
aus Lust und Lebenssinn.

Auf den Ceylonstraßen

Mit hochgeschwungenen Blätterfedern standen Palmen,
ähnlich den Speichen von gewaltigen grünen Räd-
dern, und ihre Stämme glichen biegsam windigen
Halmen.

Und Palmen mit den langen, straffen Blätterzungen,
hoch wie Fontänen aufgesprungen, lebten mit
schlaffen Mähnen in der Schwüle, wie überbür-
dete Gefühle.

Und andre wie die Sensen durch den Himmel mähten
und wehten wild zerzaust, und alle Palmen dreh-
ten sich vom Boden hoch

Und hatten an der Erde kaum noch Schatten und
lebten in der Ceylonwelt, der satten, frei von des
Hungers Joch, breit von der Fruchtbarkeit und
vom Begatten.

Bananenblätter waren grüne Schaufeln, wie grüne
Bretter in der Luft; in Menge kneten sich die
Strickbehänge der Lianenstränge,

Gleich roten Riemen und Geflecht von Leder. Luft-
wurzeln, welche Rüsseln glichen, hielten sich an-
gepackt, und drunter weiße Hütten, mit feuer-
blauen Schatten angestrichen

Und von der Tropensonne grell umflackt. Unter den
Türen lebten nackt, mit ihrer Brust wie braune
Bäume,

So Mann wie Weib, und trieben ernst ihr Leben hin
im Arbeitstakt, Arbeiter und Arbeiterin.

Die Straßen waren voll von Bauernwagen, daran die kleinen Zebuſtiere zogen. Die Wagendächer ſind wie lange Bambuſtrüten, die rieſenhaften weiblichen Kapottehüten gleichen.

Die Wagenreihen drehen langſam ihre Speichen und ſchleichen hin zum Markt mit Früchten, Menſchen und mit vollen Krügen.

Kings auf der ganzen Welt rollen die Straßen, von ewiger Arbeitskraft beſtellt, gleichwie dein Blutſaft voller Leidenschaft.

Der goldne ſchlafende Buddha

In Colombo, im doppelten Sonnenschein, gehen die Menſchen nackt in den Tag hinein, ſehen mit großen Augäpfeln rund, und die bloßen Augen ſind wie der geöffnete Mund,

ſprechen lebendig, gleich ſprudelnden Bächen. Die Augen aus den braunen Geſichtern ſo wie die Waſſer aus brauner Erde brechen.

Im ſonnigen Morgenwetter zwiſchen vielen Augen und vorbei an den Schwielen der nackten braunen Rücken, welche braun ſind gleich den Dachziegeln und ſich wie gebohnte Parkettbretter ſpiegeln

Und voll heller Lichter zucken, fuhr ich die Straße hin, an den Menſchen, den Palmenſtänden, Gartenwänden und Gartenſtücken entlang; vor allen offenen Türen ſaß die Arbeit breit im Gang,

Auch in den kleinſten Gemächern unter den fleiſchfarbenen Ziegeldächern hatten die braunen Nackten keine Zeit; ſie verkauften, bauten, framteten, packten, Alle wie die Tropenſonne wach, und ſchauten kaum meinem Wagen nach. Bananenpalmen, beladen mit Früchten, welche aufgereiht waren wie an grünem Faden,

Wuchsen über das Dach, darunter Garfüche und Fruchtladen, eingewickelt in Feuer und Pflanzengerüche.

Im Freien zwiſchen Hüttenreihen, zwiſchen höckerigen Zebuſ und Wagenrädern, die ſich drehen, Hun-

derte nackter Menschen rannten, und Hand in Hand gehen miteinander die Bekannten.

Der lebhaften Straße gewundenes Band nie stille stand. Sie war mit braunen Menschennacktheiten gefüllt von allen Seiten bis an den Rand

Und zeigte offen alle Lebenslaunen. Alle die nackten Braunen gingen frisch und elastisch vorbei, als trügen sie das Leben auf ihren Schultern, leicht wie Daunen.

Wie die polierten Hebelarme von Stahlmaschinen glänzen und leuchten die nackten Glieder, die dem Alltag dienen.

Aber in ihren Mienen die schwarzweißen Augen spiegeln, gleich weißen Briefen mit schwarzen Siegeln. —

Hinter hohen Geländen von Kokospflanzungen stand ein Tempel, von den Gesten der Palmenblätter wie von Riesen Händen umschlungen.

Auf alten begrasteten Stufen geh' ich zum Torweg. Mönche in gelben Mantelfalten stehen im Hof, sie kommen auf den Zehen, um mich zu führen, Und alle Kinderfüße im nahen Dorf beginnen sich zu rühren und laufen, um mir ein paar armselige, betäubende Blumen zur Opferung zu verkaufen.

Im Hof, in einem langen Tempelhaus, empfangen mich in einem dämmerigen Holzsaal in Unzahl goldene, schlafende, kleine Buddhagötter.

Sie lagen unterm Staub im Glaschreine, auf goldenen Kotoßblumen, ausgestreckt Haupt, Leib und Beine.

Scharen von Kerzen brennen fahl; die tausend Flämmlein waren wie feine goldne Bienen, die alle schlafenden Götter mit der Süße der Wärme, der Süße der Ruhe und der Süße der Träume dreifach bedienen.

Ein Mönch nimmt von der Menge Kerzen aus dem Kerzengedränge eine und leuchtet durch eine kleine Tür in ein langes, halbdunkles Gemach.

An der langen Wand war ein langes, dunkles Fach, das war bis zum Dach verschlossen mit Glas und maß wohl dreißig Meter die Länge.

Ich drang mit dem Mönch in des Gemaches Enge,
und die kleine Kerze in des Mönches Hand ging
entlang an der Glaswand.

Da entstand viel Gold mit gelbem Scheine, formlos
erst, eine ungeheure Masse, ein Goldland, dreißig
Meter groß,

Als steckte die kleine Kerze den langen Glaskasten in
gelben Brand, und das Gold geriet in Bewe-
gung, als wollt' es nie mehr rasten,

Und als schoß es auf dreitausend Meilen fort in un-
ersättlicher Erregung.

Auf seiner mühlsteingroßen flachen Riesenhand lag
nah, als ich durch die Blendung sah,

Hinter der Glaswand der schlafende Buddha; lag auf
der goldenen Wange, und seine Gestalt, die gol-
dene, die dreißig Meter lange, von der kleinen
Kerze entdeckt,

War wie ein goldener Baum, der mit seiner Länge
umgestürzt ist und am Boden liegt, ausgestreckt,
und aus allen seinen Poren strahlte Gold in den
Raum.

Der Gott lag auf der einen Riesenmuschel seiner
goldnen Ohren, als hatte er sich schlafend und
horchend in den goldenen Traum des Nirwana
verloren.

In der langen dämmerigen Kammer, die nach Wachs
und Wärme roch, schlief der Gott, fern allem
Weltjammer, fern allem Weltkram.

Hinter den dreißig Meter Glas scheiben wollte er immer
einsam schlafend bleiben. Anlockend war der
goldne Schimmer von seinem Leib,

Und es schien in seinem Goldschlaf alle Sehnsucht
stokend, selbst die Sehnsucht eines Mannes nach
dem Weib.

Fast beneidet hab' ich den Gott hinter dem Glas-
schrein, der sein Herz und seine Erdschmerzen ins
Nirwana, ins Nichtsein, einleidet,

Umgeben von der Wärme kleiner Kerzen und durch-
drungen von goldener Ruhe bis in die goldenen
Gedärme.

Aber dann, als ich mit meinem Schuhe wieder hin-

aus in den Hof zu der Sonne und zu den Palmen trat,
 Blieben hinter mir Kerzen und Gold, als viel zu
 matt für mein Blut, das den Himmelbrand gern
 hat.
 Und ich bat mein Herz, nicht zu ruhn und immer
 nachzugehn seinem Sehnsuchtsbange, denn es wäre
 mir bange, sollt' ich wie Buddha ewig einsam
 im goldnen Nirwana sein,
 Eingeschlafen allein auf meiner eigenen Hand, und
 vor mir die Glaswand. Nie käme ich allein
 in goldene Ruhe hinein.
 Nur an der Liebsten Wange, nur beim liebsten Weib
 kann jede Pore an meinem Leib klares Gold sein.

Fahrt in das Innere Ceylons

Ein Bahnzug trug mich ins Bergland hinein, wo
 dicker Palmenwald hauste, seine grünen Blatt-
 federn krauste wie eine Straußenschar,
 Und ein Gedränge von Palmschäften und Palmblät-
 tern war, das überwucherte die Bergabhänge.
 Gelbe Wälder, graue Wälder, blaue, im kalkigen
 Licht, im gereizten,
 Und die Sonne stand darüber gleich einem weißen,
 gespreizten Pfaue, und die Palmen ragten wie
 Türme voll Gepränge;
 Ein Palmbaum trieb den andern vor Üppigkeit in
 die Enge. Über Hügel, hoch in die Bergbügel,
 stieg der Zug und wehte nach sich den Rauch wie
 verhängte Zügel.
 Und wie auf Schaukeln, in Tälern, liegt zu Füßen
 das Land, als ob es sich zwischen Bergen in
 grünen Hängematten wiegt.
 Es entstanden Landschaft und Ausblick, von Baum-
 schatten umrahmt.
 Es öffneten Bergabhänge Fernsicht auf Täler und
 Bergwelt, von Wäldern, Wolken, Schlagschatten,
 Baumgruppen und Ebenen umstellt.
 Wie ein Theater, auf welchem die Puppen Berge

sind und die Talkessel Bühne und kühne Linien
 die Leidenschaft agieren,
 So öffneten sich hundert Tale zugleich, wie hundert
 Fernblicke über hundert Schicksale,
 Und liefen zusammen, und hundert Landschaften vor
 einen Blick kamen, als fänden sich hundert Bil-
 der in einem einzigen Rahmen.
 Und alle die Täler liegen wie Spiegelungen im
 Morgenbilde, und drinnen die Baumgruppen,
 Bergfelder und Wälder
 Wie dunkle Abungen sind auf einem Silberschilde.
 Mein Zug arbeitet sich in den Bergreihen hoch,
 troch an den Abhängen hin
 Und folgte seinen zwei Schienensträngen. Aber meine
 Augen sind bald wie Vögel vorausgeflogen,
 Machten oftmals den Weg in die Höhe und Tiefe
 und über die Bergbogen.
 Doch ein Berg hält den Blick über alle Täler fest
 und dreht ihn zum Strick.
 Und auch im Geist sich nie mehr dein Auge von jenem
 Berge reißt.
 Es ist der Adamspeak, der sagenhafteste Berg in Cey-
 lons Inselnd.
 Er gleicht einer blauen Arche, hingestellt am Him-
 melstrand, und wirft einen dreieckigen Schatten-
 zipfel quer durch die Luftwelt.
 Mit seinem kurzen Plattendach sieht dir der Berg
 stundenlang über die breiten Kesseltäler nach,
 Wie ein altes Riesenfundament aus blauen Vorzeiten.
 Und deine Gedanken legen zurück den Weg, den
 weiten,
 Bis zu den ersten Menschen, zum ersten Mann, der
 Hand in Hand mit dem ersten Weib dort stand
 und sich sein Paradies hier fand.

Aufstieg in die Ceylonberge

Als hissen Fahrzeuge gigantische Segel, siehst du in
 Hebung und Beuge Bergplatten und Bergkegel,
 Ständen Felsen im Morgen mit Hälsen und Köpfen

neben den Schienenschwellen, Schattenfiguren über
 den hellen Talstellen entlang den Schienenspuren,
 Und neben den Felsgrimassen, bei den Steingefällen,
 stehen friedlich gelassen die kleinen Teebüschel in
 den grünen, niederen Gassen der Teegärten.
 Manches Tal gleicht einem ovalen Saal, und in den
 Schalen der Bergmulden saßen, wie grüne Stufen,
 die gehöhlten Reisfelder auf Erdterrassen;
 Fromm und zahm in ihren Mienen erschienen die
 bepflanzten Berge, die den Fleiß der Menschen
 sanft dulden und die Menschen wie Sklaven be-
 dienen.
 Aber dann höher hinauf verschrumpft das Grün, wird
 hart und erstarrt und verdumpft dunkel zu Moos.
 Keine Palme ragt mehr kühn, bloß Buschwerk und
 die Fanne noch in der Wildnis hinfroch, und dein
 Kopf bückt sich unter der Einsamkeit Joch,
 Und dein Blut durch die Luftleere jagt, und dein
 Hirn wie erstickt unterm Abdruck klagt.
 Deine Ohren sausen, als ob durch deine Adern die
 Sturzbäche der Berghöhe brausen; dünn wird die
 Luft um dich und leer,
 Gibst keine fleischliche Frucht mehr her, und dein Aug'
 irrt entgeistert, kreuz und quer, wie von ewiger
 Sehnsucht verflucht.

Numara Eliya

Ich hatte am Morgen Colombo verlassen, die Tropenzone
 mit ihren Fruchtgassen, ihrem Zimmetgeruch,
 der den Nacktesten noch umkleidet wie mit
 undurchsichtigem Tuch.
 Und schon am Spätnachmittag, sechstausend Fuß hoch,
 luftleere Einsamkeit dich umwiegt, daß dein Blut
 unruhig in den Schläfen fliegt,
 Bis endlich mitten in deinem Unbehag und Kopfsweh
 vor dir Numara Eliya mit seinen Landhäusern
 liegt, wie eine kleine Flotte auf hoher See.
 Frank, kühl und einsam blinkt schmucke englische
 Häuserrotte auf den Bergwiesen,

Wie ein europäischer Gedanke auf der Stirn asiatischer Riesen.
 Mir war, als hätt' ich Europa erreicht wie ein Telegramm, das als elektrischer Funken mit Schnelle über die Erdteile kam.
 War vor einer Weile noch mitten in der Urwälder Gefälle, hatte morgens noch über mir die Sonne gleich einem glühenden Keile
 Und stand jetzt hier an eines Hotels echt englischer Schwelle, sah Landhäuser umhergestreut, Vorgärten, Erker, Straßenlaternen in der nebeligen Abendhelle,
 Als würde ich noch heut' von einem heimatlichen Wiedersehn erfreut. Und nur noch das luftleere Gepoch in meinen Adern redete mir vom Habern meiner Ungläubigkeit.
 Unfähig zu denken, zu hören, zu sprechen, konnt' ich nur einem tiefen Schlaf noch Zeit und Glauben schenken,
 War wie ein Vogel, der sich gar zu hoch verstiegen, und mußte schlafen unterm Fliegen.

Umblick von Nuwara Eliya

Ich besuchte keine der verbrannten Städte, die im Innern von Ceylon als Haufen Steine liegen, jene Ruinenzeichen aus unbekanntem Reichen. Häuser sind dort zerfallen, die einst höher waren als Europas höchste Kathedralen,
 Und auch ein alter Baum ist drinnen im Land, der älteste, den man von Menschenhand je auf der Erde gepflanzt fand.
 Der heilige Bobaum, den brachte aus Indien nach Ceylon hin eine Frauenhand, eine Priesterin,
 Und er ist schon ein Zweig von jenem Baum gewesen, unter dem Gautama an dem Tag gefessen, da ihn der heilige Geist zur Buddhagöttlichkeit auserlesen.
 Der Zweig wurde Baum, überlebte Streit und Brandzeit und steht jetzt zweitausendzweihundert Jahre auf Ceylon im Weltraum.

Die Ruinen von Anuradhapura und Minitale, von
 Polonnaruwa, die Festung Sigiriya und der Fel-
 sentempel von Dambulla,
 Bei denen sind uralte Lotosümpfe, steinerne Elefan-
 ten und Kobras und die ungeheueren, getürmten
 Stümpfe von baumbewachsenen Dagobas;
 Helle Treppenstufen der Königinnen mit dem runden
 Mondstein an der Schwelle, gleich einer weißen
 Mondense, und turmhohe Buddhas,
 Und in manche der stummen Steinzellen sind von
 Künstlern eingegraben Leoparde und Gazelle, die
 sich jagen,
 Und die dreizehn heiligen Gänse, die in den Schnä-
 beln Lotosblumen tragen. In Anuradhapura ist
 auch der eherne Palast,
 Wo viele Frauen sich Mut gefaßt in uralten Tagen
 und baten, man möge ihnen das Gesetz der Selbst-
 aufopferung antragen.
 Die Königin Anula und Tausende Frauen, sie woll-
 ten gern das Sterben fürs Leben wagen. Und
 in diesem Land voll Steinspuren und Sagen,
 Wo Gedankenwelten und Kulturen und Göttlichkeiten
 errichtet wurden und wieder zerschlagen,
 Jagen auf den Urwaldfluren noch heute die wilden
 Beddhas, die nackten Jäger, die Pfeil und Bo-
 gen tragen,
 Ohn' andere Spuren zu hinterlassen als das Blut der
 erlegten Leoparden und den verscharrten Rest der
 Kohlenglut vom Lagerfeuer, an dem sie nachts
 saßen und starren. —
 Ich besuchte nur die Berglandschaft, die dort liegt im
 Himmelsraum wie ein Silberschaum;
 Und ich vermied, frühlingstfroh, alle Ruinen, die nur
 der Sehnsucht und dem Zeitschmerz dienen.
 Von Nuwara Eliya, hoch auf den Bergterrassen,
 führt manche Wegbreite zu den Paßstraßen mit
 der Aussicht auf grünblaue Weite.
 Dort ist der Adamsgarten an der südlichen Berg-
 lehne, wie eine bunte Mähne aus Blumenfeldern
 und Blumenbetten,
 Mit zierlichen roten Wegsteigen, die vor die Lotos-
 Dauthenden, Die geflügelte Erde

teiche hintreten; Waldbäche, rosig überblüht;
 Fruchtbäume, die sich ausbreiten,
 Mandeln, Orangen, Trauben und Feigen und die
 Blumen aller Jahreszeiten, die sich alle auf ein-
 mal zeigen und sich nicht um den Lebensmonat
 streiten.
 Dort in dem unsterblichen Gartenreich ist es Mai
 und August zugleich, ist die Brust gekühlt und in
 Glut,
 Als ob dir mit Lust und Vertrauen deiner Geliebten
 frischer Frauenarm, der sich erquicklich anfühlt,
 unter dem erhitzten Haupte ruht.

Kandy

Wie ein Wein, der, zuviel genossen, dir den Geist aus
 dem Blut reißt und plump macht und verdrossen,
 So weist die Bergwelt, die sich überschwenglich in
 hellen Brücken erschlossen, den Reisenden bald
 wieder herab von ihrem schwindelnden Rücken.
 Ich bin, bald wieder von der Bergansicht im Herzen
 entleert, umgekehrt, bergab gereist, und machte erst
 Halt auf halbem Weg,
 Wo im Bergwinkel in der Tropenzone Kandy in
 Palmen und Sonne liegt, wie eine liebliche Hin-
 dufrau ohne Kraft,
 Auf der Bergbank eingeschlafen nach einem Trank
 von betäubendem Mohnsaft. In üppiger Ruhe,
 wie ein Heiligtum in einer grünen Truhe, liegt
 Kandy.
 Bergbuckel stehen friedlich um einen kleinen See herum,
 und die Sonne geht trunken und groß über den
 Brotfruchtwäldern um,
 Als lebt sie vor Friede und Sättigung zeitlos.
 Die kleine Stadt liegt geschart neben ihrem achtecki-
 gen Tempelturm am See. Dort wird ein Zahn
 Buddhas im Wallfahrtskloster bewahrt,
 Denn das kleine Kandy ist schon alt und bejährt.
 In einem Ritschawagen fuhr ich nachts um die
 Biegungen des künstlichen Sees,

Der tot liegt, als wär er ein Stein. Kein Wellensprung auffliegt. Wie in einen Toilettenspiegel sehen die Palmenberge in seine Glätten hinein, Und immer war der Seeschimmer wie ein Silberdeckel, der still lag, als deckt er eine Welt zu, die darunter auferstehen mag, Wenn es ihr munter einfällt noch einmal vor dem Jüngsten Tag.

Die Talipotpalme

Wie viele von uns sterben und waren nicht im Leben! Diese Worte hörte ich von den Scharen der Tropenbäume sprechen,
Die sich vor Kraft hier in den Gärten von Kandy zerbrechen. Schaft bei Schaft, schier wie grünes Getier, Drängen sich die dicklappigen Blätter, die schlauchförmigen Zweige, vermengen sich die Zelte der Kronen zu einem einzigen Dache
Und hängen in der Luft wie große, grüne Lettern aus einer fremden Sprache. Die Tropenbäume, die nur immer lauschen,
Die nie geschwägig ihr Leben verrauschen, sie leben unterm Luftdruck, wie Gummi, geschmeidig und still, Als wüßten sie, wie Tiere gezähmt, schon voraus, wohin der Luftzug will. Dick mit Früchten und Blüten gebräunt zugleich,
Steht um den Kandysee das doppeltgesättigte Pflanzenreich. Und du hast im Tropenwald bald den Wirklichkeitsinn verloren,
Bist nicht unter Bäumen, bist wie von menschlichen, fleischlichen Wesen umgeben, fühlst, daß die Bäume ihre Glieder gebrauchen und wie Menschen damit leben;
Sehen wie Menschen auf dich nieder, nur daß sie mit tausend Händen in den Weltraum tauchen und ins Erdreich;
Sind Gestalten, die in den Regionen der verwesenden Erde und in den Lichtzonen wie zugleich im Tod und im Leben wohnen und walten,

Und sind unbegreiflich dem Kommen und Gehen, sie,
 die wie die Berge im Stillstehen mehr Wissen in
 sich vereinen
 Und mehr sehen als die Menschen auf wandernden
 Beinen. Du kannst die Bäume hier besser als
 in der Heimat beachten;
 Kannst sie, von der Tropenluft in allen Linien ver-
 größert, wie unter einer Lupe betrachten.
 Ihre Ruhe hat tiefere Andachten, ihre Gesteine gehören
 mächtigeren Blüten- und Fruchtfeiern an,
 Und du selbst gehst verkleinert an sie heran. Denn
 auch mit der Baumseele, die du sonst in der Hei-
 mat verstehst,
 Sich deine Seele hier in den Tropen nicht messen
 kann. Höre als Beispiel der Talipotpalme Lie-
 besgedicht:
 Keiner von uns sieht dem Leben mit einer Seele von
 ihrer Herrlichkeit ins Gesicht. Die Talipotpalme
 hat fürs Leben nur Zeit
 Bis zum Tag, da einmal goldgelbe Blüten ihr den
 Sinn der Liebe geben. Sie hat eine unerreicht
 göttliche Natur
 Und findet das Leben lebenswert bis zum Augenblick
 der Liebe nur. Sie kennt keinen Frühling all-
 jährlich,
 Kennt nur einmal ein herrlich Erblühen, zeigt nur
 einmal dem Himmelsraum eine goldgelbe Blüte
 und will keinen größeren Lebenssinn.
 Nach seinem einzigen Liebesfest stirbt der ganze ge-
 waltige Baum wie ein überflüssiger Rest.

Mondscheinfahrt um den Randssee

Ich fuhr eines Nacht in einem Rikscha rund um den
 See. Irgendwo hing der Mond wie ein Silberpfund,
 war noch nicht über den Bergen aufgegangen,
 Aber die höchsten Palmen standen schon wie versil-
 berte Spangen; wie in der Werkstatt bei den
 Juwelieren, tat blaues Email den ovalen See wie
 ein Medaillon verzieren.

Und hinterm Geäste regte der Mond seine Silberfeile, und das Mondlicht zerlegte die Bäume mit Geschick in ein vielgezacktes Mosaik.

Wie beim Silberschmied war man unter den Palmen zu Haus; wie Silberbarren und Silbergefäße sahen die Schäfte und Blattscharen am Wege aus, Als waren da Aaleen hingestellt von riesigen Silberpokalen. Und in langen Zügen standen die Kurven ungeheurer Raketen,

Gleich getriebenen Silberurnen und Silberkrügen. Endlich kam der Mond groß über den Berg, um im See die Nacht durch fruchtlos zu pflügen.

Ich fuhr unter der nackten Silberfracht in Mondandacht hin durch die mit Wohlgerüchen und mit Zinn- und Silberbildern bepackte Nacht.

Über mir stand das gezackte Astwerk, und aus dem schwülen Erdboden stiegen Glühfliegen und fühlen kreuz und quer

Und lassen groß, gleich lebenden Goldstücken, die Baumwipfel los und fallen über dich her und rücken wie Lichterblumen zu dir,

Und du brauchst dich nicht zu bücken, um die fliegenden Leuchtblumen zu pflücken. Und manche schweben wie Früchte schwer

Und kommen wie tanzende Haufen glühender Mücken von einem Bergabhange, als ging dort eine Juwelenaspange in Stücke.

Vor meinem kleinen Wagen war manchmal der dunkle, lange Indier unsichtbar im Weiterlaufen, verschwand im Finstern ganz in einem Laubgange.

Dann sah ich nur noch den Mondglanz von seinem schwarzblauen Haar, bis er plötzlich wieder wie der Schatten an einer hellen Laubwand war.

Diese nächtliche Geisterfahrt ging immer hart entlang am Seerand und Hügelhang. Aber plötzlich sprang mein Gespann, der dunkelhäutige Nischamann, Scheu wie ein Pferd in die Luft; seine Arme rissen den Wagen hoch, als wäre die Wagendeichsel eine Zange, — im Mondlicht kroch eine lange schwarze Schlange zum Dickicht.

Der Indier ruft einen Schrei und schleudert den

Wagen an der Schlange vorbei, als ob er eine
schreckliche Göttin erkennt, die er aus Furcht ver-
ehrt,

Und er rennt verstört, hört und sieht nicht, daß fast
dem Gefährt Rad und Speiche zerbricht.

Um den See wohnen Kobraschlangen und die faust-
großen Skorpione, und während in der Mondluft
unter den Sternen sich die fliegenden Laternen
der Glühwürmer über den Weg schwangen,

Drangen Getier und Schlangen vom Seeufer heran,
aufgeregt vom Liebeslied, das die heftigen Zikaden
im Buschwerk sangen,

Haben sie sich kriechend fortbewegt, haben sich quer
über die mondhellen Wege gelegt und lauschen
Den tausendstimmigen Instrumenten der Sehnsucht,
die sie berauschen.

Über Schlangen und Skorpione war mein Weg unbe-
wußt gegangen, indessen meine Augen mit Lust an
den Silbergeräten der Mondnacht gehangen,

Indessen mein Heimweh die Glühwürmer am See wie
Blicke der Liebsten aufgefangen.

Der Peradennia-Park bei Kandy

Als wären die Täler statt voll Blätter voll Schlan-
genhaufen, ist mir am nächsten Tag noch der
Nachtschauer durch die Kandylandschaft nach-
gelaufen.

Und es lag ein Behag und ein Genuß für mich in der
Gefahr, bei dem Bewußtsein, daß Todeswollust
auch in der seligsten aller Fruchtlandschaften war.

Dies brachte mir ein Zwielicht in die Tropenhelle.
Es saßen Leid und Lust auch hier in diesem Pa-
radies vor jeglichem Haus auf der Schwelle.

Ganz nah' bei Kandy ist ein reicher Garten. Dort
stand ich, wie vor Felsen, vor erstarrten Giganten
der Gummibäume,

Die ihre Wurzeln wie Klippenkanten hinstellten und
mit dem Silbergrau ihrer Stämme die Luft wie
mit einem Balkengebäude erhellten.

Dort gingen Wege unter blühenden Myrten, unter
 Muskatnuß und Nelkenbäumen; Kaffee, Brot-
 frucht, Tee und Kakao
 Stellen ihre Gerüche mit Wucht dir entgegen, und
 ihr Atem ist dir vertraut, und die Gebirge von
 Gerüchen sind aufgebaut über Blättern und Zweigen,
 Und über Gebirge von Erinnerungen und nicht auf
 ebenen Wegen mußt du durch die Tropengärten
 steigen. Auch wird man dir in ununterbrochenem
 Schweigen
 Des wie aus Leder stillstehenden Gartens bestialische
 Bäume zeigen; die sind gefüllt mit den stärksten
 Giften, stehen wie Riesen, scheinbar grün wie die
 andern, eingehüllt
 Und scheinbar tot, doch du bist schon von ihnen be-
 droht, willst du unter ihrem Laubdach wandern.
 Sie strömen Nachtdämpfe aus dem Leib ihrer
 Stämme,
 Und schon ihre Nähe wirft dich in Todeskrämpfe.
 Sie sind pflanzengewordene Ungeheuer, die sich
 wie Schlangen mit Gift verschanzen,
 Die mit friedlichen, grünen Lauben am Wege hocken
 und machen das Blut dir vor Entsetzen stocken,
 trittst du in ihren Frieden, den tauben.
 Auch dieser Garten wurde mir schaudernd lieb wie
 mein Lebenstrieb, wie mein Lieben und Sterben,
 Dieser Garten mit seinen Holzriesen, die sich wie
 Festungen erheben; mit seinen Fruchtbergen, die
 sich dir willig geben, mit seinen Gebirgen von
 Gerüchen, die um deine Gunst sich bewerben,
 Und die dir nachlaufen mit Inbrunst; mit seinen far-
 bigen Blumenbäumen, die mit Blütenhaufen,
 gleichwie mit gelb und roten Scherben,
 Den Boden im Kreis rings um die Stämme färben;
 und lieb wurde mir auch sein Todesschweiß, Gift
 und Verderben.

Bei den Arbeitselefanten von Kandy

Die Lust der Landschaft gibt dir Lebenskraft. Und hügelan und hügelab bestaunt' ich um Kandy den Erbsaft, der als Palmenschaft oder als Reisfeld ins Tageslicht aufgafft.

Bananenblätter standen dort gleich menschendicken Halmen, in grünen Bänden, unter dem roten Bast der Kokospalmen.

Und drinnen klemmen sich kopfgroße Nüsse, von Zentnerlast, als sind die Palmen Akrobaten, welche Gewichte stemmen.

Im Dickicht tiefer Dschungeln verdunkelten Kolosse der Arbeitselefanten mit hohem Rücken fast das Tageslicht.

Sie stehen finster, Schicht an Schicht, in schwerfälligem Trosse und wiegen auf und ab den Rüssel in ihrem vorsündflutlichen Gesicht.

Sie schleppen Bambusreisig zu Bündeln hier zusammen und müssen große Stämme rammen und wie Tagelöhner fleißig sein;

Und Eisenketten klirren an ihrem klumpigen Bein, und alle, ohne sich je zu beirren, arbeiten weise im Verein.

Die ungeschlachten Körper sind wie wandelnde Massen Granit. Es saßen leichte, nackte indische Knaben Auf den Elefantenschädeln wie auf lebenden Thronen und bewachten der Tiere bedächtigen Schritt. Der Elefanten Stoßzähne faßten zu,

Und wie eine Riesenraupe schlingt sich im Nu der Rüssel um die Lasten. Mit gewichtiger Ruh', ohne zu hasten, und mit Gleichmut in den Nieren Arbeitet emsig jeder Koloss und will willenlos dem indischen Knaben dienen.

Und diese Tiere, welche Macht und Dohnmacht zugleich in ihren Riesenleibern haben, und deren Geduld nie stockt, sie traben mit Bedacht im Takt,

Wenn der Mund eines Knaben einer Flöte ein paar Töne entlockt. Dann ist's, als ob das winzige Elefantenauge blizt wie eine schwarze Erbse, die in einem riesigen Schädelknochen sitzt,

Und der dicke Elefant lacht, denn die Flöte hat ihm
 die Arbeitskette leichter gemacht, und der Elefant
 fühlt sein Herz schwärmerisch pochen,
 Und er vergißt, daß ihn eben noch die eiserne Har-
 pune des Treibers bis aufs Blut gestochen, und
 die Stimme seines Wohlbehagens ruft mit schmet-
 ternden Trompetentönen wild in die Waldluft.
 Wenn die Palmen am Mittag lange Schatten schrei-
 ben, treiben die Knaben die Elefantenherde zum
 Flußgraben, wo sie Ruhezeit nach der Arbeit haben.
 Und das schlammige, flache Wasser kommt, um die
 heißen Tierleiber zu laben. In ihrer Länge und
 Breite legen sich, wie schwere Säcke,
 Die Elefanten in das Flußbett wie schlafend, aus-
 gestreckt auf einer Seite, ohne sich zu bewegen.
 Nur eine Wange oder ein Aug' oder ein Riesen-
 ohr sehen aus dem Wasser hervor,
 Der Ohrlapp wedelt; der Rüssel, der sich schlapp wie
 eine nasse Schlange rollt und bligt, zieht Wasser
 ein, das er in dicken Strahlen hoch in die Lüfte
 spritzt.
 Ruhig, auf dem Kopf des Leitelefanten, im Wasser,
 sitzt der Flötenspieler wie auf den Ranten einer
 Klippe, und seine Lippe lockt Melodien,
 Und solange sein Lied nicht stockt, bleibt die Herde
 gelagert im Fluß, wie unbewegte Brocken dunkler
 Erde.
 Und alle lauschen, und manche stöhnen, als wollten
 sie mit den Tönen ins Nirwana fliehn, indes die
 Flutwasser beständig mit dem Flötenlied lebendig
 rauschen und hinziehn.
 Die kleinen Flötenlieder der Indierknaben haben die
 großen Elefantenknochen und Elefantenglieder
 gleichwie in Ohnmacht hingeworfen und zerbrochen.
 Alle liegen tot im Wasser nieder, als hab' sie die
 Flöte tiefer als die Harpune gestochen. Als sei
 ihnen der Knabe aufs Herz getreten,
 So herzerreißend trompeten durch die Waldschlucht
 mit Wucht die Rüssel, die großen; als ritten
 Dschungelheimweh und Liebessehnsucht auf den
 gefesselten Kolossen.

Der Tempel des heiligen Zahnes

Der Randsysee sah immer flach und ohne Sturm der Sonne nach, war im Sonnenschimmer wie ein heller Glasteller in einem grünen, runden Zimmer. Dem See nahe stand die Tempelmauer und ein kurzer Tempelturm mit spitzem, braunem Ziegeldache. Beide waren von uralter Dauer.

Wie eine Nippsache in einem ruhigen Salon blinkt der runde Tempelturm mit seinem Steinbalkon. Weiße Steingeländer sind auf der Tempelmauer, Und gezackte Zinnen verkleiden die Mauerränder. Der kleine Turm aber steht wie auf einem Schachbrett, kurz und gedreht,

Wie ein gedrungenener Zwerg, der da hockt, von der Beschaulichkeit an den See gelockt.

Ich warf einen Blick hinter die Tempelmauern, wo im gepflasterten Hof die Wohlgeruchverkäufer, Honig Händler und Jahrmakttbuden den Vetern aufslauern.

In kahlen Steinhallen stunden ein paar Altäre in Nischen, die sich mit Goldbildern beluden und mit Buddhafiguren aus Bergkristallen,

Mit Kerzen und Goldkram und mit den Schmerzen und Sorgen und Gebeten der indischen Pilger, die schon im frühen Morgen zu Haufen hinwallen und zu den Symbolen flehten.

Mönche mit rasselnden Blechbüchsen lassen sich den Eintritt bezahlen, Kinder und Hunde tummeln sich zwischen den Stätten der Weißen mit den Pfauen, Tauben und Papageien.

Sie folgen Schritt um Schritt, und es ist erst Ruhe von dem Jahrmaktttschreien, wenn man den kleinen achteckigen Turm drinnen auf einer Steintreppe betritt.

Hier hab' ich, fern vom Weltstreit im achteckigen Turmgemach aufgereiht, die ältesten Bücher Indiens gefunden; sie sind auf Palmenblätter geschrieben. Aber mehr als zu den Reihen der Bücher trieben mich meine Augen auf den Turmaltan, der sieht sich drunten den See an und droben den Himmel, den freien,

Wie einer, der sich weder vom Irdischen noch vom
 Ewigen trennen kann. Und ich vergaß fast auf
 dem Altan vor der Landschaftsruhe,
 Daß ich mit meinem Schuhe zum heiligsten Ort ge-
 gangen nicht wegen der Landschaft dort, sondern
 wegen des Buddha's Zahn.
 Man öffnete mir dann im heiligsten Gemach einen
 goldenen Schrank, drinnen saß auf einer gol-
 denen Lotosblume der Zahn von dem heiligsten
 Mann;
 Aus Elfenbein, spitz und blank, sah er sich wie ein
 Zeigefinger an. Um dieses Stücklein Elfenbein
 war der goldne Schrein und der Tempelsitz und
 ganz Randy gebaut.
 Und auf diesen Zahn Indien vom Himalaja bis Cey-
 lon noch heute mit Ehrfurcht schaut. Doch daß
 der Zahn falsch sei, keiner sich laut zu sagen ge-
 traut.
 Das hätte manchen verdrossen. Den echten Zahn lie-
 ßen einst die Portugiesen unter Pomp in einem
 Mörser zerstoßen und dann in die Winde zerstreuen.
 Doch die Sage erzählt, am andern Morgen kam auf
 dem Fluß eine silberne Lotosblume mit einem
 Zahn, einem neuen, geschwommen.
 Und die Indier haben Blume und Zahn in den Tempel
 hineingenommen.
 Wunderbar hört sich's an. Und wunderbar lang und
 spitz ist dieser falsche Weisheitszahn von Buddha,
 dem weisen Riesenmann.
 Eine Prinzessin brachte den echten Zahn, in ihr Haar
 gewickelt, her vom Festland übers Meer.
 Und ich dachte lange darüber nach, wie geliebt jeder
 Zahn dieses Mundes war, welcher einst von Weis-
 heit und Frieden sprach.
 Weiches Frauenhaar trug ihn heran, und es lag ein
 Frauenaug' wach Tag und Nacht, bis Frauen-
 bedacht den Zahn sicher unter das Tempeldach
 gebracht.
 Und später hat die Liebe der Väter einen zerstoßenen
 Zahn wieder neu gemacht.
 Denn Liebe hat sich niemals lange bedacht und sieht,

heißliebend, auch den falschen Zahn immer als
 echt an.
 Und Liebe kennt keinen Wandel der Zeit; wo einmal
 Echtheit war, betet Liebe stets zu dem Platz
 Und hört keiner Aufklärung Rede noch Satz, bietet
 sich ihr auch die Vergänglichkeit dar.
 Denn die Liebe ist des Lebens wunderbar Elixier,
 und sie überlebt alle Dinge mit dir, die sie an-
 betend umschwebt,
 Und sie sieht das Blut noch rot, das seit Jahren tot,
 und fühlt warm die Hand und das Wort,
 Das schon kalt ist wie die Wand, und wie der Wind
 wirkt sie fort und hallt, denn ohne Alter und ohne
 Zeit lieben sich Liebe und Ewigkeit.

Das liebliche Randy

Ich glaube nicht, ich hätte Randy so sehr als den
 süßesten Ruheplatz empfunden, hätte ich nicht vor-
 her die luftleere Höhe von Numara Eliya über-
 wunden,
 Jene Bergzonen, wo der Kopf dir leer und wie unter
 der Glocke einer Luftpumpe schwer wird, wo
 deine Gedanken und Gebärden wilde Wesen wer-
 den wie Fakire in gepeitschten Askesen;
 Wo nur am Südhang Blumen leben, aber sonst Kie-
 fern und Wälder aus Moos dich, ohne Sang,
 lautlos, und wie verschrumpfte Gesichter, um-
 geben.
 Und hier in Randy wußt' ich zugleich: eine halbe
 Tagreise tiefer war das Meer und Colombos
 Zimmetreich, war jenes Chaos aus Früchten, Sonne,
 Süße und Meersalzen,
 Tat die Hitze die Zimmetwege walzen, und gleich
 einem glühenden Riesenspiegel war die See bei
 den strotzenden Kokosgärten,
 Hitzig, gleich einem Brennglas, wo die Salzlust an
 der Pflanzenhitze sog und fraß, als wenn sie beim
 Chaos am Futtertrog saß.
 Aber wie ein glänzend Eiland zwischen hoch und tief,

zwischen Luftleere und dem Meere, schlief in der
Mitte das winzige Kandy
Und rief alle Väter im Schwarme vom Erdteil In-
dien, wie die Liebste den Geliebten, in die heim-
lichen Arme.

Ceylon-Juwelen

Tagelang, mit der Geduld ewigem Faden, erwartete
ich in Colombo das Schiff, denn ich sollte mich
jetzt in das fünfte Meer verladen,

Und ich war wieder wanderfroh und hatte Lust, noch
in drei neuen Meeren zu baden.

Ich saß wieder im Wandelgang im Erdgeschoß im
Galle Face-Hotel. Hell hielten Juweliere dort
ihrer Laden Spiegelscheiben blank,

In jedem gläsernen Schrank funkelten voll Über-
schwung die rosig blauen Ceylon-Rubine, die däm-
merblauen Amethyste,

Die Mondsteine, die glasgrauen, als wären Spiele
dort geisternder Augen von vielen Frauen, die
ohne Körper leben und mit Schauen und Funkeln
sich vom dunkeln Samte heben.

Mit hohen roten Mitramügen, aus feinen Vinsens-
strohen geflochten, standen vornehm die Juweliere,
gleichmütig und unangefochten, unter den Kreuz-
feuern von teuern, reichgeschliffenen Brillanten.

Und um sie brannten die Steine wie Lichtschnuppen,
die abgefallen von ihren Dochten. Wie Magier,
die ihre Kräfte kannten und sich mit keiner Miene
rühren, saßen die Juweliere,

Lassen ihre Juwelen durch die Fenster auf den Stra-
ßen kostbare Gelüste in den Vorübergehenden an-
schüren.

Und unter den Türen erscheinen die Käufer, die mei-
nen, daß sie sich die Edelsteine betrachten, und
beachten nicht, daß die Seelen der Steine sie über
die Schwelle brachten.

Wie schöne Frauen, die sich getrauen, mit ihrer Augen
Scheine zu verführen, so ziehen die Juwelen mit

Quälen und als Tyrannen ihre Käufer an, die
 sie sich aus der Masse von der Straße führen.
 Die Edelsteine sind heikel in ihren Seelen, nicht jeden
 ziehen sie an, aber bei manchem werden sie nachts
 gleichwie zu Gewürmen und verlassen sein Hirn
 nicht und wollen ihn mit Bitten bestürmen,
 Bis er nachgibt seinen unbewußten Schritten und
 seine Hand in die Tasche schiebt und sein Gold
 zahlt für ein Schmuckstück, das ihn liebt.
 Denn kalt tut ihm der Schmuck rücksichtslose Gewalt
 an, und er wird für ihn zu einer Gestalt, der
 sein Gedanke Tag und Nacht galt.
 Bis er unter dem Druck kaum noch schnauft, bis er
 kauft und den Preis hinlegt für den Schmuck,
 der sich in Liebe für ihn hinter den Glasscheiben
 aufregt.
 Vergleicht man Juwelen mit Frauen und will von
 ihrer Liebe schreiben, so tat ich mich oft in Co-
 lombo beweiben.
 Rubine, Amethyste und Mondsteine taten mir das
 Gold aus den Taschen stehlen, und viele taten
 mich in Liebe wählen.
 Und als ich später zum Schiff ging, fand ich an jeg-
 lichem Finger der Hand einen anderen kostbaren
 Ring.
 Denn das Herz hängt sich gern an irgendein glän-
 zend Ding, ist ihm die Liebste zu fern;
 Und mich hat es zu den Juwelen gedrängt. Und in
 meine Koffer schloß ich in Eile die Ketten aus
 Silber und Mondstein und Haarpfeile aus Ru-
 binen ein.
 Und ich konnt' sie kaum zählen. Es war mir, als
 reißt' ich jetzt nicht mehr allein,
 Bei den Silberketten, die licht flackern, sah ich der
 Liebsten Nacken,
 Bei den goldnen Haarpfeilen durst' ich in Gedanken
 in den Haarwellen der Liebsten weilen,
 Und der Schmuck brachte mir flüchtigen Frieden und
 flüchtiges Glück,
 Es stak für mich dran von der Liebsten Leib ein feu-
 riges, glänzendes Bruchstück.

Abschied vom glänzenden Eiland

Und ich verließ das palastgroße Hotel mit seinem
Fremdentrosse, seinen Fenstern, die immer von den
lärmenden Rabenscharen umschrieen,

Seinen Palmen und seinem Gartengrase, das immer
von der Meerbrandung bespieen. Das Hotel,
darin die Reisenden wie auf einer Weltstraße

Zwischen vier Weltteilen aus- und einziehen. Und
ich mußte: ich verlasse zugleich jetzt die braune,
indische Rasse, mußte fort über den fünften Meer=
weiher,

Fort von den indischen Augen, die beweglich sind wie
kugelige Eier, deren Pupillen nie alltäglich blicken,
die ihre Gedanken, wie unermüdlische schlanke
Reiher, im Flug ins Nirwana schicken.

Ich verließ eine Welt, die das Irdische überwand,
weil es ihr so gefällt, die den Widerstand auf=
gab und sich dann unbedroht fand,

Und war mehr als mit dem Leben bekannt mit dem
Tod.

Ein großes englisches Schiff im Hafenwasser von
Colombo stand. Das rief mit seinen Abfahrts=
signalen die Reisenden in kleinen Booten wie auf
Muscheln herbei.

Und ich stand bald an Bord, fand mich endlich wie=
der auf echt europäischem Boden, sah europäische
Damen mit Frühlingshüten und in den Kleidern
der letzten Moden.

Ich seufzte, weil jetzt die einfachen indischen Lappen
verschwanden und die nackten, braunen Gestalten,
die sich vorher zwei Monate vor meine Blicke
hinmalten.

Doch nach Tagen gewöhnt' ich mir in Schnelle Eu=
ropa wieder an, sah von der Schiffschwelle In=
dien schon bald wie ein Bild von Sagen an,

Und ich behielt nur noch am Finger die Ceylonringe
als einzige indische Wirklichkeitsdinge. Und sah
ich mitten im Meerglanz in meiner Edelsteine
Feuer,

Wurden sie mir, wie ein indischer Gruß an der Hand,

lieb und teuer, als letzter Glanz vom „glänzenden Eiland“.

Ich hab' schon gesagt: wenn die Liebste weit ist und fern, hängt das Herz sein Feuer an Glänzendes gern.

Aber auch glänzend sind die Tränen, glänzender als die Juwelen, und aus beiden sprühen der Leidenschaften Seelen.

Tropengewitter bei Sumatra

Das Schiff zog mit mir stumm nach Osten fort, nur meine Gedanken sahen sich noch nach Indien um und sprachen von Indien ein letztes Wort.

Aber das Schiff ging geradeaus, wie ein Riesenschneckenhaus schleppt es sich ins Meer hinaus und streitet und ficht, indessen es Wasserwände durchbricht.

Die Welt bleibt drei Tage außer Gesicht, indes das Meerwasser ungereimt und gereimt durcheinander spricht.

Das Schiff erscheint dir zuletzt, als sei es angeleimt, zwischen Himmel und Wasser festgesetzt, weil nur immer die Leere um dich aus Luft und Wellen schwägt.

Auf der Schiffspromenade, unter den tropenhellen Kleidern, zwischen den Passagieren, tat sich ein dunkler Fleck hin verirren, der meine Augen bannte.

Ich erkannte jene Dame, die auf einem Aug' blinde, und ihre schwarze Augenbinde rannte an mir vorbei in der Menschenmasse.

Zum dritten Mal ich sie auf der Weltreise wiederfinde, und wie zu einer kleinstädtischen Gasse wurde mir die ungeheure Weltenstraße,

Die sich um Erdteile und Wassermüsten spannte, auf der man sich grüßte und beim Namen nannte und wieder Nachbar wurde bis zur nächsten Küste.

Und Sumatra lag nah', als ich am dritten Tag vom Rand des Schachbretts sah, das zwischen mir und jener einäugigen Dame am Promenadendecke stand.

Als dicke, verummte Waldberge entstiegen Sumatras
Erdrinden dem Meer ähnlich den plumpen Bären-
rücken; ähnlich wie mächtige, dunkle Särge
Schwammen dort finstere Stücke hohen Landes. Daß
Menschenfresser dort den schwarzen Strand be-
wohnen, erklärte mir die Dame, hindeutend mit
der Hand.

Spät noch am gleichen Nachmittag schlug uns ein
Sturmwind Schlag auf Schlag, ein tropisches
Gewitter garte, das Schiff im gelblich überhitzten
Himmel lag.

Schnell schlugen Blitze lange Wolken auf und waren
nicht zu zählen, als ob gleich hundert Messer mit
weißen Klingen gelbe Früchte schälten.

Der Tropenregen raste, wie eine Bestie mit Geschnauf,
und Donner explodierte, als wären Meer und
Himmel Panzerplatten,

Als ob in einem Festungswerk ein ganzes Lager von
Granaten an den vier Enden wild kreperte. Von
Sumatra stand nur ein Schatten als Nebelwand
noch nah?

Die Damen und die Herren hatten sich eben fürs
Diner mit großem Glanz gekleidet; da setzte sich
die Blinde zum Klavier und spielte allen Blitzen
auf zum Tanz

Und allen Augen, drin das Schwefelfeuer spielte, in-
dessen Blitz um Blitz auf Fracks, auf weiße Schlep-
pen und Brillanten zielte.

Gezähmt allmählich, schwieg des Himmels Feuer lang-
sam wie gelähmt, und nur das Meer lag noch
wie ungekämmt und aufgestemmt hoch an des
Schiffes Steuer.

Und die Gesellschaft, die noch eben, unter den offenen
Kabinentüren, dem grellen Schüren aller Blitze
zugesehn,

Konnte jetzt lachend unter dicken Sternen am nassen
Abenddeck spazieren gehn. Der Dinnergong rief
laut zu Tisch;

Gelassen sprach zu mir die blinde Dame, und 's ging
ein Gruseln über ihre Haut: „Die Menschenfresser,
die in Sumatra am Ufer saßen,

Dauthenden, Die geflügelte Erde.

Sie passen auf die Dampfer auf und wünschen ihnen
Sturm und Wettermassen. Wär' nicht das Glück
hier mit im Schiff,

Wir saßen jetzt vielleicht auf einem Riff, und jene
Wilden fräßen uns heut unerschreckt zur Dinner-
stunde; ach, doppelt schmeckt mir nun ein jeder
Bissen in dem Munde.“

Antworten konnt' ich nur zerstreut und ging mit ihr
zum Speisezimmer. Mich hatte Sehnsucht, schlim-
mer gewiß als jeder Menschenfresser, im Gebiß
Und hat mich wieder, immer wiederum gekaut und
hat die Mahlzeit stets mit jedem Tage stumm an
mir erneut.

Eine Stunde in Penang

Penang, am Eingang der Straße von Malakka, lag
in den Morgenstunden nah', und Boote, an Ge-
stalt wie eine Flotte grüner und roter Fische

Mit blauen, runden Augenpunkten, angemalt am Kiel,
nahmen sich unser Schiff zum Ziel. Die Boote
brachten alle Passagiere für ein paar Stunden an
das Land,

Wo sich ein seltsam blaues Licht über dem Land-
schaftsbilde fand. An diese Stadt schien stets ein
seltsam blaues Licht gebunden.

Mitten in einer ewigen magischen Bläue alle die kal-
tigen Häuser stunden; ich habe nie, in keiner
Stadt, wieder dies magische Licht auf allen Din-
gen je gefunden.

Als wenn die Penanghäuser am Tag mit Phosphor
sich blau bemalen und zu leuchten anfangen, als
wenn statt der Sonne des Mondes Strahlen bläu-
lich über den weißen Mauerwänden hingen

Und überm Palmenlaub und allen Gegenständen. Ich
gehe nicht irr, denn es ist nicht allein mir auf-
gefallen.

Ich kaufte bunte Postkarten ein, die alle eine Phos-
phorbläue über Laubberge, Wasser, Häuser und
Menschenstirnen himmalen, über Hunde und Gähle.

Es ist, als stehen die Häuser blau, unwirklich dort
wie in Verwesungsfäule, als müßten der Sonne
Tropenbrände hier durch die Wände gehen,
Als müßten, überhitzt, der Wirklichkeit Steine und
Gelände wie elektrische Scheine verwehen. —
In den Gärten blühten rote Bäume, die waren wie
scharlachne Korallen, und in allen Gärten standen
Reihen mannshoher Porzellanvasen,
Die trugen Blumenschalen und standen wie helle
Porzellanalleen auf dem Rasen und waren, als
ob alle Gärten wie gepuzte Porzellanfälle in den
Himmel starren.
In den Menschen der Stadt schien mehr gelbes Blut
als rotes zu rollen. In den vollen Straßen saßen
halbnackt da die ersten gelben Chinesen, die ich
auf der Weltreise sah.
Und selten ist ein braun indisch Gesicht darunter ge-
wesen. Und vor den Häusern wanden sich die
ersten chinesischen Riesenlettern auf langen pur-
purroten und goldenen Brettern.
Schwarze Riesenschmörkel, die von den Dächern bis
zum Erdboden rannten. Diese Buchstaben kann-
ten kein irdisches Nirwana mehr,
Sie schlingen sich, wie geschwänzte Drachen um Dra-
chen, die das Leben mit offenem Rachen bezwingen.

Sternennacht in der Malakkastraße

Dann zwei Tage weiter in der heißen Malakkastraße
nach Süden, und die Nacht war vor Hitze schlaf-
los allen Müden.
Es kochte die Dlfarbe der Schiffswand und klebte an
deiner Hand, und wie im Fieber pochte nachts
jeder Stern, und das südliche Kreuz stand wie
eine Lichtgarbe.
Und die Sternscharen waren wie die Lampen von
Riesenstädten und belebten nachts die schäumenden
Meerrampen.
Eintönig im Takt fauste in der Tiefe die Schiffs-
schraube, und über die Schiffsgeländer brauste

der Schaum auf, als spräche die Nacht aufgereggt für Taube.

Die Passagiere hatten ihre Matrazen aufs Deck bringen lassen, denn zu heiß war es drinnen unter dem Kabinendach,

Und man lag auf dem Boden des Deckes wach mit den Augen zwischen Meer und Sternmassen. Ich sah Sterne erscheinen und wieder verwischen,

Und es war mir, als hört' ich die Sternschnuppen im Meerwasser verzischen. Das bergtiefe Meer lag unter meinem Kopfkissen,

Und ich horchte diese Nacht hin und her und wollte gern mehr wissen von den Wellen, die nie landen und, wenn sie kaum starben, wieder auferstanden.

Aber das Ganze rollte ohne Anfang und Ende, und wenn auch die Wellen scheinbar Bände voll Lieder sangen, du findest nie einen Text,

Wie auch in Fieberreden die Meerstimme anwächst, des Wassers unstete Hände konnten immer nur, wie tausend Mühlen, ums Schiff wühlen,

Und alle Wasser konnten immer nur eine Antwort anfangen, aber dann riß Ungeduld die Säge fort, biß halbe Säge ab,

Die durch die Nachtstille durcheinandersprangen wie ein endloses Geheze. Denn dem Meerwasser fehlt es am starken Willen zum ruhigen Wort,

Und die gewaltige Meernacht konnte nicht einmal ein kleines Menschenohr mit ihren Gesprächen stillen.

Ich horchte mich müde, und das heiße Nachtmeer gor und kam mir trotz allem Sprechen ohne Sprache vor und konnte nur Schaum versprühen.

Und wie mit ewigem Herzbemühen stampfte unter mir im Schiffsbauch der Maschine Rumor, und es war, als erhitzte das große Sternfeuer das Nachtmeer,

So daß das Schiff in allen Poren schwitzte, als ob die Eisen ihm glühen, und als könnte jede Welle Schiff und Menschen verbrühen.

Und, Ruck um Ruck, trieb mich der Wellen Druck durch den Weltraum, als hätte ihre und meine Sehnsucht nicht Zeit zu Schlaf und Traum.

Mir war, als müßte das Schiff auf dem Meere von
 meiner Herzschwere zur Tiefe kippen, und tief in
 meinem Leib brannten die Adern und Rippen.
 Nur Meersalz fiel auf meine Lippen, und ich schmeckte
 es in meinem Munde, und jede neue Sehnsucht-
 stunde war meinem Blut ein Wellenbrecher,
 Und durstig standen meine Augen wie leere Becher,
 und über mir wanderten unter dem gleichen Sehnsucht-
 sdruck der Sternschnuppen Heere
 Und zerbrachen, gleich erstürmten brennenden Schan-
 zen; und gleich einem Wahnsinnsspuk sah ich den
 Phosphorschein eines neuen Sehnsuchtstages
 Von Osten her über Meer und Schiffsbrücke tanzen.

Einem Augenblick in Singapore

Von Singapore erschienen Inselzinnen, und in dem
 Meerzimmer, in das Grüne von Landbergen mußte
 sich mein Schiff, der mächtige Meerhüne, einpferchen.
 Ein langes Lagerhaus fand sich auf der Hafenmauer
 der Stranddüne, dahinter Gärten unter kühlem
 Schattenschauer. Wir sollen den ganzen Tag Koh-
 len hier einholen;
 Und wieder ging jeder Mann ans Land. Hinter
 Kohlendunst eine große Gruppe von Wanderer-
 palmen am Lagerhaus stand,
 Die spreizten ihre Fächerblätter breit, als ob große
 schwarze Pfauen am Himmel Räder schlugen,
 wenn Brunst und Eitelkeit sie reizten.
 Sie sind Wandererpalmen benannt, weil asiatische
 Wanderer, welche sich heißgerannt, ihren Palmen-
 saft in den Wüsten anzapfen, um dann mit neuer
 Kraft weiterzustapfen.
 Hinter den Gärten schlug bald das Stadtgewühl von
 Singapore, mehr als das Meer vorher, lebendig
 um mein Ohr. Giftgrüne und indigoblaue Häu-
 ser der Chinesen,
 Behangen mit menschengroßen, purpurnen Papier-
 laternen, ließen auf diesen rotglühenden Kugeln
 wütende, schwarze Riesenlettern lesen.

Chinesenfrauen in rosa und blauen und ockergelben
Seidenmänteln schauen unter den offenen Türen
deinem Wagen nach, und drinnen im polierten
Gemach

Brennen schwach kleine Kerzen. Winzige Götter auf
winzigen Schiffen, auf Wellenbergen aus Kachel-
stein, stehen wie Bilderkrusten auf dem Dach,

Als wimmeln über den Ziegeln die Länder von Zwer-
gen. Und kleine, bunte Kachelblumen, Steinfrüchte
und Steinpapageien pressen sich erhaben als Bil-
dergesimse über Fensterreihen.

In allen Straßen drängt sich ein Eifer und ein
Schreien; Handelsleute, die einen gelassen, die
andern geschäftig und mit Geifer, um die Gunst
des Augenblickes freien.

Ausrufer schnarren, Eisverkäufer, Fleischkarren fah-
ren über die Steine. An jeder Stelle eilige Beine
und Hufe um alle Häuser scharren.

Auf mancher Schwelle sitzen, wie am Eingang von
Höhlen, Frauengestalten, die ihr schwarzes, offenes
Haar einölen. Chinesenmänner lachen sie an wie
gelbe Narren,

Und die Weiber grinsen und starren wie betrunken,
in das Feilschen und Hasten der Straße versun-
ken, als berechnen sie des Lebens Zinsen,

Während sie unter losen, blauen Lumpen ihre bloßen,
gelben Brüste vorsichtig prüfen und betasten und
ihren Leib, der wie der Geldsack ist bezahlter
Gelüste.

Und große, starke Chinesenfrauen kommen gegangen
in weiten, schwarzen Shirtinghosen und schleppen
an Stangen Gefäße und Waren

Und rufen mit gelben, vollen Wangen und plaudern
lachend zu denen, die unter den Türen beschäftigt
mit dem Salben von ihren schwarzen Haaren und
ihrer Brüste und Warzen.

Und winzige kleine und feine Chinesenfrauen, duftend
nach Seide und kostbaren Harzen, ließen sich im
Festkleide im Ritschawagen zu den Tempeln tragen

Und sahen sich an wie Blumen aus Porzellan und
erschieden gemessen mit zierlichen und stillen Mie-

nen und machten alles Verdienen und den Straßenlärm für eine Sekunde vergessen.
 — Zur Abendstunde hab' ich wieder auf dem Schiffdeck auf meinem Segeltuchstuhl gefessen; und wie die Ankerketten frachten,
 Begann es in den Gartenwegen am Singaporeufer zu nachten. Die Gruppen der Wandererpalmen standen noch ungeschlacht und unverhüllt in dem Abendhimmel,
 Der hat sich mit Frachten von goldenen Wolken, wie mit Bergen von roten Drangen, gefüllt. Und wieder sah ich in einen sterbenden Tag,
 In das Unendliche, Wandelbare, mit dem sich kein Sterblicher versöhnen mag.
 Viele Reisende waren am Morgen vom Schiff fortgegangen, und neue kamen über die Schiffspromenade gegangen,
 Und viele weltreisende Damen gaben den Herren, eh' sie sich trennten, ihr Dzeanbuch mit dem Gesuch, die Seemeilenzahl, die man zusammengereist, darin einzutragen
 Und den Breitegrad, darauf man zum Abschied sich empfahl, denn man war nicht mehr wie Anno dazumal
 Mit Stammbuchversen der Freundschaft sentimental, und mehr real, genügten den Damen von heute der Breitegrad und die Seemeilenzahl.
 Denn diesen Meer-Gewohnten wurden die Seelen zu Riesen, die die Wandertage kommen und gehen ließen
 Und sich stellten, als ob sie sich mit dem Wandelbaren versöhnten.

Die Hure der sieben Meere

Als der Dampfer von Singapore in die Meerwildnis weiterrannte, nannte von dieser Stund' ab ein jeder Mund eine spanische Dame an Bord
 Und pries sehr die wundervolle Unbekannte, die sich eingeschifft hatte mit der Reisenden neuem Heer.

Die Herren der ersten Klasse bildeten Spalier an
 den Deckbarrieren der zweiten,
 Um die Dame mit kreuz und queren Blicken zu be-
 ehren. Und von allen Seiten tat man sich um
 ihren Anblick streiten.
 Ein italienischer Baron, den ich schon vom Roten
 Meer her kannte, stellte mich bald der Spanierin
 vor, deren Name bald lauter als der Schiffsmaschinen
 Rumor von Ohr zu Ohr rannte.
 Sie, die alle Blicke wie ein Meerwunder bannte, ge-
 schmeidig und zierlich kam sie daher, ungewiß an-
 gefaßt von ihrem dünnen Spitzengewirr,
 Daß sie in Hast mit den feinen Knien im Gehen
 fast zerriß; und sie machte das Meer irr. Sie
 tat vergnügt viel unnütze Dinge,
 Liebte vor allem meine Ceylonringe, zeigte die Kette
 der feinen Zähne, biß den Saum ab von ihrem
 kleinen Taschentuch und ließ nach sich ein Gemisch
 von Garten- und Tiergeruch.
 War schmal und fast unscheinbar anzusehen, aber ihre
 Blicke konnten dir nachsehen, flammig und wild,
 wie die Augäpfel von einem feuervergoldeten
 Bronzebild.
 Ein jeder hinter dem Schimmer von ihrem weißen
 Atlaschuh rannte. Immer, als ob sie lichterloh
 brannte, ließ sie die Leute hinter sich stehn, wie
 rotbeschienen,
 Und alle Herren zeigten ihr offen erhitzte Mienen.
 Ihr Haar war gewichtig schwer und sehr schwarz,
 und neben ihrem Haar her wurde fast hellblau
 das schieferfinstere Meer.
 Und die Augen dieser wunderbaren Frau sagten: „Ich
 will nicht ehrlich erscheinen, ich will offen mit
 allen Gesichtszügen sagen: Ich will nichts taugen,
 Will begehrtlich und zugleich beschwerlich denen werden,
 die meinen, man müßte lügen. Wenn ich auch
 keine Seligkeit erbe, dagegen läßt sich nichts machen.
 Mein Gewerbe ist, der Männer Leidenschaften anzu-
 fachen. Ob ich nütze oder verderbe, das scheint
 mir gleichgültig, wie mein Lachen, mit dem ich
 einmal reuelos sterbe.“

Und wenn sie so gesprochen, riß sie ihren Kopf zurück
 in den schlanken, freien Nacken und ließ die Rind-
 chelreihen ihrer Finger ungeduldig knacken.
 Sie war schon auf allen Meeren gereist als die Ge-
 liebte von hundert Abenteurern und Millionären.
 Sie konnte erzählen, daß sie auf jedem Meer
 anders heißt,
 Wie ein feuerfangender Geist, den sich alle Zonen
 wandelbar wählen. Sie machte kein Hehl aus
 dem Redefluß ihrer Gedanken und sprach ohne
 Schranken als der fünf Weltteile Venus
 Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis
 zum Morgen vom Liebesgenuß. Es war, als hätt'
 ich in ihr im Weltgewander den Dolmetscher aller
 Sprachen und aller Sinneslust getroffen.
 Sie sprudelte alle Weltidiome durcheinander, die
 schlechten und die besten, und ihr Blut war wie
 ein Wein, zusammengegossen aus hundert Kesten.
 Eines Abends sprang sie frisch mit Dolch und dä-
 monischen Gesten zum spanischen Tanz auf den
 Tisch, und dann, war der Tanz gar, wurde sie
 schillernd kalt
 Und unnahbar, wie eine Fischschuppengestalt, und
 sprang fort ohne Gruß und Wort und war gleich
 darauf wieder da und hat ihr Leben gemalt,
 Wurde gleichgültig alt für einen Augenblick, und als
 hätte das Meer ihr Geschick in Gewalt, hat sie
 oft trotzig über den Schiffstrand fort stumm und
 leidenschaftlich die Fäuste geballt.
 Sie hatte so viel geliebt, als es Wellen auf den
 Weltmeeren gibt, und sie sagt, ihr Herz in der
 Brust sei wie durchsiebt. Sie fühlte nichts mehr
 und mußte doch lieben.
 Nur die Gewohnheit der Lust ist ihr übrig geblieben,
 und der Handelsgeist, den sie mit der Liebe zeit-
 lebens getrieben,
 Wenn sie, dreist sich verhandelnd und verwandelnd,
 von Erdteil zu Erdteil gereist. Aber mehr als die
 Lust einer kecken Liebe liebte sie jetzt den Liebes-
 schrecken.
 Mit Opium, mit Haschisch versuchte sie aus dem Wust

ihrer Gefühle ein Gefühl zu wecken, und für einen Backfisch, sagte sie, brächte sie sich noch einmal um, als Unterhaltung zum Nachtsich.

Sie tanzte und plauderte unüberlegt, ohne Besinnen, am Abend hinter den Kabinen am Backbord. Zur Zeit, wenn die Tropensterne, herausfordernd wie Freier, am Himmel erschienen,

Dann wurde ihre Haut wie Honig so gelb und ihre Augen groß wie dunkle Flecken, die sich im Frühjahr zeigen aufgetaut. Und ihre Zunge ward lebhaft wie summende Bienen.

Und der Schaum unten am Schiff hat gegafft, und das Schiff ging still auf sein Ziel durch den leeren Raum, glatt durch die Nacht wie auf Schienen.

Aber diese Frau stellte die Augen im Lachen schief und sprach entfacht und lebte über aller Zeit und rief der Männer Geist heran von weit und breit

Und weckte eine Begehrlichkeit mit ihren zwanglosen Gesten; die war nicht zu bändigen, und das Weib mußte sich aushändigen dem Erstbesten zu Drgien, die glichen Totenfesten.

Denn mit den Resten ihrer Gefühle erlebt sie nur noch von der Liebe der Welt die fressenden Blitze der Tropenschwüle und sieht sich von den Begehrlichen wie von Gespenstern umstellt.

Sie fühlt sich bei Gewittern vom Himmel verfolgt. Sie flieht, sagt sie, in Singapore aus ihrem Haus in den Garten, aus dem Garten ins Haus, weil selbst ihre Haut die Blitze noch anzieht.

Sie wechselt die Kleider, weil ihr das Kleid im Gewitter graut, weil sie dem eigenen Kleid nicht mehr traut. Vor ihrem Gesicht fraß der Blitz einmal ihr Gewand,

In dem sie eben noch aufrecht stand, und das sie von sich geschleudert hatte im Garten mit ängstlicher Hand, weil ihr jeder Blitz nachlief wie eine feurige Ratte.

Und im Arm des Geliebten zur Nacht wird sie lahm vor dem Geisterschwarm, der im Dunkel durchs Türbrett bricht, vor dem Licht, das hereinwallt, und das zur Gestalt wird mit mächtigem Haar,

Die näher schwamm, die leuchtend zum Spiegel tritt
 und sich kämmt mit der Hure Kamm. —
 Ungedämmt ihr Lebensschauder war und ihr Geplauder
 gierig und ungehemmt, und damit sie weinen
 kann, muß sie auch dichten,
 Schreibt ihre Romane und Geschichten auf und läßt
 dabei ihren erlösenden Tränen und ihrem Lebens-
 wahne freien Lauf.
 Dieses Weib, mit ihren sieben und mehr Gesichtern,
 das ich hier beschrieben, tanzte wie ein Wetter-
 leuchten Tag und Nacht vor meinen Augen, um
 meinen Leib,
 Solange wir durchs chinesische Meer hintrieben. Aber
 mein Heimweh und meine Sehnsucht nach meiner
 Geliebten blieben wie das Schiff in stetem, glei-
 chem Gange,
 Und keines von der Spanierin sieben Gesichtern mein
 Herz herrief, kein Atemzug von mir ihrer Feuer-
 spur nachlief,
 Und ich sah auf die schöne Frau, auf ihre Haut im
 gelben Honigschimmer, immer so fern, wie am
 Nachthimmel ein jeder horchende Stern.
 Und es fielen sich unsere Blicke kaum an, wie die
 Tropfen vom Seeschaum, der schnell zerrann.
 Ich hörte auf die Herbe ihrer Worte, sah auf ihre
 gereizte Gebärde
 Und fühlte mich nur in meinem Heimweh als ihres
 zerschlagenen Geistes Gefährte.

Ankunft im Hongkongnebel

Am sechsten Tag änderte sich Luft und Meer. Ein
 Nebel, undurchdringlich, wurde grau zur Plage,
 und er veränderte die vage Ferne, und Berge
 Dampf, von Stund' zu Stund', stießen den Wel-
 len Knebel in den Schlund.
 Man roch an freien, blauen Meeresstellen das nahe
 Land schon an den lauen Pflanzendämpfen. Es
 war ein Kämpfen zweier Zonen; die schwüle Tro-
 penluft und eine kühle Erde

Verschmolzen sich mit wütender Gebärde, gleichwie das Chaos fühlender und hitziger Gefühle. Das Meeresrauschen schwieg und ward fast lautlos, ein Gespüle, das nicht mehr groß die Menschenstimme überstieg.

Die Passagiere alle begannen bald zu niesen, bald zu husten und in den Nebel still zu lauschen, und mußten alle weißen Tropenkleider mit grauer Straßenwolle schnell vertauschen.

Fast sorglos machte mich das Schauen auf das Gerolle jener Nebelmassen. Nach ewig blauem indischem Tropenlichte, das vorher ohne Unterbrechung lachte,

Erquickte jetzt das Nebeltuch, das einen Steingeruch des Nordens aus nassen, grauen Heimatgassen mit sich brachte. Und auf den blassen Nebeltafeln um mich her

Erschienen, mit dem strohgeflochtenen Segel, die breit herabgelassenen chinesischen Dschunken mit altertümlich schwerfälligen Mienen und streiften plötzlich nah und waren spurlos dann versunken,

Als ob dein Auge dunkle Drachentiere, mit Zackenflügeln und mit hochgehobnen Schweifen, erscheinen und verschwinden sah. Das Schiff kam jetzt zu hohen, bergigen Küsten,

Gleichwie ein Mensch, ein sehrender, zu langersehnten Brüsten. Und vornehm dehnten sich der Erde dunkle Glieder und lehnten sich zum hohen Himmel

Und stiegen würdevoll zu den Gewässern nieder. Gleichwie ein Saal, der dich empfangen soll und will dir auf einmal gleich alle Größe zeigen,

Lag Hongkong hier mit seinem „Tal des Glücks“ im Nebelschweigen, kam von den Bergen groß herabgegangen, und Haus bei Haus breit aus dem Boden schoß

Und sah mit hohem, luftigem Stockwerk weit. Doch Nebel floß wie toll und kam von neuem ins Geroll und quoll wie Baumwollballen und schloß dich aus,

Als ob die Welt zerfallen sich verzog ins Quere. Der Berg mit Häusern in die Leere flog, und du

nur bliebst allein und fühltest doppelt deines Herzens Schwere,
Und Nebel schnitt, gleichwie mit einer Schere, dich
ab vom letzten irdischen Stein.

In Hongkong

Nicht der Hongkongnebel auf der Berge Ring machte,
das alles Irdische kam und ging, entstand und
verschwand; das chinesische Riesenreich
Nahm dich und deine Glieder in Hongkong auf, gleich-
wie ein fremder Gedank', der immer wieder er-
schien und versank; denn halb in Europa, halb in
China, sah diese Stadt, Haus bei Haus, dich an
Mit hohen Steinbauten blank, daraus gelb, wie runde
Mondlaternen, die Chinesen schauten, die Söhne
des Himmels, zahlreicher als das Sternengewimmel.
Und frei und frank gingen Leib und Schritte und
Töne hier, eilig an der Schwelle zum mächtigen
Reich der Mitte, das seit Jahrtausenden, wie
heilig, weit abseits gelebt
Und seine eigene Gedankenhelle bewahrte und abseits
beharrte, umgeben von der sausen Zeit, aber
angefüllt mit unverwüstlichem Leben. — Wie
frische Bäume, von keinem Blitz und keiner
Schwäche gespalten,
Halten dir, bist du kaum am Land, am Hafenrand,
Rikschamänner im Schwarm, mit gelbem, stäm-
migem Muskelarm, lachend zugewandt, ihren Wa-
gen vor die Füße;
Und ein lustiger Lärm um jeden Europäer entstand.
Und von hundert grinsenden Gelbgesichtern ein
robustes Begrüße.
Hatte ich in Indien, in Ceylon vor mir am Rikschawagen
auf Meilen das schlanke, elastische Eilen
der Indier bewundert, so bestaunte ich hier in
Hongkong
Das gelbe, urkräftige Muskelbein des Kulichinesen,
der dich ohne Verweilen über den Pflasterstein
durch die steilen Bergzeilen zieht, unermülich

und wie von Kraft besessen, als holt ihn kein Pferd ein.

Das blaue Leintuch der Kulis und ihre sonnenblumengelben Gesichter laufen in derben, schreienden Haufen in den Gassen vorbei, als laufen tausend gelbe Lichter,

Und hunderttausend gelbe, zappelnde Maden wimmeln um die Häuserfladen. Nahedrüber in den nebelrollenden Himmeln reiten die Nebelwolken um die Berge,

Wie die Scharen von hellmähnigen Schimmeln. Die schnurgeraden Straßen fassen lange Reihen offener, geschäftiger Läden. Von allen Stockwerken hängen Wäschestücke und Kleider

In Gedrängen, trocknend im Freien. Und immer sind die kleiderbehangenen Gassenzeilen mit den breiten, gelbblaffen Chinesengesichtern, die immer, gleich Laternen und Lichtern und Monden,

In dichten Massen dich anscheinen und vorüberreiten und den Zopf im Genick bis an die Erde hängen lassen, gleich einem pechschwarzen, festgeflochtenen Strick, angehängt an den fahrlasierten Kopf.

Dies und der Duft von Sandelharzen in der menschenwimmelnden Luft, das alles ist dir ein bewegter Empfang, als sähst du den Tagesgang von guten, stämmigen Menschentieren

Und von schreienden Treibern. Auch hier begegnest du den großen Kuliweibern in losen, weiten, schwarzen Kalikohosen

Und den kleinen, winzigen Chinesinnen mit seidener Ruh' und emaillierten Mienen, mit kleinen Füßen, als wären nur zwei Zehe im Schuh, gleich den vorsichtigen, spizen Hufen der Ziegen und Rehe.

Diese winzigen Puppenfrauen, die sich auf ihren Fußstöcken lebenswürdig unbeholfen und vorgebückt wiegen, als ob sie sich, vornehm, nicht weit zu gehen getrauen.

Auf ihren Rücken siehst du ein kleines, seidenes Paket sich anschmiegen, das sich manchmal bewegt, ihr kleinstes Kind, das die zierlichste Frau, nah' wie die Liebe zum Liebsten, mit sich trägt.

Mitten im Hongkongnebel

Die zähe Hongkongluft, vom Regendampf beladen,
gab mir nach der Äquatornähe, nach trägen Hitzeschwaden,
durch die ich Monate gereist, im Geist
ein taglang staunendes Bewegen.

Es muß' sich wieder mit der Zeit, mit graueren
Kleidern erst, Gewohnheit einer graueren Welt
um meine regen Sinne legen.

Der Tropen Sonnenlunte, die in mir heiß noch war
und auch verwegen, wurde mit jeder Stunde zu
grauer Nebelruh'. Die weißen Sommerschuh',
die wurden in den Schrank gestellt.

Ich tat auch meine Ceylonringe nach einer Weile
von den Händen; ihr allzu buntes Blenden war
mir in diesen grauen, nebligen Geländen fast
wie jene geile Nähe der Hure von den sieben
Meeresenden.

Und ich begann die Last der warmen Hongkongnebel,
ihr jähes Kommen und Verschwinden und ihre zähe
Unrast an den Bergen als ersten Gruß der alten
Heimatzone

Von ganzem Herzen als Genuß und Wohltat zu
empfinden. Der Nebel, dieser neue Reisegast,
der vor den Fenstern Aussicht, Dächer, Berge,
gleichwie mit einem Hebel, bald hob und bald
zerbricht,

Er war mit seinem Schalten nicht vor den Fenstern
aufzuhalten. Er war mit seinem Treiben gleich-
wie Gewandungen, gewoben aus Erinnerungen,

Die nicht am Körper wie die Kleider bleiben. Und
Tag und Nacht ritt um Hongkong der Nebel mit
Gewimmel, schaut' grau sich um auf Berg und
Himmel,

Gleich einem Riesen, der, wohin er haut, die Welt
zertritt und mit den Fäusten wieder baut. Smo-
king und meine Lackschuh' waren oft im Schrank
belegt mit grünem Schimmel,

So feucht schlägt Hongkongnebel sich durch Mauer-
steine und ist in jeden Schrank hineingefahren
und wuchs sich an in Moderhaaren.

Und in dem klaren Hongkongsonnenscheine, da hatten
 einen längeren Schatten meine Beine, die Sonne
 ging nicht senkrecht überm Haupt mehr mit,
 Wie vorher drohend in der Tropenzone, wo sie erregt,
 gleichwie ein Feuer, hoch lohend den Zenit gesetzt.
 Doch bald hatt' ich mich wieder in Gewalt
 Und habe mich, den Nebeln angemessen, verändert an
 Gedanken und Gestalt. Und hab' nur noch von
 dem, was tropisch indisch an mir galt,
 Die Sehnsucht nach der Liebsten unbegrenzt mit Tropen-
 wucht besessen. Denn Sehnsucht hat, gleichwie
 die Hongkongnebelstucht,
 Auch hier mich durch die Mauern aufgesucht.

Uhren und Ahnen

Gesicht steht vor Gesicht, und nicht mehr Traum bei
 Traum,
 Du bist in China nicht, gleichwie in Indien, mehr in
 einem unbegrenzten Raum, nicht in Unendlichkeit.
 Nah', schulterdicht geht hier die Menschheit neben dir,
 von Uhr und Zeit umgeben, abhängig gleich dem
 Uhrenzeiger in dem Revier vom Zifferblatt,
 Und schwer und breit auch unterm Bleigewicht der
 Abgemessenheit.
 In allen den chinesischen Hongkongladen muß dir
 zuerst, gleichwie ein europäischer Gruß, die breite
 Wanduhr in das Auge fallen.
 Und jede hat wohl einen halben Meter groß ihr
 Zifferblatt. Sechseckig, ziert sie braunlackiert die
 Wand, auffällig ungeniert, als wäre sie der erste
 Gott im Land,
 Als ob von ihrem Regelgang das Leben ordnend in
 die Tage drang. Ich sah auf Bildern bei den
 Hongkongphotographen die Chinesin oder den
 Chinesen
 Bei einer Uhr an einem Tische sitzen, als sei die Uhr
 sein Liebling in der Welt und freut ihn wie ein
 Herz, das tickend sich an seine Seite stellt,
 Gleichwie ein treuer Schoßhund ihm gefällt.

Auch Liebenswürdigkeit, deren der höfliche Chinese sich stets befließt, kommt nicht mehr, wie beim indischen Geist, aus dem Nirwana her und aus Unirdischkeit:

In China ist die Liebenswürdigkeit gleichwie der Uhr Gesicht, das freundlich klug von stets genügender Zeit, von weiser Tätigkeit, auffordernd wie ein leiser Zeiger spricht.

Wie ein Symbol von Weltgericht und Weltgerechtigkeit, die niemals endet, nie sich unterbricht, sieht dich der Chinamann

Mit Uhrgenauigkeit und Uhrenweisheit, Uhrenzeitlichkeit stets lächelnd an, Geduld mit seinem Fächer fächernd.

Und wie das Uhrgewicht am Uhrenkopf, hängt ihm im Nacken lang der Zopf. Und willst du fragen jeglichen, warum sie alle Zöpfe tragen,

Sie werden weise praktische Antwort sagen: sie wollen bei der Totenreise, von sicherer Hand am Zopf gefaßt, ins Ahnenland einziehen.

Damit dem Totengott die Seelenlast nicht leicht entschlüpft, man sich am Kopf den Zopf erfand. Man wird dran sicher durch die Luft gelüpft.

Denn jedem echten Chinamann das Herz für seinen Ahn stets liebend hüpfet. Mutter und Vater sind die Lebensgötter, daran ein jeder sich ans Leben festgeknüpft.

Und alle toten Väter, toten Mütter sind allen Lebenden in China alltägliche Berater. Und täglich geben die Chinesen von jeder Mahlzeit Tee und jeder Mahlzeit Reis

Den Ahnen Trank und Speis', als wären alle die Gestorbenen noch lebend mit dem Uhrengang und mit der Zeit fortstrebend.

So hält mit Uhrenfleiß der Liebe Drang die Toten sich noch heiß und deckt in jedem Haus auch täglich frisch dem toten und geliebten Herzen lange noch den Tisch.

Arbeitsstraßen in Hongkong

Des Nachts in allen Hongkongstraßen die ölgetränkten riesigen Papierlaternen, in gelb und roten Kugelscharen, an Häuserfronten und Balkonen saßen, Groß gleich mannes hohen Feuerblasen, darauf die schwarzen Riesenlettern lohen; und unter diesen leuchtenden stillfrohen Globen,

Die sich über's Gedräng, hoch über gelbe Menschenköpfe hoben, ist dir, als wirst du unter hellen Weltenkörpern fortgeschoben.

In ungeschlachter Deutlichkeit macht sich das dichtgedrängte Straßenleben breit. Es ist ein Stimmgeschalle, als sei die Welt groß eine Arbeitshalle. Auch eilen alle Schritte lautlos in allen Gassen; im Filzschuh stört dir kein chinesisches Bein die Seelenruh'.

Und in Garfücken, um die Köpfe und die Brände, siehst du an hundert gelbe Hände schnell bei der Arbeit mit Geschäftigkeit.

Schmucklos ist aller Kuli Kleid; die Leinwandhosen weit und blau, und blau die Leinwandjacke ohne Knopf und Zier,

Als sei die Arbeit hier der einzige Schmuck zu jeder Tageszeit. Und zwischen Häuserschatten und den Werkstattlichtern

Kennen und mischen sich bezopfte Menschen, nicht zu zählen, gleich fleischigen Ratten in Kanälen und mit Gesichtern rundbäckiger Ragen,

Und immer lautlos ist der Herde Schritt, als geht die Menschheit hier nur als dein tausendfacher Schatten auf tierischen Tagen.

Umdampfte Köpfe sind auf helle Lampen hingemalt, zeigen gekrampfte Muskeln und grinsen wie verhezte Fragen.

Und breit und groß wie Fleischer und wie Henkersknechte an Gestalt, begleitet dich halbnackt der Kulitroß; und fragenlos mit stiergewaltigem Nacken packen chinesische Kuli in die Wagenspeichen, und harte Muskelarbeit ist auf diesen Werkstattstraßen weit und breit das stete Lebenszeichen.

Du siehst hier wenig Müßiggänger streichen, nicht
 Stutzer oder ihresgleichen, nicht viel chinesische
 Damen, die sich sehen lassen,
 Und nicht Spazierende in neuen Kleidern, nicht Gaf-
 fende im Fensterrahmen und vor den Menschen-
 massen. Es ist hier das chinesische Leben männlich,
 ein fortgesetzter Arbeitstag,
 Ergeben in geschätzter Emsigkeit dem Stundenschlag
 der Zeit, gleichwie der Saft tagaus, tagein in
 einem Baumstamm Kraft erschafft.
 Wie in der Mühle Körnerhaufen und deren Korn-
 zahl, nicht zu nennen, hin durch den engen Mahl-
 trog laufen, so rennen in geschäftigen Gedrängen
 Menschen in Hongkong, weit und breit, arbeiten
 wie die Bienen an den Wabenzellen, hängen und
 zwingen sich wie Sand durchs Stundenglas der
 Zeit.
 Der erste Blick zu diesen Arbeitsheeren der Chinesen,
 die sich nur um den Taglohn scheren, scheint alles
 Freudige in dir zu rauben,
 Macht glauben, daß in diesen Häuserhauben, darin
 die Menschen, wie die Beeren an den Trauben,
 sich mehren, nähren, sterben,
 Die Herzen wie verhungert öd verderben und niemals
 ein Gefühl vererben. Aber der zweite Blick in
 der Chinesen Augen macht fühlen, daß der Ar-
 beiter Geschick in diesen Arbeitsmühlen
 Das Leben ansaßt am Genick und es sich nicht zur
 Last auflegt. Die Indier, die dagegen das Dasein
 sanft, gleichwie nur noch aus Mitleid, pflegen,
 Die hüllen's Leben ein in ihrer Träume Kleid. Aber
 der Chinamann sieht Tod und Leben wie zwei
 Drachen an, die ihm mit offenen Rachen keine
 Wahl mehr geben.
 Und unter Lachen, da er nicht vor beiden auf einmal
 entweichen kann, schluckt er die Freud' und Leiden
 ohne Zahl und sucht nicht, wie der indische Bru-
 der, das Dasein träumend zu vermeiden.
 Er schickt sich an, die Träume in Wirklichkeit zu
 kleiden; sticht sich die Drachen aufs Gewand mit
 feuerfarbenen Seiden;

Die Bestien, die auf Wolken reiten, den Blumenflor der Erde überfallen, bringt er symbolisch gern in allen Formen, aus Gold geschnitzt, aus Jaspissteinen und auch aus Porzellan,
Aus Seide auch auf seinem Kleide, in seinem Haus, bei seinen Kindern und bei seinem Weibe und über seinem eignen Leibe als das Motiv des Lebens an.

Chinesische Opferpuppen

Kaum ein Pferd, kaum ein Lastkamel, — ein Esel oder ein Zugtier begegnen dir selten hier in den Hongkonggassen; nur Menschen mit Menschen sich befassen.

Die kleinen Ritschawagen fliegen, von Menschen gezogen, vorüber, Menschen hinter Menschen hinzagen, und im Tragsessel Menschen, von Menschen getragen.

Die Haufen Menschenköpfe sind wie Regelfugeln, die alle ins Dunkel hinlaufen, gelbe Kugeln, welche schreien, lachen und schnaufen.

Lange Ladenreihen verkaufen viele europäische Sachen, und daneben leuchten Chinesenwaren in wunderbaren hochzeitsbunten Scharen.

Aus den Buchbinderladen schauen die goldenen, blauen und purpurnen Puppen aus Seidenpapier, die feuerroten Papierdrachen, Papiergötter und papierne Blumenzier.

Papierene Puppenvölker, belebt, ausgeschnitten aus flachen Pappen und beklebt mit wachen, bunten Seidenlappen; papierne Mandarinen und Frauen, Soldaten und Buddha's

Reiten auf Tiger und Pfauen, behäbig mit runden, bemalten Gesichtern, feisten Gliedmaßen wie Menschengestalten, die im ewigen, alten Wohlstand auf der Erde sicher saßen;

So schauen die Puppen in feuerfarbenen Gruppen hinaus auf die Straßen. Bis der Tag kommt, wo sie zum Ahnendienst bereit um einen Hausaltar stehen,

Einem Gestorbenen zum Totenfest geweiht, in Flammen aufgehen, verwandelt zu Asche und Kohle, als Symbole einer Frauen- und Dienerschar, Die, sich tötend an der Leichenbahrl, dem Gestorbenen folgt. Vor Urzeiten blutiges Totenopfer Sitte war; heute folgt dem Toten aus Seide und Papier eine Puppenschar.

Denn es sind immer doch nur die Gedanken, sie bringen den Toten, den teuern, ihr Leben als Opfer dar, und als Papierpuppen wanken die Frauen und Diener zu den Altarfeuern.

Denn wessen Gedanken mit dem liebsten Toten dahingehen, der kann kaum sein Leben ernstlich erneuern, Der wird bald von den Feuern des Schmerzes den Toten nachgetragen und bleibt nicht unversehrt, Und wie die Puppen vom Altarfeuer, so wird ein solch Getreuer von seinem eigenen Herz verzehrt. Trauer um das Liebste, die macht den Leib schier so zart wie Papier.

Chinesische Gräber in der Landschaft

Draußen vor Hongkong, unter den Bergwänden, bin ich an den grünen Geländen vorbei auf breiter Landstraß' durch Täler gefahren,

Unter uralten Baumscharen, wo die Bambusstaude wächst gleich wallenden grünen Haaren. Dort in den Meerbuchten, den weitschallenden,

Liegen Fischerdörfer eingesunken, wo die großen, braunen Drachenschunken am Strand sich zusammennrotten und wo die braunen Strohsegel sich im Winde blähen und biegen wie die Flügel der geflügelten Flotten.

Unter den Haustüren der Fischer flattern in Reihen an Schnüren goldgetupfte rote Papiere, die statt Gebeten bösen Geistern im Hausreviere unter dem Haustor entgengetreten.

Und gleich steinernen Betten liegen, auf allen Meerhügeln zerstreut, die chinesischen Gräberstätten.

Wie halbrunde Steinbänke schmiegen sich diese
 hellgrauen Totenschränke
 Mit ihren Treppenstufen an die Wiesenabhänge, sind
 wie lustige Steinterrassen, die im Halbrund eine
 kleine Tür umfassen. Auf den Stufen Besucher
 der Gräber saßen,
 Schauen vom Berg fort über die Wolken und Was-
 fermassen in die Landschaftsgelände, als ob dort
 ihr Auge in den Gesten eines Baumes die grü-
 senden Hände eines Toten wiederfände
 Und in den Figuren im Wolkenspiel des fernen Toten
 Gesicht und Profil.
 Eine glückliche Luft liegt in China noch über der ein-
 samsten Gruft, wo der Tote die Lebenden vor
 eine herzerquickende Landschaft ruft.
 Er suchte im Leben das Landschaftsbild aus, und
 seine Lieblingslandschaft muß den Toten wie ein
 erweitertes Haus umgeben.
 Jener Landschaftsplatz, den er lebend geliebt, allen
 Trauernden das Bild seiner Seele gibt.
 Des einen Grab sieht auß Meer in den Sturm, des
 andern in ein Bambustal in den Frieden hinab,
 der dritte schaut auf die Landstraße her,
 Gleichwie auf des Lebens unendlich forteilenden Wurm.
 Alle Gräber verschieden gestellt und gesinnt. Manch
 Lebender, der einst ein Rätsel war,
 Redet im Tod durch die Landschaft klar, die er sich
 erwählt, und Meer oder Himmel oder ein Bach,
 der vorbeirinnt,
 Die Gedankenwelt des Toten in dem Trauernden
 weiterspinnnt.

Hongkong-See

Der Blendspiegel des Meeres liegt vor Hongkong,
 von dunklen Bergplatten umfriedet, glänzend wie
 weiße Milch, die auf dem Herde übersiedet.
 Sein Blendlicht fliegt in die Wolkensalten und an
 die Bergränder des uralten Reiches der Mitte,
 die wie steinerne Geländer die Schritte zum Meere
 hin aufhalten.

Wie flüssiges Licht schiebt sich die Perlfußmündung
 aus den Bergmassen. Viele geöffnete Talgassen,
 weite, den blauen Perlfuß ins Breite
 Des chinesischen Ozeans einfließen lassen. Zum baum-
 losen Hongkong-Deak führt eine Zahnradbahn,
 und oben in den Festungsterrassen
 Sehen dich Meer, Gebirge und Flußtäler von drun-
 ten wie die bunten Versatzstücke eines unendlichen
 Schauspielers an.
 Deinem Auge, das größere Schritte macht als dein
 Fuß, ist es Genuß, über die Meerbreite über
 Hongkong fort wie ein Kanonenschuß zu eilen
 Und die Seemeilen wie ein Schwimmer zu zerteilen;
 und du siehst den Perlfuß zwischen den hundert
 steilen Klippenkeilen
 Und hinter den nassen Nebelfetzen, die dich mit ewi-
 gem, feinem Regen benezen. Sonne und Regen
 sind um dich in stetem Bewegen,
 Wie Quecksilber, das mit seinem Licht bald bleigrau,
 bald blendend nach dir sticht. Wenn der Mittags-
 schuß aus dem Hafen heraufkracht
 Und macht in die Stille ein Loch und du mit Be-
 dacht deine Taschenuhr stellst, meinst du: kaum
 noch hat die Zeit auf einem Zifferblatt Raum.
 Denn unendlich weit ist dein Auge im Bogen über
 den Nebelschaum, über Chinaberge und über den
 Meersaum fortgeflogen.
 Und unterm Mittagsschuss erbebend, kommt dein Auge
 jetzt einsam zurück, und wie betrogen, und findet
 dich, noch immer Stück um Stück als Menschlein
 klein lebend.
 Und dein Auge war doch eben noch ein Zyklope,
 Gebirge und Meere forthebend, und war vielen
 Meeren voraus in Europa und kommt von deiner
 Liebsten Haus.

Nächtliche Flußwanderung auf dem Perlstrom

Im Hongkonghafen, wo die dichten Massen chinesischer Dschunken schaukeln, die vollgepfropft mit Weibern, Männern, Kindern, die nie das Wasser je verlassen,

Stieg ich beim Mondschein in der Nacht auf einen Kantondampfer ein; der hat mich bis zum Morgen endlich tiefer hinein in das chinesische Reich gebracht.

Denn was ich in Hongkong im Uferschein gesehen, war noch kein echt chinesisches Dasein. Erst hinter der mächtigen Bergkrause

In den unermesslichen Tälern stehen deine Füße in China zu Hause. Ich saß auf dem Deck wach, und der Dampfer ging unterm Mondhimmel, wie unter blaßblauem Glasdach.

Des Schiffes Spitze in eine Inselwelt drang, an hohen Bergschatten entlang, und trat in den mondbeleuchteten Perlfluß wie in einen breiten, weißgepflasterten Gang.

Zu beiden Seiten schritten die mächtigen Gebirgsriesen, die das Schiff wie einen kriechenden Käfer klein fortkrabbeln ließen.

Kein Laut und kein Uferlicht war da, nur Berggewölbe standen aufgebaut, als ob die Erde wie eine Hydra mit vielen dunkeln Köpfen den Mond anschaut.

Nur die Berge waren meine Nachtgespielen am mond hellen Schiffsdeck und ihre furienhaften Schatten, die über den meilenbreiten Fluß fielen.

Aber manchmal war mir, als ob die Flußwellen verdächtig, wie schiefe Chinesenaugen, schielen und sich verstellen.

An den weißen Zeilen der Kabinenzellen entlang sprang das Mondlicht funkelnd auf blanken, scharfen Äxten, Gewehren, Messern und Beilen.

Zwar alle Waffen malen dir gern Bilder von Blut und Kampf, aber hier unterm chinesischem Nachts tern, im Flußdampf,

Hatten die Waffen nichts mit großem Prahlen zu

schaffen, denn zum östern schon, eh' der Maat
 von der Nachtwache die letzte Stunde geläutet,
 Trat, wie ein Drache, das Schiff eines chinesischen
 Pirat' aus den Mondnebeln und stand an der
 Dampferwand. Und chinesische Fäuste hätten oft
 gern Geld und Waren erbeutet,
 Lügen nicht die schweren Beile und Waffen zur Hand.
 Die wachen Stahlklingen an der Schiffswand
 fingen an, mir die Hinrichtungsbilder glaubwürdig
 zu machen,
 Welche, gleich alltäglichen Dingen, die Hongkong-
 Photographen auf Postkarten in den Handel brin-
 gen. Zwanzig geköpfte liegen oft am Perlfuß
 am Strand.
 Wenn die Flusspolizei ein Piratenschiff fand, fliegen
 allen Piraten in fünf Minuten die Köpfe zum
 Sand. Kein Gericht erst ein Urteil den Fluss-
 räubern spricht.
 Dort, wo man die Plünderer fand, fällt einzig Urteil
 der Henker mit dem Schwert in der Hand.
 Beim Wandern im Mondschein am Schiffstrand schien
 mir's, als ob der Mond mit einem Fuß hienie-
 den in Silberflut stand, mit dem andern im Men-
 schenblut,
 So wie dem Chinesen das Leben galt, bald als greu-
 liche Drachengestalt, bald als liebliche Frauen-
 blume gemalt.

Ankunft in Kanton

Am frühen Morgen war's, als müßten Starenscharen
 mit lautem Schwagen üben Strom hinfahren.
 Von Menschenstimmen war im Morgendampf
 Ein brausend Durcheinanderschwimmen; von hundert-
 tausend Barken, Booten, Rähnen ein hölzern
 Aneinanderwegen und Gestampf.
 Von Rudern, Stangen, Seilen, Flößen ein Klappern
 rings um unsern Dampfer strich, ein Plappern,
 Schreien willkürlich von Menschenfüßern;
 Rund Boot an Boot so dicht gezwängt, daß sich mehr

Holz als Wasser vorwärts drängt. Das Wasser-
 volk von Kanton lag auf Meilen
 Um meinen Dampfer her, der mußte schwer und lang-
 sam seinen Weg sich teilen. Und wie ein Kra-
 nichheer lärnten die Kantonboote,
 Klappten mit Stangen kreuz und quer, die Wellen
 schlappten an die Ufer an, und hundert gelbe
 Menschenarme langen mit Rudern und mit Haf-
 fen her im Schwarme.
 Ein schwabend Meer von Frauen, Kindern, Männern
 lebte auf diesem grauen Fluß, der glich im Nebel
 einem mächtigen Darne,
 Darinnen Menschen sich wie seine Nahrung stauen,
 der hier Millionen Tag und Nacht mit ihrer
 Freude, ihrem Harne verdauen muß.
 Mit blauen Augen, angemalten an dem Kiel, gleich
 gelb und grünen Fischgestalten, sich Boote stoßen,
 rund umschlossen von Dächern, schwimmenden
 Riesenbechern gleich,
 Mit großen Kappen, leicht gefügt aus Holz und
 Lappen, darinnen nackt Chinesenrücken und halb-
 rasierte Köpfe, grinsend vergnügt und gelblich
 bleich.
 Wirr struppig war's aus Kleiderstücken, Kesseln,
 Feuern, Töpfen ein schwimmend Kehrichtreich.
 Der Fluß, so weit du siehst, mit Rähnen voll, mit
 Stangen, Holz und Stämmen; Holz fließt, als
 kämen laubleer Wälder her, die all' zu wandern
 angefangen,
 Mit Menschen drinnen, die sich streiten, sprangen,
 arbeiten, nieselnd sangen und haben nichts von
 Nöten mehr in ihren Bötten. Menschenfamilien,
 die im Wasser dumpf hinreiten,
 Wie Kröten sich in einem Sumpf gebären, leben,
 sterben schon seit allen Zeiten. Und bei dem Ton
 der Holzmusik und bei dem Wellenträgen
 Standen auch hier, unter den Dächern, in der Böte
 Zellen auf winzigen Altären die Götter lieblich
 neben Drachenfragen.
 Und kleine Räucherkerzen knisterten und schmaßen vor
 roten Ahnenschildern,

Indes die Lebenden gleich Flußwasser laut schwaßen:
mit sich und ihren Wellenbildern
Und mit Vorüberschwebenden. Denn jeder hat auf
Wellen hier gebaut, und jeder hat sich doppelt
lebend hier geschaut,
Und hat, wie ein Verliebter hingegeben der Liebsten
hellen Augen, dem Flußspiel und den Strudel-
schnellen sein Leben anvertraut.

Kanton

Hinter dem Holzgehege dieser Welt von Rähnen und
hinter luftigem Gefege trocknender Kleider, Segel,
Lumpen, das sich der Nebelluft hinhält,
Sah man, wie Unrat grau, wie Klumpen dicht bei
Klumpen, die Kantonstadt sich dehnen. Ein
Dächerfeld von niederen Einstockhäusern und nir-
gends einen hohen Bau.
Mit Ziegeldächerkappen, gleich langen, gelben Reihen
von alten Drachenzähnen, gähnen die engen Gassen,
als ob sie nach den Menschen fassen und nach
den Menschen schnappen.
Und an den Stirnen von uralten Holzbalkonen chine-
sische Lettern hochgeschwungen thronen, wie
Schnörkel und wie Windungen in menschlichen
Gehirnen.
Von Farben trat nichts stolz zur Schau hier in der
Unratfarbe, ein wenig Röte nur vom nassen Holz,
ein wenig Gelb beim Lumpengrau der Gassen,
Und um die Fensterrahmen ein wenig Himmelblau.
Und diese spärlich dünnen Farben im Wassernebel
fahl verdarben.
Die Stadt, die weite, an des Stromes Breite eben
lag; fern sah man graue Riesenhügel im Regen-
tag sich heben wie graue Häute großer Drachen-
flügel,
Die hinterm Nebel in die Ferne schweben. Und keine
Rikschawagen an dem Uferrande warten. Nur
gelbe Kulis, die in schmutzigen Lumpen starren,
tragen den Sedanstuhl durchs Hafenleben.

Auf mächtigen Bambusstäben heben acht Männer dich
 auf einem Sessel hoch; sie drängen mit mir ein
 in diese Stadt, die wüßt' wie nur ein Hexen-
 kessel roch.

Fort übern Pfuhl der engen Hafenplätze, wo gelbe
 Menschen dichter als die Nebel drängen, wo nasse
 Buden voll von kleinen Fleischerwaren hängen;
 Mit Hundebeinen, abgezognen Rattenbündeln und
 blutigen Kagen dich zum Kauf einladen. Tee-
 schlürfend Menschenfräßen und nackte Menschen-
 bäuche, die wohlbeleibt im Straßenschlamme hocken,
 Die unterm Regen stille sitzen, als bleibt die Welt
 für sie stets trocken. Als hat der Strom die
 Menschen wie Fische angeschwemmt,

So dicht und ungedämmt die Menschenherde wimmelt,
 als ist der Boden Menschenfleisch statt Erde. Und
 wie auf einem Pferde mit acht Beinen

Sitzt du im Sedanstuhl und fühlst dich fortgetragen
 und geschüttelt, gleich einem Sack gefüllt mit
 Steinen;

Es schaukeln in dir durcheinander dein Herz, die Leber
 und der Magen, hoch überm Schmutz und Menschen-
 pack, das unter dir wie eine Fischwelt gaukelt.

Du sitzt im Schwebestuhl, gleichwie in einem Wagen,
 des Räder und Schwungfeder, aus Menschenkno-
 chen, durchs Stadtgewühl fortkrochen.

An einem kurzen, klobigen Brückensteg endet der win-
 kelige Weg vor einem klumpigen Gittertor. Schild-
 wache und chinesisches Zollvolk steht davor.

Die Ketten Schlösser öffnen sich, und feierlich empfängt
 die stille Insel Schamien dich, von allen Stadt-
 teilen der Teil, wo Europäer weilen.

Totstill ist hier der Häferrahmen. Du fühlst dich
 wieder heil nach dem chinesischen Gewirr in den
 paar europäisch zahmen Straßenzügen,

Die sich stillschweigend in das Stadtrevier hier fügen.
 Als tat man aus Europas Häusern das laute
 Leben stehlen, totstill war's auf der Insel hier;
 Da waren keine Menschen, nicht Läden, keine Seelen.
 Nur hohes Gras wächst neben Pflastersteinen, die
 keinen Laut von einem Schritte geben.

Kein Vogel und kein Hund dir hier entgeschaut,
als sei die Stadt für Schlafende gebaut; unheimlich
standen rings die europäischen Fassaden,
Kulissen gleich, die man für eine fremde Bühne am
Pflaster abgeladen und losgerissen vom Zusam-
menhang, so standen all die toten Straßen gleich-
wie ein Gräbergang.

Schmal trennt ein schmutziger Kanal die europäischen,
staubigen Häuserfächer von Kantons Ziegeldächern,
von Kantons lauten Gassen und Gewühlen.

Hier auf den Sedanstühlen landen Europas Reise-
banden am europäischen Hotel und müssen sich als
kleine Sekte fühlen, wie Juden sich im Ghetto
einst zusammenfanden,

So ausgeschlossen von dem großen Chinareich. Es
luden all die Stühle hier die Fremden abseits ab,
den europäischen Leib und europäische Gefühle.

Kantonstraßen

Vom Schamien hörst du Kanton brausen, als sei dort
überm Ziegelmeer von riesigen Insektenflügeln
ununterbrochenes Sausen,

Als müßt' milliardenfach ein Käferheer dort unter
Ziegeln hausen. Als ob die Häuser Ziegeln gleich
auf einem Herde zischen,

So mischen sich Millionen Menschenstimmen, als säßen
hunderttausend Zecher bei einem frischen Becher,
von Wein und Wollust brausend.

Lauschend mit Sehnsucht nach dem lauten Glücke,
zog's mich vom stillen Schamienviertel an beiden
Ohren Tag und Nacht hinüber zur Chinesenstadt
über die Schamienbrücke.

Drei Tage riß mich unbewußt der Neugier große Lust
in Stücke. Kaum sah ich's tagen überm Häuser-
rand, fand ich mich schon im Sedanstuhl

Und ließ mich in das Labyrinth von Kanton tragen.
Wie in ein düsteres Verließ die Träger mit mir
vorwärts drangen, und einer lief dem Tragestuhl
voraus,

Der gellend bellt und gurgelnd rief und wegebahnend
 alles auf die Seite stieß. So reite ich auf mei-
 nen sechzehn Kulibeinen,
 Gleite im feinen Regen hin, gelassen sitzend wie auf
 einer Spinne, hinein in diese engen Kantongassen,
 stets weiter auf den schlammig nassen Steinen,
 Gleichwie in einer schmalen, dunkeln Rinne, seh' oft
 verdunkelt kaum noch die Begleiter. In diesen
 Gassen sind nicht Pferd, nicht Wagen,
 Nur Kulis eilfertig vorüberjagen, und Waren sind
 an langen Bambusstäben, gleich Menschen, durch
 die Luft getragen;
 Und hunderttausend nackte Kulimuskeln vom Schlep-
 pen leben und vom Heben. Zuerst bist du vom
 Hafenvolk, Gartüchen und von Häuserhöhlen,
 Starrend von Schmutz und Düsterteit, noch eng um-
 geben. Kaum Licht fällt bleich in das Gedräng'
 und auf die Hände und die Arbeit,
 Als bist du unterirdisch tief in einem Kellerreich.
 Dann lief der Sedanstuhl schnell über kurze Brük-
 kensteine, über die Wasserlücken von Kanälen;
 Du mußt dich bücken unter niedren Gassentoren, die
 dich in stille Gassen lassen. Fern bleibt jetzt
 Lärmen und Rumoren.
 Vor deinen Augen hebt ein Goldglanz und ein
 Schwärmen von rot und gelb und grün und blauen
 Farben an.
 Und lebstest du vorher, im Düsternen verloren, nur mit
 den Ohren, so mußt du jetzt mit deinen Augen
 schauen
 Und kannst das Goldgeblende, die Purpurfarben, die
 da prassen, mit deinen Blicken kaum umfassen.
 Du fragst dich, sind dies Wände von Tempeln, die
 sich öffnen, und goldbeladene Juwelenhände?
 Zu beiden Seiten in den schmalen Straßen sich offene
 Ladenkammern breiten, die goldne Schnitzereien
 strecken wie goldenästige Hecken.
 Und mit Befremden siehst du hier die gelben, blei-
 chen vornehmen Chinesen, lautlos und still im
 Wesen, in langen, himmelblauen Hemden,
 Mit den Gesichtern, gelb und rund wie Honigscheiben,

die Wohlbehagen nur und Güte kennen, und deren Seelen, fetten Lichtern gleich, auf ruhigem Oel still verbrennen.

Und ihre Schritte weilen sanft auf Sohlen, die aus schneeig-weißem Filz, und eilen reinlich durch die schmutzigen Gassenzeilen. Im Weiterwandern lassen Holzgitter dich, aus festgerammten Bohlen, von einer Gasse zu der andern.

Als lebst du tausend Jahre weit zurück, zur Zeit der Innungen und der Gewerke, siehst du der Hände Arbeit rings gebiegen und gedrungen und nirgends stählerner Maschinen Stärke.

Kein Fenster trennt die freien Läden von den Straßen, die eng nur sind, daß ausgestreckte Arme nach links und rechts die Mauern fassen.

Die Läden sind umschlungen von goldnen Holzgardinen. Holzschnitzereien reich, in üppigsten Vergoldungen, sind über viele Lädenfronten fortgeschwungen;

Als siehst du von der Straße goldne Laubenreihen voll goldner Wurzeln, goldner Bäume, mit goldnen Hecken. Und in den goldnen Ast- und Laubverstecken

Springt manchmal schlank ein goldner Vogel hin, ein Fisch und auch ein Eichhorn goldenblank; denn Tier- und Vogelreich ist in dem goldenen Gedorn geschnitzt und auch vergoldet zu entdecken.

All diese goldenen Gehege, die sprudeln flinken Glanz, wenn deine Augen schnell am Wege im Sedanstuhl, gleichwie im Tanz, vorübereilen,

Als lebten Wild und Wälder hier lebendig, nicht nur im goldnen Bild auf goldnen Zeilen. Wo sich die starren, goldnen Holzgardinen teilen,

Sahst du, umgeben von des goldenen Laubwerks Saum, in einen tiefen Ladenraum und bei dem Eingang neben jeder Ware den Purpur von dem prächtigen Hausaltare.

Und stets zieht zu der Straße hin, aus allen Läden, der blaue Rauch in Fäden von Räucherholz und heller Kerzenmasse.

Der Ladentisch aus Stein zieht sich ins Ladeninnere

tief hinein, und über ihm sieht dich, gleich einem
 vollen Mond, der leuchten kann,
 Im himmelblauen oder lila Hemdenkleide der gelb-
 liche Chinese an. Und neben ihm in fein lackiertem
 Fach bei Fach die Waren sorgsam aufgespeichert
 liegen bis ans beglaste Ladendach.
 Heilig wie in dem Tempelraum, hat der Chinese den
 Altar der Ahnenwelt gleich gegenüber von dem
 Ladentisch der Straße nah' gestellt,
 So daß dir erst die Ahnenliebe und dann die Kasse
 in die Augen fällt. Und hundert Laden zeigen
 mild dasselbe fromme Ahnenbild.
 Und Tee wird in die Opfertasse täglich frisch gefüllt,
 zwischen der Kerzen Masse am Altar, weil dieser
 Speisetisch der süßesten Erinnerungen so durstig
 wie das Tagesleben war.
 Die langen Ladenschilder, giftgrün und purpurrot,
 zitronengelb und blau, die senkrecht an langen,
 farbigen Stangen zu beiden Seiten von den Stra-
 ßen prangen,
 Machen die engen, düsteren Gassen bunt wie einen
 Pfau. Die Riesenlettern, schwarz aus Tusche,
 wie das Gehusche vielgewundner Schlangen und
 dem Geflatter dunkler Fledermäuse gleich,
 Die bilden neben dem farbigen Gatter von hundert-
 tausend Schildern, neben dem Goldschnitzwerk und
 purpurnen Altären ein rätselhaftes Reich aus
 schwarzen Bildern.
 Im kahlen Regendunkel saßen die schmalen Laden-
 gassen, mit ihrem Schnörkelgold und ihrem pur-
 purnen Gefunkel, als ob, im Meeresboden tief
 versunken,
 Gespenstige Alpengärten prunten, umgeben von den
 goldnen Drachen, die sich an den Gelassen und
 an den Kammern wild anklammern und mit den
 goldenen Zähnen die Eingänge umfassen.
 Und wie die goldenen Götter, sanft und mild, so
 stehen gelbe Menschen sanft im Seidenhemd in-
 mitten vom verhexten Straßenbild
 Und sehen artig stumm sich kaum nach meinem Sedan-
 stuhle um. Ich schwimme, wie in unterseeischem

Boot auf meinem Bambusstuhl, hoch überm
 Straßenkot
 Und unter dichten Regenmengen hin, im ewigen Wei-
 terwandern, neben den Goldgeprängen und Feuer-
 salamandern und regenbogenfarbenen Quallen,
 Die aus dem Schnitzwerk jener Gassen mit ihren
 goldnen Fühlern, goldnen Krallen nach mir fassen.
 Im Inneren von Magazinen und Gelassen, unter
 dem Farbenhauf und unter allen Goldgekrösen,
 Zwischen den Lettern, Weihrauch, Regen in dem un-
 endlich langen Schlauch der Gassen lösen sich
 Wunderwerke los zum täglichen Gebrauch;
 Fallen stolz Vasen auf aus Elfenbein, aus Ebenholz;
 Prunkstücke, fein geschmeidig aus dem Jadestein;
 Schuhladen, wo Pantoffeln stehn gleich einem
 Blumenfleck
 Für Füßchen wie für eine Heuschreck' klein. Fort
 weiter unter Toren neuer Gassengatter fliegt wie
 ein Luftkahn schnell mein Sedanstuhl vom Halb-
 hell in das Dunkel,
 Vom Dunkel in das Helle, wo Reihen Häuser stehen,
 grau verloren, und Zimmer durch lackierte Gitter,
 über der Türe Schwelle, auf die Straßen sehen.
 Manch freundlicher Chinese, aus seiner Silberpfeife
 rauchend, hält hinterm Gitter stille Schau. In
 seinem Hemdgewand, das himmelblau,
 Stand er so sanft wie eine Frau und frisch rasiert
 an seiner Häuserwand, wo Häuserzelle dicht an
 Zelle sich befand, still, fensterlos, mit einer Türe
 unterm Dache bloß.
 Ein jedes Haus aus dieser Schar wie eine Garten-
 mauer unscheinbar, und drinnen durch die Gitter-
 tür schoß unterm Regen von dem Laß
 Von dunkeln Möbeln, Seidenfarben, vom Kerzenschein
 vom Hausaltar kostbar ein flüchtiger Glanz zu
 mir heraus.
 Denn drinnen, unsichtbar dem Straßenblick, lebten
 Geschlechter schon seit tausend Jahr das Schatten-
 spiel von froh und leidvollem Geschick.

Chinesische Werkstattgassen

Als grub sich eine Maulwurfherde Irrgänge durch
die Erde, so wechseln, ohne abzulassen, die lan-
gen, winzigen Kantongassen,
Wo Warenlager, Arbeitstätten und Ladenbuden in
langen Ketten beieinander saßen. Und immer auf
dem sechzehnbeinigen Pferde ritt ich in Eile durch
das Labyrinthgedränge;
Es bohrte sich mein Sedanstuhl gleich einem Keile
stets tiefer in die Enge, wie ins Gebräu von
einem sumpfigen Pfuhl, vorbei an roten Fisch-
und Fleischerbuden,
Die manchen Tisch mit dem Behänge von Regen-
würmern reich beluden. Gartüchen mischen mit
Gerüchen sich in deine Nase, als ob sich vor dir
unsichtbar die Fettgerichte in der Luft auftischen.
Dazwischen oft an mancher Wand, in offenen, hohen
Tonnen, stinkend Urin stolz vor den Häusertüren
stand. Dazu Parfüm vom süßen Sandelholz und
Wachsgeruch von den Altären,
Ein Brodeln und ein Sären von Getränken, von
Hefen und von Most lähmten mir Fremdem allen
Odem, als wird von tausenden Gestänken um
deine Seele hier gelöst.
Wie Schwalben schnell um Fenster eilen, flog ich im
Sedanstuhl vorbei an allen Budenzeilen, als sind
es Stücke grell aus wirren Träumen
Und zeigen dir bald einen Sinn, bald eine Lücke.
In vielen Schreinerhallen, gleichwie die Scharen
abgehauner Bäume, wie Berge aufgestapelt, sind
mir die Särge aufgefallen.
Ein jeder Sarg war nur ein ausgehöhlter Stamm,
gleich einem Kahn, der in der Urzeit schwamm
und kam vom Tod aus ewigen Zeiten in ältester
der Formen
Noch heut am Ufer unsrer Erde an. Meist war der
Baumkahn unverziert und roh, als sah man ihm
bereits die arme Leiche drinnen an,
War eilig ausgehöhlt und nur mit Armut angetan.
Oft aber war er schwarz lackiert und schön be-

legt mit Elfenbein, als schloß er Kostbarkeit und Lebensbeute ein
 Und hatte es nicht eilig und hatte vornehm gute Zeit,
 als wäre die Verwesung den Reichen noch kurzweilig. —
 Der Kupferschmied, die Lederarbeit, Steinschleifer,
 Schuster, Weber, sie wechseln alle Glied bei Glied,
 es ist der ganzen Menschen Arbeitsseifer in diesen
 Gassenhöhlen aufgereiht.
 Sähe dein Auge hier nicht immer die ewig blassen
 gelblichen Chinesen, die unterm Regenschimmer
 und im Nebeldämmer mit Drechseln, Haspeln und
 Gehämmer
 Auf schmutz'ger Pflasterlauche bei ihrem Tagewerke sich
 bewegen, du würdest dich zu Hause fühlen bei
 dem Geruch von Amboß, Steinschleismühlen, Ho-
 belplänen, Leim,
 Denn Arbeit bietet groß den Völkern die Erde an als
 Werkstatt und als Heim. Und rund um unsren
 Erdenkloß
 Müssen sich alle Menschen tags gebückt und wie die
 Mühlen durch die Arbeit vorwärts wühlen.
 Doch dann am Feierabend, wenn dann dein Herz
 sich nicht an einem Menschen verliebt und heiß
 entzückt,
 Ist ihm trotz allem Fleiß die beste Tagesarbeit doch
 mißglückt.

Werkstatt des Medizingottes

An einem Marktplatz, klein und doch lebendig, schreien
 die Verkäufer bei Barbieren, die vielhändig im
 Freien, auf den Straßen,
 Die Schädeldecken der Chinesen blank rasieren; in
 jedes Handwerk siehst du hier hinein. Ich trat
 daneben in die Werkstatt auch eines Gottes ein.
 Der Gott der Medizin hat hier am Markte seinen
 heiligen Schrein. Viel Leute ziehn zum Tempel-
 hof. In einem finstern Steinhaus ohne Fenster
 funkeln im Dunkeln und im Kerzenruß und Räucher-

auch zwei plumpe, große Buddhagötter, ein jeder
 Gott mit rauchgeschwärztem, goldnem Bauch.
 Die gelben Mönche hinterm Ladentisch hinreichen
 einen gelben Wisch Papier, darauf sind viel chi-
 nesische Zeichen.
 Du sagtest erst den Mönchen, was dir am Leibe fehlt;
 und wie in einer Apotheke wird einer von den
 Göttern dann als Dose Medizin gewählt.
 Der eine heilt die Knochenbrüche nur allein, der andere
 ist gut für Magen und Gedärm und Blasenstein.
 Die Kupfermünzen rollten auf den Ladentisch,
 Es machte lauten Lärm das viele Kupfergeld von all
 den vielen Gottvertrauten, die in dem dunkeln
 Saal die Heilung von dem Medizingott wollten,
 Und einen gelben Wisch Papier sich holten. Den
 Wisch, auf den geschrieben eine Rede stand, zog
 man auf gutes Glück, gleichwie ein Los, dem
 Mönche aus der Hand.
 Der eine gläubig Heilung für sein Kupfer sich erstand,
 der andre wenigstens ein wenig Hoffnung fand.
 Auch ich nahm schnell ein gelbes Los, doch glaub'
 ich, meine Krankheit schien zu groß selbst diesem
 alterfahnen Gott,
 Denn ach, kein Gott der Medizin heilt je der Sehnsucht
 ewige Not. Und weiter zog ich in dem
 Gedanstuhl durch Regennebel und durch Gassenkot.

Im Ahnentempel von Kanton

Ehrfurcht für das, was deiner Ahnenschar schon nützlich
 war, und auch Bescheidenheit sind über alle
 Maßen hier der Ausdruck in den fleißigen chine-
 sischen Gassen.
 Ernst eingesehen schon manch tausend Jahr' beim
 gleichen Werkzeug, gleichen Handwerk die zähen
 Arbeitsscharen saßen.
 Unscheinbar, aber doch gewandt wie schon der Ahn,
 arbeitet Hand bei Hand und flug der Stirne
 Falten und des Auges Mienen,

Als sind Verstand und Herz und Menschenhand zum
 täglichen Verdienen brauchbarste, zuverlässigste
 Maschinen in dem chinesischen Millionenland.
 Und lautlos weiter durch das Gassenband mein Sedan-
 stuhl den Weg sich fand. Viel Buden voll von
 schwarzen langen Haaren zeigten in Scharen auf-
 gehängte Zöpfe,
 Die warteten auf Käufer und auf Köpfe. Zöpfe,
 die stets das Zeichen des Erkennens der Söhne
 dieses Landes waren.
 Der Käufer und der Käufer vor dem Sedanstuhl schrie
 bald nicht mehr, ging schweigend nebenher, denn
 leer ward jetzt der Wald der Läden und sehr ge-
 lichtet alles Marktgewühl;
 Dann hielt vor langen Mauern mein Gestühl. In
 leere Höfe, tot aus weißem Stein, unter die vor-
 gestreckten Balkendächer trat ich in einen Tempel-
 saal hinein,
 Der war nur kahl aus Lack und braunem Holz, und
 eine Unzahl kleiner Urnen, kurz und schmal, ich
 dort auf einen langen Tisch geschichtet fand,
 Gleichwie aus kleinen schwarzen Urnen eine Wand.
 Es war der Ahnentempel und Kantons Ahnen-
 saal. Die besten der chinesischen Familien ein
 Aschenbüchlein zu den Ahnenfesten auf diesem
 Altartische stehen hatten.
 Ein gelbes Stäbchen war an jeder dieser Urnen-
 büchsen mit feiner Schrift zu sehen. Das sagte
 all die vielen Namen der vielen Aschenreste an,
 die schon seit Hunderten von Jahren die kleine
 Urne bergen kann,
 Denn Namen gelten hier gleich Särgen. Und Namen
 halten noch den Toten aufbewahrt, und Namen
 sind nie tot, sind nur bejahrt.
 Und um die Namen hier der Tempeldienst der Menge,
 Gebet und Opferung alljährlich und Festgepränge
 gern sich scharf.
 In einen Namen rollen die Lebenden ein Leben ein.
 Namen bei Namen wie der Samen sich vermehrt,
 und liebste Namen wollen weiterlieben und wer-
 den ohne Tod wie Lebende verehrt

Und für die Augen hingeschrieben, und sind im Blut
auf Lippen und im Ohr nach tausend Jahren
warm geblieben.

Zurück zum europäischen Schamien trolten die Sessel-
träger hurtiger davon, als ob die Pferde von der
Fron zum Stalle wollen.

Als wär' ganz Kanton eine Mausfalle und ich ver-
dankte mein Entkommen nur einem Zufall und
dem Glücke, atmete ich aus tiefem Herzen auf
schon an der Schamienbrücke.

Und ich begrüßte gern den europäischen Häuserhauf
am Wasserlauf, bei dem Kanal, war er auch
totenstill wie eine Wüste,

So schien er mir zugleich ein Gartental im Gegensatz
zum Hölleereich, gegen die Nasenqual in jenen
Kantongassen, wo dich, Blutegelein gleich, die Düste
schröpfen

Aus Fässern von Urin, aus Opium und aus Pfeifen-
köpfen, aus Moschus und aus Räucherrauch, aus
Küchen und aus Fleischertöpfen und aus dem
Wachs der tausend Kerzenmassen;

Gerüche, die wie Fragen dicht am Wege saßen und
dich nicht Atem schöpfen lassen. Von meiner Zunge,
meinen Kleidern ging nicht der Kantonstadtgeruch,

Er schrieb sich ein mit einem wilden Schwung in
Fleisch und Blut und ward noch in Erinnerung
wie eine Schrift im Tagebuch.

Ich wußte nicht, war der Geruch, der sich um mich
gebauscht, wie Manna oder Gift; Luste und Ekel
haben stets getauscht.

Im ganzen aber fühlt' ich mich berauscht, als war
die Tagereise auf dem Sedanstuhl heut' eine Fahrt
an eine ferne Küste.

Ich sah am Abend jetzt die Sterne drüben hoch über
allen Kantonhäusern und den Gassen, als ob sie
sich, wie hell in Massen,

Wie Blüten von den brandigen Düften dem Himmel
in das Fleisch eingraben. Und immer hörte ich
im stillen Schamien

Die Menschenheere von der Stadt, ihr Rufen drüben,

als ob sich Haufen Papageien im Sprechen schwatzend üben.

Als ob vielhunderte Millionen von Chinesen im menschenvollen Chinareich die Worte meiner Sehnsucht, Einsamkeit und Leere zugleich laut und millionenfach aus allen Sternen lesen.

Nachtfahrt zum Kantontheater auf dem Perlfuß

Als kocht ein Kessel über, so sprangen laut von Stund' zu Stund' die Schreie aus der Nacht her, von der Kantonstadt zum stillen Schamien herüber.

Als hätt' die Stadt sich aufgemacht mit lautem Munde und gáb' von Nachtfesten die Kunde. Der Mond, als Gast unter den Gästen, stand an der Dächer Rand,

Wie eine Lampe aus Papier, hellauf im Brand; er ließ mir keine Ruh' noch Rast. Gleichwie ein großer weißer Falter, so flog voraus der Mond, Bis er zur Landungsstell' mich brachte, wo wie ein Kerzenhalter mit hunderttausend Lichtern hell der Perlfuß an der Ufermauer lachte.

Zu einer Fahrt hin zu dem Stadttheater, das mich sehr angelockt, lagen die Dschunken hier an Uferstegen angepflocht.

Ich hatte im Hotel von den chinesischen Dienern einem schnell gewunken, der sollte für die Nacht mein Führer sein, und beide sprangen wir jetzt in ein Boot hinein.

Die Perlfußwasser schwangen sich wie Tintentunken, zwei Ruderstangen raffen sie zu langen Falten, und jede Stange wird an jedem Ende vom Boot von einem Kuliweib in Gang gehalten.

Die Kinder dieser Weiber kauern, von Neugier still gehalten, wie die Gestalten kleiner gelber Gnomen, im Rahnzelt drin und lugen durch die Spalten der gelben Bambusmatten.

Wir gleiten vorwärts durch die Schatten der ungeheuren Dschunkenwelt, die hier den Fluß besetzt hält, dicht wie Wanderratten.

Die Bootlaterne sticht sich scharf den Weg hin durch
die Nacht, und sie beleuchtet manches Mal, gleich-
wie aus gelbem Ton gemacht, ein grinsendes
Gesicht

Ober die Ballen einer Warenfracht; das ältere Chi-
nesenweib am Kiel gar laut und breit hin in das
Wandern aller Schatten spricht und schreit,
Denn oft die Bootswand an ein Boot anfracht; das
jüngere Weib am End' von unsrem Boot, das
rudert nur und lacht. Der Fluß scheint wie aus
schwarzem Lack gemacht.

Fern in der Finsternis gewaltigem Saß stehn groß
erhellte Ufer, Laterne bei Latern', manchmal auch
reckt sich aus dem Nebel, wie ein Brack,

Ein geisterhafter weißer Dampferbauch, daran die
Dschunke still vorüberfliegt, und Rauch liegt von
dem Dampferschlot im Wasser und streckt sich wie
ein langer gelber Schlauch.

Durch hundert hell und dunkle Himmel, durch Wasser-
dunst arbeiten sich die zwei Chinesenfrauen mit
viel Geschrei und Kunst,

An vielen Bojen, die da schwimmen, glatt vorbei,
und unter Kränen durch und unter den gespann-
ten Tauen von hohen Warenfähen.

Des Stromes Nebel werden dick wie Brei, die Ru-
derstangen dieser Frauen streiten mit tausend
Dingen, wie Hebel, die mit Lasten ringen,

Die Alte mit den falt'gen Wangen, die raucht von
Schweiß und faucht und feucht und scheucht mit
wilden Worten an allen finstern Orten rings viel
Stimmen auf,

Die hinter Nebelwänden, ganz nah bald und bald
fern, vorüberschwimmen. Dann stockt das Ruder
in den Händen, mein führender Chinese, welcher
totenstill gehockt,

Beginnt jetzt aufzuschauen, die Weiber schreien wie
im Streit, kein Ufer rings, nur Nebel weit und
breit, sie sagen, daß es Flutzeit ist,

Und daß der Strom jetzt rasend hohe Strudel hift,
und ganz unmöglich sei die Weiterreise, die Strö-
mung führt uns schon im Kreise.

Sie lassen ihre Stangen liegen, sie können auch kein
 Ruder rühren, der Strom scheint alle Hölzer um-
 zubiegen, und der Chinese und die Frauen in
 ihren weiten Shirtinghosen,
 Sie plappern aufgeregt und unentschlossen, und fremde
 Schattenboote, die in dem Nebel leben, klappern,
 als ob sie Zeichen geben;
 Und Menschen schreien, die im gleichen Wirbel wie
 fortgesetzt an uns vorüberschweben. Am Kielrand
 speien Wellen in das Boot,
 Und die gehezten Weiber stechen mit ihren Stangen
 in die Nebelwand, darinnen Holz und Wasser
 fracht; und angefeuert von dem Widerstand
 käumt jede, und ihre Ohnmacht sie beteuert, bis sie
 dann den Versuch zur Weiterfahrt, heftig und
 blindlings, wiederum erneuert.
 Endlich, da scheuert unsre Kahnwand andrer Kähne
 Wände, und es erscheinen in den Kähnen Gesichter,
 Hände; Windlaternen drehen ihre Lichter,
 Und durch des Nebels dampfende Gelände jetzt hell-
 schattierte Brände fliegen, und aus dem Nebel-
 rauch entstiegten Barken und tauchen auf mit roten
 Glasgehäusen,
 Mit grün und blauen Prismen in den Lüren; Ge-
 ruch von Teen und Parfümen ist zu spüren, und
 wie in einem farbigen Bilderbuch entstehen
 Und werfen blau und rote Scheine Kanton's gefeierte
 und vielgepriesne Blumenboote. Geleierte Gesänge
 und Musik
 Und mancher schnelle Blick von weißgeschminkten
 Mädchengruppen fällt wie von Sternenschnuppen
 in meinen dunkeln Kahn.
 Glasrosen runder Lüren standen offen, und drinnen
 saßen mit berühmten Namen die Freudenmädchen,
 die zum Nachtmahl hier mit ihren Freunden in
 die Boote kamen.
 Es glänzte dort von blauen Seidenstoffen und kupfer-
 roten Seidenhosen. Voll mit Glaslampen und
 mit goldnem Tand, stand Boof an Boof mit far-
 biger Gläserwand
 Und spiegelt in dem Nachtfluß seinen hellen Rand.

Dahinter über Bretter fort und Landungsstege erkletter' ich mit dem Chinesen, der mich führt, Mühsam durchs Sturmgefuge den festen Uferboden, umsaust vom Sturmflutwetter. Hier ist es, wo das Stadttheater haust.

Die mächtig hochgezimmerte und breite Halle, die gleich mit Riesenbalken und den Dachstuhl bäumen mehr einer Riesentenne und einem finsternen Heubodenstalle.

Als wir gefragt, klagt an dem Eingangstor die Menschenmenge, die dort lungert, die Vorstellung sei wegen hoher Flut heut' abgesagt.

Das Schiff, mit Schauspielern von Hongkong her erwartet, hat sich im Stromnebel verirrt und ist mit allen Nimen wer weiß wohin geschwommen Und ward vermißt, und niemand weiß, wird's jemals kommen. Und auch die Blumenböte, die nah' mit ihrer Fenstergläser Röte das Ufer hier erhellen,

Durst ich als Fremder hier nicht stören, da sie den reichsten Söhnen aus der Stadt als Eigentum gehören. Und nirgends war jetzt Unterkunft zu finden vor Regen und vor Winden.

Die Kleider fliegen fast vom Leib, und wieder bin ich, von dem Sturm zurückgejagt, ins Boot gestiegen. Ich sitze unterm Mattendach, gleichwie in einer Höhle, nieder

Und bin im Nebel hingetrieben durchs Windgetrach und durch die Heere finsterner Boote, viel Tausende in allen Größen, vorbei an Stämmen und an Flößen,

Fort in das Ungewisse, und jeder Welle Schwere trieb in neue Finsternisse. Die Mastenwälder aus den Barken wie Schattenriffe standen,

Und viele Riele legten sich ins Quere, bis wir den Weg nicht weiterfanden. Und um uns lagerten in Booten totenstill, an deren Rahen Köpfe, Lumpen, Windeln hingen,

Wie eines Feldzugs wilde Beute, Banden Stromleute, Fischer und Piraten, der ganzen Welt schlimmstes Gesindel,

Die ihren Unterschlupf nur auf dem Wasser fanden.
 Bleich, atemlos saß mein Chinese in dem Boot,
 als ob er sich abschloß, vom Leben rings bedroht,
 wie eine Mumie gelb und tot.

Die Ruderweiber klagten lauter ihre Not. Der Regen
 triefte über ihre Leiber, manchmal im Finstern
 schob sich eine Segelwand hervor,
 Und ein verwitterter Chinesenkopf hob sich empor,
 und eine Stimme sang, und eine andre schwor.
 Wir glitten an der Räuberwelt entlang.

Die Segel standen Zelt bei Zelt, und manchmal hat
 ein Ruf gegellt, als ward im Nebel einem die
 Kehle durchgeschnitten.

Wir kamen viele Stunden kaum vom Fleck und saßen
 überregnet in der Nacht, in ihrem hohlen Raum
 nur langsam fortgetrieben,

Und Schulter fast an Schulter mit Mördern und mit
 Dieben. Stockfinster heulend war hier Ort um
 Ort; der Regennebel fiel aus engen Sieben,
 Auf Pfählen standen manches Mal erleuchtete Gehäuse,
 hoch über schwarzen Bootgedrängen. Und hinter
 ölgetränkten und bleichpapiernen Scheiben

Sah ich oft Menschenschatten schwarz auf weiß hin-
 schreiben, als ob dort Nachtgespenster sich vor'm
 Sturm gerettet hatten;

Die Schattenhände fuhren auf, groß wie ein Dra-
 chenwurm, und schwanden ohne Spuren.

Ich steckte meine Hände in die Taschen; es war, als
 haschen sich die Fäuste des Raubgesindels in der
 Luft, als muß der Fluß wie warmes Blut ums
 Boot hier waschen.

Ich streifte heimlich meine Ringe ab vom Handgelenk,
 mein goldnes Uhrgehent, damit ich all die gold-
 blizenden Dinge in Sicherheit vor diesen Schatten
 bringe,

Vor diesen Riesen in der Finsternis, die hier allein
 die Oberhand noch hatten. Die Barkenwelt, vom
 Sturme hin und her gerissen,

Schien mir wie eine Räuberburg, unheimlich und mit
 unergründlichen Verliesen. Daß alle Wellen Blut
 geschluckt schon hatten

Von Hingemordeten und von gerichteten Piraten, das
lag hier laulich in der Luft, die war so finster
wie das Hirn von einem Schuft.

Mühsam nach Stunden hat sich dann das Boot fort
aus dem Bootsgewühl gewunden; die Ebbe kam
und löste ab die Flut.

Die Weiber ruderten zurück und haben Kanton bald
gefunden. Der Strömung wegen mußte jetzt das
Boot weit draußen vor der Stadt anlegen.

Die stille Stadt uns in die Arme nahm, durch finstre
Gassen liefen wir uns lahm, die Wächter lassen
uns in Duzenden von Gittertoren ein,

Und meine lauten Stiefel klappern unverfroren und
holen meinen Führer kaum noch ein, der auf
Filzsohlen lautlos rannte,

Als gab die Nachtfurcht ihm die Sporen. Durch alle
Winkel, die ich noch vom Tag vom Sedanstuhl her
kannte, muß ich jetzt durch die Stille eilen,

Und bei geschlossenen Ladenzeilen und an den Häuser-
wänden begegne ich den Fackelbränden der Wächter,
Geisterbeschwörer, die mit Rasseln und mit Schnarren
die Schlafenden vom Alpdruck heilen; und end-
lich, dankbar meinem Glücke,

Fand ich zurück zur Schamienbrücke, mich freuend,
daß nichts Böseres geschehen. Statt dem chine-
sischen Theaterstücke

Hatt' ich heut' nacht ein großes Schattenschauspiel
auf einem Fluß gesehen. In meinem Geiste
schwirrt noch Akt um Akt,

Als hatte das Theaterschiff, das sich verirrt, Schau-
spieler in dem Nebel vor mir ausgepackt, und
alles spielte mit den Nebelmienen

Auf Flößen, Rähnen, Blumenbooten, in allen Größen
sie bald lachend und bald drohend mir erschienen;

Der Kantonfluß, die Nacht, der Sturm als Text und
als Kulisse dienen; mich selbst ergriff das Stück
und machte mich zu Haus noch wie von Sinnen.

Ich konnte kaum mit meinem Leben aus dem Theater-
stück entrinnen. Verfolgt und wild umgeben von
allen Schatten der Piraten,

Von Blumenbooten, Wasserratten und von Chinesen-

zöpfen, traf ich in dem Hotel, als ich mein Zimmer matt betrat,
Am Bett, wie immer, meine Sehnsucht, die schlimmer noch als ein Pirat; die mir das Blut am Herzen schröpfen tat,
Und niemand konnte sie mir köpfen.

Zweiter Tag in Kanton

Am zweiten Tage fiel kein Regen mehr; mein Sedanstuhl scheint meinen Trägern weniger schwer, und wie ein Bach schwagt Gasse laut bei Gasse, im Sonnenscheine, nebenher.

Als ist kornblumenreich ein Feld im Morgenlicht lebendig rings gewesen, so liefen hurtig, quer auf meinem Weg, die Scharen himmelblau gekleideter Chinesen.

Auch mancher himmelblaue Mann trug stolz den kleinen, himmelblauen Sohn, als sei des Vaters Arm des Kindes feierlicher Thron. Und nächst dem Kind hielt noch die andere Hand

Aus Bambus einen Vogelbauer, darinnen Nachtigallen saßen, und unter Späßen mit dem Kind und Vogel kamen großmächtig die Chinesen und gelassen Prächtigt in Seide durch die Menschengassen; die frischerwachten Kinder lachten, und alle Vögel auf den Käfigstangen das Kinderlachen froh besangen. —

Ich trat in einen alten Tempel ein. Fünfhundert Buddhas, lebensgroß wie menschliche Gestalten, sitzen in zwei gekreuzten Reih'n, und jeder Gott legt seinen Bauch vor sich aufs überschlagne Bein. Hier walten alle Götter: die lachenden, die ernstesten, die jungen und die alten, der Reichen Gott und auch der Gott der Not, sie gleichen denen, die zu ihnen beten,

Den Frohgesichtern, schön geschwungen, und den Gesichtern, tief durchdrungen von hundert Lebenslasten; sie gleichen allen denen, die vor sie bittend treten, —

Fünfhundert Göttermienen, fünfhundert Menschen-
 kasten. In diesem Tempel, in dem langen Bal-
 kenstalle, schmucklos und trüzig,
 Diese Götter alle fast lustig sitzen, geschnitten und auch
 gegossen, als lebt das Menschenangesicht fünf-
 hundert Mal hier lachend eingeschlossen. —
 Und weiter durch der Menschen Masse kam ich zur
 Töpfergasse, wo mitten auf der Straße ein blutig'
 Lumpenbündel lag.
 Hier wurde hingerichtet jeden Tag, und unter einem
 Hüttdache sprangen ein Knabe und ein Weib
 schnell zu mir her und hüpfen über eine blutige
 Lache;
 Sie schwangen vor mir auf und ab ein kurzes, mes-
 serartig' Schwert; es waren die Scharfrichter-
 leute. Sie haben mitten zwischen Töpferwaren
 Die Hinrichtung von gestern laut erklärt und grin-
 send dann ein Almosen begehrt. Man hätte mir
 auch für ein Goldstück gleich Gefangene zur Hin-
 richtung gewährt.
 Denn es ist Sitte, daß oft Europäer verurteilte Ge-
 fangne kaufen; sie lassen sie nicht etwa laufen,
 nein, in der Gassen Mitte hier, wo Kinder mit
 den Hunden raufen,
 Wo sich um Töpferwaren die Käufer und Verkäufer
 scharen, am Pflaster, vor dir kaum zwei Schritte,
 trennt für dein Geld ein Schwert die Köpfe ab
 mit einem Schnitte,
 Als ob kein Mensch beim Töten Schmerz erlitte.
 Das Pflaster muß sich jeden Tag mit Blut hier
 röten, als sei das Töten nur ein Scherz und kein
 Entsetzen.
 Es lag das Blut am Kleiderfegen von gestern rot
 noch da und schien kein lachend Auge chinesischer
 Gesichter zu verletzen. —
 Darnach hab' ich auf einer Hügelgasse hoch einen
 Turm erreicht, dort wird mit ältestem Zeitmaße noch
 eine Wasseruhr von Wächtern sorgsamlich gepflegt;
 Durch viele umständliche Steingefäße hat eine Wasser-
 masse, hoch oben in dem Turmgelasse, geduldig
 tropfend ihren Weg zurückgelegt.

Des Wassers gleichmäßiges Rinnen von einem alten Becken drinnen zum andern alten Becken war, wie das Fortspinnen der Zeiten, lebendig und erregt. Und manch Jahrhundert saß im Spinnengrau hoch oben in dem alten Bau. Die Steine in dem greisen Turm, die hatten Gruben, Falten von Wind und Tau und Sturm

Und haben doch die ewige Wasseruhr noch fest und hoch gehalten. Drunten, auf vieler Meilen Strecke, lag Ziegeldach bei Ziegeldach wie eine gelbe Schuppendecke, —

Die Kantonstadt, gedehnt und flach, und über ihre Ziegelzeilen die Wolken und die Sonne eilen. Hier oben ahnst du nicht, daß diese Ziegelwelt Menschen in Massen und Millionen Gassen reich enthält.

Über die Straßen dicht sind Dächer zudeckend hingestellt, daß kaum noch Licht und Luft einfällt. Hier oben auch war von Abfallstoffen vergiftet rings die Luft.

Nah' bei der Wasseruhr stand eine Tonne voll Urin für die Besucher offen, daneben Sandelholz und eine Kerzenschar, die brannten in des Turmes Ecke um einen Hausaltar,

Denn überall in dieser Stadt der Götter- und der Menschendunst zusammenwandernd war. —

Dann wieder drunten zu den Straßen niedergestiegen, hört' ich Trommelwirbel, einen Gongschall und Flötenblasen, und ich mußte meinen Sedanstuhl verlassen,

Als Ehrerbietungszeichen, um einem Mandarinen auszuweichen. Ich sah blaugekleidete Soldaten heranziehen, und hinter ihnen in gelber Seide und im grünen Tragstuhl erschien

Das gelbe und feine Gesicht von einem alten, brillten Mandarin. Gongmusik und Soldatengeschrei schossen wie ein Komet vorbei.

Und in meiner Brust fühlt ich etwas von der Wollust der Tyrannei der Großen, als wär' ich dem Gefauch eines Drachens begegnet, der sich Platz schafft zum Lebensgebrauch. —

Dann sah ich auch in manchem Laden zu, wie Seifensteinkünstler Figuren aus Seifenstein schneiden, und ich trat in die Elfenbeinlager, wo aus weißem Bein und Zahn

Zierlichste Schnitzereien mich ansah'n, zerbrechlichste Gebilde, auf denen deine Augen kaum wagen zu weilen,

Und an denen oft ein ganzes Menschenleben lang unermüdlige Künstlerhände feilen. —

In einer Gasse stieg mein Stuhl, nahe einer Parkmauermaße, am Hügel empor. Fein Moos wuchs auf den Steinstufen, und klopfend an ein festverschlossenes Thor

Wurden Wächter gerufen, die ließen mich ein. Drinnen stiegen laubleere Platanenkronen, Maueraltannen umfassen alte Teiche, Steinwälle schützen reiche Terrassen.

Und droben in dem Gartenteehaus, dort saßen im Sommer die Kantonleute und sahen ins Land hinein aus gläsernen Pavillonen über Baumwipfel und den Hügelabhang hinaus,

Eingerahmt von bunten Kacheln und buntem Glas, gleichwie auf farbigen Thronen, erlebten sie des wandernden Himmels und der wachsenden Erde ungeheure Dimensionen.

Ich saß allein, nahm ein Mittagessen hier ein, und auf das Glashaus fiel Regen fein nieder, und einige rosig blühende Pfirsichäste und einige goldgrüne Weidenzweige

Streckten ihre märzverzückten zierlichen Glieder aus, und von den Dachtraufen bekam der Berggarten mit seinem alten, finstern Erdrasen wie ein durstiger Drache zu saufen,

Und er rauschte voll Wasserblasen. Ich hörte laut die Himmelsmilch in die Erdkehle laufen und habe neugierig in den Frühlingsregen geschaut,

Wie ein Freier auf den dichten Schleier seiner Braut. Und beruhigend wie zu Hause bei mir war auch hier der Märzenregen,

Hier, wo sie das Köpfen auf den Gassen pflegen. — Von neuem fassen die Träger den Sedanstuhl, und

weiter am Hügelhang fliegen sie hinauf im Barfußlauf, an der zerbrochenen Stadtmauer von Kanton entlang.

Dort, wo alte Kanonenrohre wie tote Ungeheuer liegen, ist ein Grashof dicht am Gemäuer, da steht mit Würde und Gewicht die rote Fünfstöckpagode, Welche steingeschnitzte Schosshunde und Drachen mit verschnörkeltem Steingeficht am Eingang bewachen. Jedes rote, hölzerne Stockwerk überdachen geschweifte grüne Ziegel,

Daneben, gleichend einem zerbrochenen Türriegel, ist der graue Mauerring von Kanton fortgefrohen. Bewildert und sorglos über Berg und Thal die schartige Mauer ging,

Und darüber sah man ins Gebirge fahl, wie in einen Steinsaal, wo Grab bei Grab das Thal und den Hang übersät, als ob Steinbank bei Steinbank auf allen Bergen steht. —

Der Sedanstuhl bergauf, bergab wieder weitergeht, am Stadttor vorbei, im Regeneinerlei und im Frühlingswind, der wie zu Hause weht.

Vor einer Steinklausen hält die Trägerschar, drinnen sind in winzigen weißgetünchten Höfen kleine Steinhütten wie kleine Steinöfen gebaut und mit Indigo geblaut.

Einen Sarg schließt jede Steinkammer ein. Hier liegen die Toten geschart und warten aufs Grab, in ihrem Baumstamm aufgebahrt.

Denn ein Begräbniß vielen Reichen das Vermögen oft nahm, und manche Söhne wurden arm und darben, wenn die Väter starben,

Weil der kostbare Sarg sie später in Schulden bringt, so daß manch Toter seine Söhne zum Geldverdienen zwingt. Fort von den Totenkammern, wo Tee und Weihrauchopfer dampft,

Stampft meine Trägerschar jetzt heim durch Straßen, die breiter bald, bald schmaler. In einer dieser Gassen saß im Abendregen auf den Tischen eine Zunft.

Wahrsager dort in Massen berichten manchem flüsternde Geschichten von Zukunft und von Traum-

gesichten. Dicht mit dem Ohr dem Wahrsager
 am Munde,
 Horcht mancher dann auf seines Glückes und seines
 Unglücks Kunde.
 Denn bis an ihrer Mauer Saum hat diese Kanton-
 stadt für alle Dinge Raum, die's Menschenherz
 in Lust und Schmerz bewegen,
 Und ist um keine Antwort laut und murmelnd je ver-
 legen; und auch der Liebessehnsucht, die sich ihr
 vertraut, sendet sie eifrig plaudernd tagelang be-
 schwichtigend den Frühlingsregen.

Bei der chinesischen Sängerin am Abend des zweiten Tages in Kanton

Ich ging des Nachts nochmals zur Schamienbrücke
 mit Führer und Laterne hinein in Kantons Nacht-
 geschrei und ins Gesänge, das klang, als war ein
 Festlärm aller Sterne.
 Ich dringe ein in eine enge Gassenlücke, die war
 nicht breiter als zwei Ellenbogen. Chinesen sind,
 wie Katzen und wie Ratten grinsend und lautlos,
 durchgezogen.
 Da waren Reihen offner Fenster hell zur ebenen Erde,
 und drinnen saßen lieblich Mädchen, dicht ge-
 drängt wie eine Lämmerherde auf der Weide;
 Alle in himmelblauer Seide, mit Schmuck behängt
 und mit Parfüm besprengt und mit gepudertem
 Gesicht und weißen Händen, saßen wie kleine,
 himmelblaue Engel ohne Flügel,
 Gereiht an fahlen Wänden. Sie lachten, plauderten
 und machten Zeichen und warteten, daß man sie
 zu dem Teehaus holte, wo sie die Speisen und
 den Reiswein reichen, Gedichte sagen,
 Legenden von Chinesenhelden und aus des Landes
 ältester Geschichte. Dazu sie auch die Laute
 schlagen und sich wie Porzellan zerbrechlich zier-
 lich stets betragen.
 Wie kleine Nippes, die sich mit Grazie zieren in
 ihren reichgestickten Seidenhemden, lächeln sie

zwischen Seidenblumen, Vögeln, Tieren, und
 überm blauen, seidenen Gewand
 Lebt ihr Gesicht, gleichwie der Silbermond, der von
 der Liebe in den blauen Wäldern und blauen
 Mondscheingärten spricht. Aus allen ebenerdigen
 Fenstern
 Der Mädchen kichernde Gelächter hallen, und überall
 ist liebliches Gedräng', als sei ein Markt eng
 unter Lampen und den Lichtern, und überall das-
 selbe Warten von den geschminkten, schwarzge-
 scheitelten Gesichtern. Mir war,
 Als könnte ich von einem blauen Gartenbeete zu
 andern blauen Gartenbeeten schauen. Ich trete
 in ein großes Teehaus ein, das lag im rot und
 blauen Schein von bunten Gläsern eingekrustet,
 Mit Fuchsenblüten auf Altanen, mit grünen Rachein
 dicht an einem schmutzigen Kanal und Stockwerk
 über Stockwerk, Saal bei Saal.
 Musikgezirp spielt drinnen wie Geklirr. Lichter, ru-
 binenrot und grün und gelb, mit langen Strah-
 len prangen aus kleiner Fenster Glasgewirr;
 Und viele Holztreppe bin ich hinaufgegangen, und
 in unendlich langen Gängen erwartet Saal bei
 Saal der neuen Gäste Zahl.
 Man lud mich hier zum Abendfeste bei einigen Man-
 darinen ein, denn stets, wenn diese wohlbeleibten
 Herren hören, daß Europäer in dem Teehaus
 sind, dann möchten sie sich gern belehren.
 Sie baten mich, ich möchte sie beehren. Ich konnte
 mich der Einladung nicht gut erwehren, und auch
 die Neugier trieb mich zum Besuch.
 Zuerst seh' ich im dunklen und lackierten Saal, in
 Farben lichterfroh wie rotgekochte Krebse ange-
 kleidet und wie Pakete blaues Indigo,
 Die Herren, die sich all' erheben von den geschnitzten
 schwarzen Stühlen und sich vor mir vielmal ver-
 beugen, wie in dem Winde große Mühlen.
 Sie klappen ihre Fächer zu, mit denen sie sich nicht
 mehr fühlen, und stecken sie mit Seelenruh am
 Nacken ins Gewand.
 Und ähnlich den himmelblauen Sternen, sitzt eine

Anzahl kleiner Frauen, halb Kinder noch, im
Teehausaal. Tee wird gereicht, und dazu Man-
delkerne.

Manch einer aus dem bunten Troß hebt eine kleine
Frau sich auf den Schoß; man grüßt sich noch-
mals mit der Tasse Tee, eh' man den Trank
zum Munde führt,

Und man verbeugt sich wieder gleich den Storchen,
um dann mit dem verbindlich ewigen Lächeln auf
Frauen und auf Lautenlieder hinzuhorchen.

Die älteste der kleinen jungen Frauen, umgeben von
den jüngsten Mädchen, hält in der Hand ein
Taschentuch aus weißen Seidenfädchen.

Sie singt mit leidenschaftlicher Gebärde, und um sie
kauern Lautenspielerinnen auf Seidenkissen an der
ebnen Erde.

Ihr Taschentuch den Taft leicht winkt; wie eine
Grille, die die Nacht durchdringt, singt angestrengt
ihr Mund, der, rot geschminkt, im weißgepuderten
Gesichte blinkt.

Sie ist, wie eine Somnambule trunken, tief in ihr
leidenschaftlich Lied versunken, besingt die Taten
und die Liebe großer Helden,

Die einst die Erdenstraßen stolz betraten in einer
Stadt, so fern wie's fernste Thule, und jetzt im
Saal auf den porz'lanen Steinen

Glänzend im Liede nah erscheinen, glänzender als die
Sterngepenster, die draußen über rote Fuchsen
scheinen am offenen Altanfenster;

Und oft die Lippen sich im Schmerze beißend, das
kleine Taschentuch in ihren Händen fast zerreißend,
sitzt sie auf ihrem niedren Schemelstuhle

Und spinnt den Seidenfaden der Legende, gleich wie
an einer Silberspule, und ohne Ende klagend,
halb singend und halb sagend,

Und ringt die kleinen, weißen Hände. Und dieser
Frauenmund, der firschenrote, singt alle Liebe,
alle tote, der tausendjährigen Sagenbände. —

Nie bin ich ärmlicher mir je erschienen und bäueri-
scher je in meinen Mienen, als neben diesen küh-
nen, kupferroten Seiden,

Den birkenblättergrünen, eiergelben und glockenblumenblauen Augenweiden, in die sich Chinas Männer festlich kleiden.

Unscheinbar wie ein Holzbock, so erschien mein Wol-lenrock und stach stumpf ab mit seiner Kohlenfarbe, so dumpf, wie dröhnend Eisen von fröhlicher Saiten Weisen.

Gleich Rauch vor Gold und roten Flammen, so trübt mein finstrier Anzug hier den Festesrahmen, in dem chinesische Herrn und Damen,

Gleich Edelsteinen kostbar, hier zusammenkamen. Auch was ich sprach, auch meine Stimm' und Geste, — nichts paßte hier zu dem chinesischen Feste.

Nichts ließ sich mit dem Takte hier vereinen; sie alle lächeln von dem Zopf bis zu den Beinen und spüren sich in ihren dünnen Seiden,

Darinnen sie elektrisch sich berühren, noch nackter, als wenn wir uns nackt entkleiden. Viel höher und viel kleiner sind die Stimmen,

Wie feinste Instrumente, fein gestimmt, und ihre Ohren hören Sphären, die nie ein europäisch' Ohr vernimmt, gleich einem Auge, dem durchs Mikroskop noch eine Welt im Wassertropfen schwimmt.

Und ihre Lieder sind gesungen, als lallen Kinder-seelen, als seufzen brünstiger Tiere Zungen, als lispeln Kehlen feiner Weisen,

Als klagten Lippen sanft, zahnlos, von hundertjährigen Greisen. Uralt gleich einem Urweltbache kommt ihre Stimme angesprungen,

Und oft den Kämmerböcken gleich, den wochenjungen; gealtert und verjüngt ist der Chinesen Sprache in mein erstauntes Ohr gedrungen.

S=Laut um S=Laut sich in dieser Sprache singend baut; so wie ein süßes Zuckerwerk, das man mit seiner Zunge nur zerdrückt und nicht hart laut, das Blut versüßend,

Sang die Sängerin vor meinem Ohr; die sich kaum aufzuschauen traute, saß klein in sich gebückt, von feinsten altchinesischer Rasse

Und lispelt' in Ekstase, als ob sie Sagenzeit und

Heldentaten im Geiste fortgerückt erschaute, als
würde sie dann überm Singen alt,
Und all ihr schwarzes Haar ergraute, so reiste sie in
die Jahrhunderte und sang der Sehnsucht Lust
und Last und wurde in dem alten Lied zu einer
kleinen Greisin fast.
Hat D=Laut neben D=Laut durch die Nacht gelallt.
Bald sich mein Ohr schon nicht mehr wunderte;
als ob in jedem D=Laut Tränen stecken
Und wecken Sehnsüchte wie Nachtigallen, fühlt ich
mich mit Erschrecken von Tränen und von Heim-
weh überfallen.

Chinesische Abendmahlzeit

Ich empfahl mich bald aus dem Gesellschaftssaal und
ließ mir im Teehaus, auf den endlosen Korri-
doren, ein Speisezimmer nach eigener Wahl auf-
schließen,
Um noch ein chinesisches Nachtmahl zu genießen. Der
Köche Schar holt mir die Speisefarte, die ein
großes Blechschild war, von der Wand,
Darauf in langen Reihen die Speisefolge stand. Ein
Koch verschwand und kam zurück mit zwei kleinen,
himmelblauen Dienerinnen an der Hand,
Die sollten mir mit Engelmienen beim Speisen die-
nen. Sie schienen wie Käzlein neugierig zu sein,
aber auch überlegen, und waren sanft wie aus
Milch ein Regen.
Grünes Jaspisgestein glänzte mit goldnen Fischlein,
mit leichtem Gefling in ihren Ohrmuscheln am
Ohrring. Das himmelblaue Kleid wie ein Hemd
von den Schultern senkrecht zur Erde hing,
Und jedes kleine Ding zeigte die zolllangen, gepflegten
Fingernägel, auf die sie großen Wert legten;
aber das Geräusch ihrer Nägel mehr Lärm machte,
Als ihre Kinderlippe zustande brachte. Auf die Mitte
der Lippen war ein Karminpunkt hingetunkt, der
zu jeder Stund lächelte, ohne daß der Mund lachte.
Die beiden Mädchen sich gleich ans Bedienen machten,

als die Köche die ersten Speiseschüsseln brachten.
Sie benahmen sich mit lautlosen Gesten,
Wie Engel bei Kirchenfesten, die am Hochaltar aus
blauen Türkissteinen auf den Väter scheinen. Aus
feinen Silberkannen gossen sie den Reiswein
In eierbecherkleine Silbernapfe ein und geben dir die
Speisen auf Eßstäben aus Elfenbein, und daneben
so unhörbar wie möglich zu sein, war ihr Streben.
Goldpfeile und grüne Jaspisflammern glänzten im
schlichtgescheitelten Haar, im pechschwarzen, und
die Mädchen dufteten am ganzen jungen Leibe
nach zärtlich süßem Sandelholz und Blumenharzen.
Das erste Gericht eine Brühe, die hatte ein krebsrot
Gesicht; gekochte Nester der Salaganschwalbe dar-
innen waren, die schmeckten gleich dem Sago,
dem klaren.
Das zweite Gericht sind schwarze Schnitten, die ich
erst nicht erkannte; das brannte die Zunge gleich
den schärfsten Käsen; es waren schwarze Eier,
verfaulte, die ein Jahr in der Erde vergraben
gewesen.
Gekochte Haifischflossen als dritte Speis', und eine
Schüssel voll gewürfeltem Schweinefleisch mit
Reis. Ich habe mich an alle Speisen gewagt
Und mich dann erstaunt gefragt, warum man man-
cher chinesischen Speise das Übelste nachsagt. Jede
Landeszunge hat eine Seele nach ihrer Weise.
Mir hat die chinesische sehr behagt, und gewürziger
als alles, was ich je gegessen, schmeckte mir das
vielverrufene chinesische Essen.
Als ich meine Eßstäbe niedergelegt, hatt' sich einer
der kleinen blauen Engel mit seinem Kindergesicht
lächelnd zu mir bewegt.
Die andere Kleine hielt ein Silberbecken mit kochen-
dem Wasser, gleichwie ein letztes Gericht. Die
Hände der ersten steckten ein Tuch vorsichtig ins
dampfende Wasser hinein
Und wickelten dann, eh' ich's versah, mein Gesicht
in das kochende Tuch ein. Nach diesem letzten
Gericht die Haut mir dampft, und neugebadet
mein Gesicht in die Welt schaut,

Und der fettigen Speisen Dunst verfliegt, der über
 der Stirn liegt. Nachdem ein Koch die beiden
 Kleinen an seinen Händen wieder fortgeführt,
 Habe ich keine Lust mehr zum Bleiben verspürt.
 Mein Führer hat mich noch mit seiner Laterne
 von Spielhölle zu Spielhölle begleitet,
 Dort wurden die Spieltische von bebrillten Chinesen
 leise und still geleitet, und das Volk aller Schich-
 ten, arm- und reichgekleidet,
 Drängt noch nachts über die Zahlentische, tiefgebeugt,
 und sie lungern über den Nummern, daran der
 Zufall hängt.
 Der eine wird vom Glück gesäugt, der andere muß
 im Unglück hungern. —
 An einer Gassenstelle bestieg ich eine finstre Treppe,
 kam in ein Opiumhaus, ins Halbhelle. Ich sah
 in eine Stube über die Schwelle;
 In der halbdunklen Zelle lag auf Steinbänken halb-
 schlafend der Opiumraucher Schar, elfenbeinweiß,
 mit schweißnassem Haar, Schläfer,
 Die im erstarrten Behagen verworrene Augen im
 Schädel tragen; meist Kulis, die mit dem Lohn
 von ein paar Tagen
 Ihre Opiumdose bezahlen und erhalten für einen
 Geldpreis statt der Erdqualen einen Göttertraum
 und sehen für Stunden verückt in den nacht-
 leeren Raum.
 Ein altes Chinesenweib bog sich über einen Trog
 und schwenkte Teetassen und putzte Pfeifen, und
 nur ein rauchendes Öllicht
 Bei ihr sah den blassen Gesichtern auf die Augäpfel,
 die steifen. Ein paar richteten sich auf und fielen
 zurück und sahen mich kaum.
 Wahrscheinlich hielten die Raucher in ihrem Traum
 mich für eine Vision aus Rauch und Schaum.
 So sieht auch einer den andern im Leben an,
 Und alle Wirklichkeit kommt aus den Träumen
 heran. —
 Die wandernde Laterne meines Führers kam dann
 aus der chinesischen Mitternachtferne wieder zur
 Schamienbrücke.

Der Himmel war dort voll Sterne, wie das Hirn
eines Geizigen voll Gedanken an Goldstücke. Ich
legte meinen Kopf in das Hotelbett nieder;
Die Welt erschien mir wie ein Wunderknäul. An
einem langen Faden sah ich hin und sah vor mir
die halbe Erde, Ägypten, Indien, China aus
diesem Wunderknäul wie abgerollt vorüberziehen,
Doch Japan und der stille Dzean und auch Amerika,
die waren noch im Knäul darin. —
Über die Schamienbrücke hört' ich lang noch Nacht-
geheul, als wollte gellend sich entwirren im Dun-
kel drüben mancher wilde Greu'l;
Geisteraustreiber gingen um, Holzstücke klappern, als
war die Nacht ein Greis und ging auf stumpfer
Krücke und schlug nach bösen Geistern und nach
der Drachen Tücke.
Die Nacht lag wie ein heller Rachen aufgesperrt;
im finsternen Kanal sprang Stern um Stern im
schwarzen Wasser wild verzerrt.
Mir war, als schlug die Finsternis die Welt in tau-
send schwarze Stücke, und wie verdumpft lag ich
in allen Finsternissen auf meinem leeren Kissen,
Und furchtbar klein und wie verschrumpft fühlt ich
mich in dem ruhelosen Reisedasein.

Zurück nach Hongkong trug am Morgen der Perlfuß
mich davon. Ich war noch in die Kantonbilder
eingehüllt
Und wie ein schwerer Weinkrug bis zum Rand ge-
füllt und trug auch noch den Dunst von jeder
Kantonstraße, gleichwie Geruch von einem Brand
in meiner Nase.
Früh stand ich auf dem Dampfer; der breite Perlfuß
lag rings aufgetischt, und kraftvoll hat mir frischer
Meerwind die Stirn und Wangen abgewischt.
Ich hab' die Salzlust, schnell vertraut, wie einen
alten Freund empfangen, und vor ihr ist der
Drachengeist der Kantonstadt
Wie Morgennebel überm Fluß zergangen und ist
nicht weiter mehr mit mir gereist. Die Sonne
saß nicht mehr in engen Gassen,

Sie saß mit breiten Spiegelmassen auf Bergen,
Wasser, Tälern, und ich und sie vergnügt zusam-
menstanden,

Als hinter mir der Blumenboote und aller Rähne
Banden und alle Kantonziegel schnell verschwan-
den. Ich konnt' mich endlich schlafend auf die
Schiffsbank niederlegen,

Indessen sich Sprühwellen rund am hellen Schiffskiel-
hoch bewegen, als wär' ein Scheuertag mit Wur-
zelbürst' und Besen, ein lustig frisches Fegen. —

In Hongkong hat ein Meerschiff mich dann aufge-
nommen und ist nach Japan mit mir fortge-
schwommen.

Nur einmal stieg ich auf dem Weg in Schanghai aus,
nur auf fünf Stunden, und habe dort die Tele-
graphenwelt von Telegrammen aufgestört gefunden.

Vom stillen Dzean wie Wellen turmhoch kamen täg-
lich Kunden an: Ganz San Franzisko stand drei
Tage schon in Flammen

Und fiel im Erdbeben zusammen. — Ich kam soeben
heil vom Meer, sah ins chinesische Erdenleben
nur eine Weil', nur ein paar Augenblicke,

Und hörte gleich vom Untergang und dem Geschehe
einer großen Stadt. Auf vielen Meeren hatte
ich gelebt, doch keines schien mir, hatte je so stark
gebebt.

Mir war, als wenn schier Wasser mehr Festigkeit
und Tragkraft als die Erde hat, als wäre alle
Erdenruhe abgeschafft.

Ich fühlte mich am Land in Schanghai fast in To-
deshaft und kehrte gerne zu dem Schiff zurück ins
ferne fünfte Meer,

Das ich nach Japan hin drei Tage noch durchquerte. —
Im Hafenwasser von Schanghai lagen entlang am
Kai eiserne Panzerschiffe aller Nationen, die starr-
ten wie erzene Riffe

Und lagen wie Ungetüme zur Schau, gefesselt an eisernem
Ankertau, waren wie schlafende Drachen, die, wenn
sie mit feurigem Atem erwachen, Mauern umbliesen.

Standen totstill wie die eisernen Schuhe von unsicht-
baren Riesen, hingestellt mit gewichtiger Ruhe.

Und ich habe die Heimat nahe gefühlt, das dynamische Europa mit seinen Panzerpuppen, als wären angespült von einem fernen Ungetüme die rasseln den Eisenschuppen.

Staunend ging mein Auge über die Gruppen der Eisentürme, manche Schiffswand stand rot voll Rost und von Spuren der Stürme.

Ich hatte Mitleid mit den Eisentolossen, als wären es eiserne Riesentränen, die ins Meer geflossen sind, von ganzen Völkern, die sich zu Völkern sehnen. Aber mit Waffen bis zu den Zähnen hält die Furcht ihre Sehnsucht umschlossen, und die großen Völker kommen wie Drachen aufeinander geschossen, Statt unter Lachen und auf Blumenfahnen.

Zwischen China und Japan

Wenn ich vorwärts sah, lag Japan wie ein Gespräch nur da, nur als erzählte Worte, die ich in der Erinnerung schwach hörte, wie durch das Schlüsselloch einer Pforte.

Man sagte, es sei ein Land, wo ein jedes Ding im Leben leicht war wie ein Schmetterling, ein Land voll Chrysanthemumblätter wie krause Goldtüten und voll Bambushütten,

Von denen jede nachts hell wie eine Papierlaterne am Wege stand, wo die Frauen sich wie Blumen farbig und lächelnd dir zeigten

Und die Männer wie Helden jetzt die großen Kriegsschiffe besteigen. Und auch daß vieles verschwunden ist, was dem sanften Lande einst eigen.

Aber doch konnte ich in allen Reifestunden, die über das Meer gehen, kein echtes Bild von Japan im Herzen sehn und wußte nicht, was dort geschah, Und habe mich im Geist lieber zurückgefunden in das chinesische himmlische Reich, dem fühlte ich mich immer noch nah,

Und China entstand farbig und deutlich gleich, wenn ich zurück sah. Ich lag im Schiffstuhl, und unter mir der unendliche Wasserpfuhl,

Der kam wie ein tanzendes Theater daher, chinesische
 Bilder sprangen aus meinem Gehirn, und der
 Mittelpunkt der Bühne war meine Stirn.
 Manch chinesischer Erinnerungstraum stellte sich in
 Szenen nochmals auf über dem Meerschaum, und
 als meinen einzigen Zuschauer
 Sah ich meine Liebste unsichtbar im blauen Welt-
 raum wie in einer blauen Loge lehnen. Ich stellte
 noch einmal die Berge von Hongkong auf,
 Sah hin in das lebhafteste Land; auf den Wegen wim-
 melte Menschenhauf bei Hauf wie Sand; da ist
 weithin unterm chinesischen Himmel
 Keine Landstraße vom Gewimmel leer. Wie Welle
 bei Welle im Meer treibt ein Mensch hinter dem
 andern her,
 Überall, wie weit sich die Straße über Äcker und
 Wiesen hinschreibt, — Einsamkeit kennt in China
 nicht mal das Grab.
 Die Gräber sehen auf Menschengesichter von allen
 Hügeln hinab; es ist dort, als ob bergauf, bergab
 jede Straße Menschen, täglich neue, in Herden
 hin und her gab.
 Als sind dort Menschen wie die Schollen der gelben
 Erden lebendig und rollen vorwärts mit Weinen
 und Gebärden.
 Nie ist in der Landschaft in dem Riesenreich ein
 Stillestehn, wo die Menschen dicht wie Staub
 vorübergehn,
 Die blaugekleideten Söhne des Himmels mit den
 Gesichtern, friedlich und bleich wie der gelbe
 Mond, mit den Augen gleich immer fröhlich bren-
 nenden Lichtern.
 Schwer war mir der Abschied im Geist von dem
 Riesenland, das wie ein großes Menschheitslied
 noch in meinen Ohren laut bei mir stand.
 Und wie ein paar seiner Töne verloren, fand ich im
 Meergestöhne die S-Laute der Sprache der himm-
 lischen Töchter und Söhne.
 Und ich baute mir nochmals den Abend in Hong-
 kong auf, damals, als ich ein chinesisches Theater
 schaute.

Eine einfache, dunkle Holzhalle, mächtig und festge-
 fügt, war der Zuschauerraum, der, gleich einem
 Stalle beschränkt, dem genügt, der kaum mehr an
 sich denkt,
 Der nichts dort sehen will als eines Dichters Leiden-
 schaft und Traum. Und wie die Augen von einem
 Würfel, einem großen,
 Hat die Halle Tausende Menschaugen umschlossen,
 Tausende Köpfe, die ihre Opiumpfeifen schmau-
 chen, und die alle weitgeöffnet schauen,
 Als könnte das Bühnenbild verrauchen, und als
 könnten alle die vor der Bühne wie ein einziger
 Seher im zweiten Gesicht untertauchen.
 Die Bühne ein Bretterpodium war, nüchtern und
 schlicht; im Mittelpunkt auf der Bretterdiele stehen
 viele Musikanten, und rund um sie ziehen die
 Schauspiele.
 Trommel, Holztöne und Saiten begleiten sie wie ein
 Rauschen von Schilf; wie ein Austausch aller
 Stimmen der Elemente die chinesische Musik dich
 umflackt.
 Und dein Naturherz pocht dir beim Zuhören einfach
 und nackt, als ob neben dir die Grille frigelnd
 zirpt und ein Beil im Wald irgendwo Baum-
 holz haßt.
 Und im Geist dabei dein Herz mit dem Holzwurm
 im Baumstamm lebt und mit dem Weltgeföhle
 im Takt. — Um einen Tisch und ein paar Stühle
 wandern Schauspieler über die Bretter.
 Ein weißhaariger alter Mandarin kommt heran, ein
 junges Weib kniet hin, und es erscheint ein jun-
 ger, heftiger, stolzer Mann.
 Sie spielen der Leiden und der Liebe urewig wieder-
 kehrenden göttlichen Sinn. Sie haben rosige,
 eidechsengrüne und porzellanblaue Kleider an, und
 die Männer
 Bärte, fühne. Und mitten in dem Brettergrau der Bühne
 erhält all der Kleider Glanz gewichtige Werte.
 Bei der klagenden, feinen, singenden Flöte, die der
 kleine Mund ist der ringenden Frau, werden See-
 lennöte ein wimmerndes Lied.

Und auch die Männer unter geschminkter Wangen
 Röthe, sie sprechen kaum, sie singen ihre Gespräche
 in gelallten Lauten in den rauchenden, ungeheuern
 Theaterraum,
 Als werden zu Diamanten der Schauspieler Zungen
 und sind mit sieben Feuerfunken in dein Ohr ge-
 drungen.
 Tausend bei tausend Zuhörer lauschen, und jeder hört
 sein Herzblut wie eine Mühle mit großen Flügeln
 durch die Stille sausen.
 Kein Kulissentand, keine bunte Leinwand hinter der
 Leiden und Freuden Kommen und Gehen.
 Um die Musikanten, die zwischen zwei Türen im
 Hintergrund im Halbdunkel stehen, drehen sich
 die Handelnden
 Und das große, einfache Geschehen, das die Schau-
 spieler bringen; das und der Schauspieler Stim-
 men zwingen die tausend Zuschauer,
 Daß sie Felder und Häuser, Zimmer, Bäume, Sonne
 und Nachtschimmer sehen,
 Und daß niemals den Blicken der Ohren diese leeren
 Bretter verloren und leer stehen. Im Rauschen
 der Waldblätter donnern Wasserfälle und Bran-
 dung;
 Es blendet des Meeres Helle; Wind und Stürme
 wühlen, und drunter singt der Rede Quelle. Und
 alle die Zuschauer,
 Sie fühlen Wasser, Feuer, Erde und Luft dort an
 kahler Bretter und an kahler Wände Stelle; Ku-
 lissen, wie sie kein Maler auf die Bühne ruft.
 Unter der Leidenschaften zündendem Wetter werden
 fernste Bilder und Orte nah'stehend, und alle
 Tausend im dunkeln Raum werden rings um die
 Erde sehend
 Und werden für Augenblicke die Allwiffer aller Ge-
 schicke.

Erste japanische Eindrücke in Nagasaki

Wir näherten uns neuem Land. Der Himmel, der sonst täglich, gleichwie ein Spiegel, klar gewesen stand,

Er musizierte endlos jetzt mit Regen leise an des Schiffes Wand, und ich empfand des neuen Landes Gruß mit Wohlgenuß auf meiner ausgestreckten Hand.

An einem Morgen stockte dann des Schiffes Schraube, und unter einer Nebelhaube viel Klippeninseln, ausgestreute, und ausgespannt das Meer, ganz leblos wie gedorrte Häute.

Es war zur frühesten Morgenstunde; allmählich erst hob sich der Nebel über Inseln in der Runde. Vom Nebel wie zerstückt erschienen Schwarzkiefern, weitgeästet und tief in sich gebückt.

Und ein paar große Vögel zogen Kreise; das war der erste leise Anblick von Japan nach der langen Reise. — Mit schwarzer Tusche auf weißes Silber gemalt, erschien der Schwarzkiefern Gestalt,

Und die Vögel, die, ohne zu schreien, im Nebel aus- und einflogen und ihr Spiegelbild dunkel im Wasser nachzogen, erschienen auf der Nebelheide,

Wie japanische Malereien auf Porzellan oder Seide. Und wie auf weißem Papier, bemalte sich mehr und mehr die dunkle Inselwelt im Nebel hier.

Sie zeigte winzige grüne Seepflanzungen, winzige grüne Reisfelder, über Hügelbergen hingestellt; und eine Emsigkeit, wie von Gnomen und Zwergen,

Belebte auf dem Wasser, dem straffen, mit roten Schiffskielen und weißen Schornsteinen und blauen Barken den Hafen.

Mein Dampfer in die lange Bucht hineinschwebte; und so weit man sah, lag eine graublaue, hölzerne Stadt mit grauen Ziegeldächern im Grünen unter den Hügeln nah'.

Die krebbsroten japanischen Flottenschiffe atmeten mit ihren Schloten. Und beklettert von Matrosen wie von Affen, machten sich viele ausländische Schiffe im Nagasakihafen zu schaffen. —

Ist es also möglich, daß Träume auf Erden ihre wirklichen Räume haben, wo sie seit Jahrhunderten hinleben in Herden, und wo wir Ungläubigen aussuchen die Verwunderten?

Auf dieses Land voller Bildergestalten, die sich sonst nur in Goldfarben auf schwarzen Lackkasten in den Schaufenstern der orientalischen Läden zu Hause hinhalten,

Sah ich jetzt, als müßte ich meine Hände um die Hände von alten Bekannten falten. Nächst den gekrümmten, hockenden Kieferbäumen, die den Strand säumen,

Bestaunte ich am Land die kleinen Menschen, die dir große, künstlerische Gedanken schenken, und die in stiller Schar in den Straßen unscheinbar

Auf ihren Holzschuhen klappern wie auf winzigen Fußbänken, zwischen sauberen Bambuswänden aus Bambusstangen und zierlichen Ackergeländen, darinnen rosigblumige Kirschbäume nach dem Märzregen langen.

Nachdem ich das fünfte Meer durchschwommen, War ich hier zu der emsigsten Volksseele der Welt gekommen, zu Menschen, die nicht mehr in steinernen Gassen bei ungeschlachter Arbeit saßen.

Mit einfachen leichten Buden luden hier die Städte wie Jahrmärkte ein, und wie offene Vogelkäfige aus Matten und Bambusstangen

Standen hier in langen Reihen die einstöckigen Häuser, und drinnen im Schatten lagen offen, ohne Fenster und Glas, aufgestapelte Warenberge dicht an der Straß'.

Und alle Buden zur Schau einen winzigsten Garten der Welt hatten. Eine Hand breit und lang nur zwei Hände war, in einer Vase, sein winziges Erdgelände,

Und eine Hand hoch kaum stand drinnen eine ausgewachsene Tanne, eine Eiche oder ein Ahornbaum. Ein paar Kieselsteine schillerten als Weg in dem mikroskopischen Gartenreiche.

Die Blätter der Eiche waren wie die Nägel einer Menschenhand klein, aber der Stamm mochte viele

hundert Jahre alt sein und war zerkrallt und von
 ehrwürdiger, winzigster Gestalt.
 Keine Ladenbude sah in den Tag hinein ohne diesen
 Zwerggarten, der in einem Porzellanbecken lag.
 Verkaufsbude neben Bude taten sich in langen
 Straßen ausstrecken,
 Und haben auf Strohmatten Porzellangeschirr, Holz-
 waren schön aufgebaut und auf runden Holz-
 platten Körbe voll Früchte aufgestaut, und Binsenflechtereien
 Und tausend Waren auf ebener Erde im Freien. Aber
 ein eigener Laut verfolgt dich auf allen Gassen,
 nach dem sich immer wieder der Fremde umschaut.
 Wenn die Verkäufer, die ruhig und gelassen neben
 ihrem Zwerggarten saßen, von ihren kleinen schlanken
 Metallpfeifen die Asche an dem Aschentopf
 abstreifen,
 Dann haut das Pfeifenrohr aus Porzellan; und ver-
 traut bald verfolgt dich ununterbrochen dies Ge-
 klopf bergab und bergan.
 Der Zwerggarten und der mächtige Aschentopf sind
 in allen Ladenbuden der Ruhepunkt, um den die
 Verkäufer die Käufer luden.
 Der Aschentopf, der dick ist und behäbig und wie ein
 Kürbis groß aus Messingmetall oder Porzellan,
 ist wie der warme japanische Familienschuß
 Und sieht sich wie ein Schmuckstück und wie ein
 Hausgott gütig an. Der weißen Holzkohlenasche
 darinnen gehn nie die roten Funken aus.
 Und gedankenversunken sitzt immer jemand vom Haus
 in seiner Nähe und ruht bei ihm mit seinem
 Pfeiflein in der Hand. Aber der Pfeifenkopf ist
 klein wie ein Fingerhut.
 Der Raucher nur ein oder zwei Züge tut, dann will
 das winzige Pfeiflein wieder gefüllt sein. Darum
 niemals das Ausklopfen der Asche ruht,
 Und das Klopfen schläft nie ein, so wenig wie unter
 der silbrigen Asche die Rotglut. Das Rauchen
 ist hier in Japan nur ein Genasche vom Rauch.
 Man arbeitet nicht immer bloß, man säumt auch,
 man zieht sein Pfeifchen aus der Tasche und
 Daithenden, Die gestügelte Erde

träumt bei zwei Pfeifenzügen, zwei langen. Denn unendlich ist alles Leben,
Und nur bangen macht die endliche Zeit; aber keinem Träumer ist quälend ein Anfang und Ende gegeben, weil Gedanken erlösend mit dem Rauch zusammen in die Ewigkeit entschweben.

Japanisches Seelenbild und japanisches Lächeln

Ehe das Schiff in den Hafen von Nagasaki lief, trafen japanische Zollwächter, japanische Ärzte und japanische Hafenbeamte an Bord ein,

Und erstaunlich schlank und klein waren die Männlein in europäischer Uniform. Als wollte keiner größer als der andere sein, waren sie alle gleich hoch anzusehn,

Und alle schienen höflicher als wir im Gebaren, als ob sie gehorsamere Menschen vor ihren Göttern waren. Neben diesen ersten winzigen Menschen, die ich von Japan sah,

Schienen wir Europäer wie vierkantige Riesen. Alle Japaner ließen sich bescheiden an, traten energisch heran, mit geordneten Mienen,

Und man fühlte, daß sie kleinste Lebewesen niemals unbeachtet verstießen. Aber trotzdem hat ihr Blick nicht in blinder Schwäche nach dem Leben getrachtet.

Das Leben war ihnen kein Problem, es war ein Wunder, und es wurde mit Aufmerksamkeit von diesen Zwergen mit Respekt und Ehrfurcht bis in die letzten Einzelheiten betrachtet.

Diese Leute standen nicht verkrochen hinter sieben unnahbaren Gedankenbergen, sie haben das Leben freundlich angesprochen, weil sie sich alle dem ewigen Leben als ewig angeboren empfanden.

Und so hatten sie nichts aus den Augen verloren und hatten keinen verachtenden Blick und keine verschlossenen Ohren.

Aber sie hatten auch nichts von dem göttlichen Geschick und der Heiterkeit des Chinesen, der gern

bei seinen himmlischen Ahnen fern lebt über aller
 Zeit,
 Und der im menschenreichsten Reich, gleichwie im
 Mittelpunkt der Menschheit prunkt. Mir erschie-
 nen die Japaner von allen Erdwesen die,
 Welche außerlesen und voller Ehrgeiz dem Reiz einer
 peinlichst geordneten Weltseele dienen, und sie
 sind alle ihr Leben lang zum Wettstreit bereit
 In der Unterwürfigkeit vor des Allebens Hoheit.
 Jedes echten edlen Japaners Ich ist das All. Dem
 geordneten All allein gilt sein Dasein wie ein
 einziger unendlicher Fußfall.
 Ich suchte in Japan von der ersten Stunde an das
 Lächeln, das wir an den Japanern loben. Ich
 suchte vom ersten bis letzten Tag, aber mir scheint,
 Das Lächeln hat er heut daheim nur für sein Haus
 noch aufgehoben. Das Lächeln heut nicht leicht
 mehr auf der Straße lag.
 Der Chinese dagegen lächelt ungebunden und liebt,
 sich lächelnd stolz durch die Straßen zu bewegen,
 strogend vor Ahnenkraft, wie ein Baum vor Holz.
 Aber aus dem Japaner strahlt ein unsichtbares Lächeln,
 das sich wie die reine Luft am Morgen
 ihren Weg schafft,
 Aber die weiß, daß ihr Duft unterm Mittag ver-
 staubt unter Arbeitsorgen. Die Seelenaugen der
 Japaner stehlen sich zu den zarten Blumenfiguren
 des Feldes, zu den Wäldern und Landschaften hin,
 Sie gehen auf darin in der Spur der Natur, in
 einer lächelnden Luft am friedlichsten Sinn; ein
 Grassalm, der eine Mücke wiegt,
 Gibt jedem Japaner ein Lebensstück, bei dem sein
 demütig Auge angeregt still liegt. Und die be-
 schauliche Stille wird ihm zu seiner Seligkeit die
 Brücke.
 Unendliche Bescheidenheit, unendliche Zeit und un-
 endliche Emsigkeit, die drei sind in Japan weit
 und breit unter Japanern das Merkmal ihrer
 Zusammengehörigkeit.
 Bescheidenheit, du liebenswürdigster Sinn, die Lust und
 alle Lebensfülle fällt dir von selbst zu Füßen hin.

Und Zeit, du Wiege der Wollust, du Wiege der Wohlgefühle, — nimmt der Mensch geruhig dich an seine Brust, dann wird ihm erst Herzenslust bewußt.

Und du, Emsigkeit, bist wie des Lebens fröhlich wandernde Uhr, dicht folgst du der Sonne kräftigender Spur und lebst von Zeit und Bescheidenheit schlicht.

Ihr gewaltigen Drei zeigt der Seele wahrstes Gesicht. Also mit nachdenklichem Gewicht trat ich ein in das mir neue japanische Leben, das, von grünen Landschaften umgeben, Tag um Tag voll winzigster Malereien lag. —

Sollte es möglich sein, schließ mir an dieser Küste voll Goldackschimmer das Bild meiner Liebsten für immer ein? —

Dann, dachte ich, setze ich nicht einen Schritt in dies Land hinein, wenn ich das vorher wüßte; lieber will ich auf Erden ewig unselig sein, als daß ich die Schmerzen der Sehnsucht zur Liebsten einbüßte, Hier unter lächelnden Seelen alle Seligkeit verscherzend.

Japanische Allgemeinheiten

Wie unter einem Brennglase betrachtet, lag die Kaiserstraße von Nagasaki scharfsonnig und lustig mit ein paar Gärten und Gasthäusern,

Im Äußern scheinbar von europäischem Stil, denn erst vom Hafen fort hinein in die Stadt das japanische Ziegeldächermeer an Europas Stelle trat.

Auf jede Tür legt sich ein Ziegeldach, auf jede Mauer ein Ziegeldach, ein Ziegeldach trägt jedes Gesims. Unter prächtigem Falzziegeldache

Verschwindet fast immer das ganze Gebäude mit seinem einzigen Gemache, jedes Dach streckt seine schützende Kappe wuchtig und breit aus.

Das Ziegeldach läuft allen Bewegungen der Gebäulichkeiten nach, und mit vielen kurzen und kleinen Dächern umschachtelt sich ein jegliches japanisches Haus.

Das dicke Dach will die größte Wichtigkeit sein, wie die Frisur einer Frau, wie der Himmel am Weltbau; es ist von behäbiger Dichtigkeit und tritt, das Haus breit beschützend, ins Auge springend zur Schau.

Es ist des japanischen Hauses einziger äußerer, gewaltiger Schmuck. Wie der behäbige Deckel auf einer Truhe behauptet es sich bei Tempel und Hütte mit Nachdruck.

Die Leere in einem japanischen Gemach will dir zuerst nicht recht in den Sinn. Siehst du über die Warenberge in alle die offenen Häuser hin,

So bemerkst du kein Stück Möbel darin. Die auf den Matten am Boden kauernenden Menschen allein bilden drinnen des Hauses ausdauernden vornehmsten Schmuck.

Der Menschen sinnendes Gesicht, ihre Worte und Reden und die Gesten ihrer Hände werden deutlicher in der Umrahmung der leeren papiernen Wände.

Durch das weiße Papier der Tag nur gedämpft hereinbricht, und faltenlos erscheint hier das Alter in diesem milden, versöhnlichen Fensterlicht.

Die Dielen sind nicht Brett und nicht Stein im Gemache, sind federnde, zolldicke Bambusmatten. Die ganze Diele will dein Bett, dein Sofa, dein Tisch, dein Sessel und Lager zum Ausruhen sein.

Unter jedem Dache bleibt hier in Japan der Mensch allein die einzige Hauptsache. Und mehr Bedeutung erhält im japanischen Zimmer an die Papierwand dein Schatten hingestellt,

Als jemals unter europäischem Dache der ganze Mensch im möblierten Gemache. Und nur zu aller Zeit eine kleine, winzige Sache

Dem Menschen im leeren japanischen Haus das Gleichgewicht an Wichtigkeit hält. Das ist die Nische, wo eine einzige Bronzevase mit einem einzigen Blütenzweig

Raum auffällig ins Auge fällt, dahinter ein einziges Bild an der Wand und ein geschriebenes Gedicht ein paar Verse spricht

Und in der Leere des Zimmers künstlerische Gesell-
 schaft mit den Seelen der Menschen hält. Ein
 Künstler also oder ein Dichter noch immer mit
 dir spricht,
 Wenn sonst nichts im leeren japanischen Zimmer
 kriecht, als der Sonne zärtliche Lichter. Menschen
 verschwinden hier nicht unter den toten Dingen,
 Unter leblosen Teppichen, Tapeten und Möbelgestalten,
 die ihren Starrkrampf mitbringen, die mit bru-
 talen Linien und Farhengewalten
 Oft den Blick zum Einfachsten aufhalten, und die dich
 wie verstaubte Leichname umschlingen, und die oft
 den Druck einer ewigen Bürde dir aufzwingen.
 Einfach wie der Sonnenlauf ist das Leben unterm
 japanischen Dach. Abends rollen des Japaners
 Hände den seidenen Schlaffack auf,
 Und der Hausherr schließt seine papiernen Rahmen-
 wände, durch die der Mond sanft wie durch weiße
 Eierschalen hereinfließt.
 Jeder Napf, jede Teeschale ist winzig im Hausrat,
 leicht und ohne Beschwer; die Lackgeräte sanft
 und spiegelglatt; lautlos und elastisch die Bam-
 busmatte;
 Kühl und warm zugleich Seidenkleid und wattierter
 Seidenpfühl. Alle die zarten Dinge drücken nicht
 nieder mit Gewicht des Japaners Glieder und
 Gefühl.
 Und die Schlafrocktrachten, die weiten, hindern nicht
 seine Arme, die emsig arbeiten und seine Gedan-
 ken, die zu Zeiten, wie die Sonne hinträumend,
 sich in Unendlichkeit ausbreiten.
 Seiner Gedanken liebenswürdigste Wege. sich und den
 Nachbarn im Zimmer zu zeigen, schmückt der Ja-
 paner in der Nische immer die Vase mit ein paar
 grünen Zweigen,
 Mit der Jahreszeiten Lieblichkeiten. Er wechselt
 auch das Bild an der Wand, das ist auf Papier
 oder Seide gemalt, oft hunderte Jahre wertvoll
 und alt;
 Und er hängt öfters ein neues Gedicht sich hin, je
 nach der Zeiten, Feste und Tage wechselndem

Sinn. Ach, wie fühlte mein Auge sich ausruhn
 in den offenen, leeren Zimmern,
 Wo die Menschen, nicht beschwert von Stiefeln und
 Schuhen, auf weißen Seidenstrümpfen lautlos
 wie ihr eigener Besuch umgehen,
 Still bei ihren Gedanken wie Schatten hinter den
 hellen Papierwänden stehen und bei ihren immer
 fleißigen Händen!
 Durch irgendeine geöffnete Papierwand schaut ver-
 traut in den Zimmerrahmen ein Stück Straße
 oder grünes Land. Diese Aussicht wird im leeren,
 möbellosen Raume zur Wichtigkeit.
 Das kleinste Blatt am entferntesten Baume verliert
 seine Wichtigkeit. Jeder Käfer, jede Maus sieht,
 umrahmt von leeren Wänden, im japanischen
 Haus kameradschaftlich aus.
 Denn das Leben von draußen gesellt sich gefällig zu
 dem, der von Leere umgeben. Und die Landschaft
 im Fensterrahmen wird Kamerad.
 Der Japaner lebt Sommer und Winter mit ihr eng
 in Familie zusammen. Und wie wir im Stalle
 Kaninchen, die zahmen, betrachten, locken alle
 Japaner die Wolkenbrocken,
 Die Schneeflocken und der Regen, kommt er geschwom-
 men; als ob alle Jahreszeiten nur zur Unterhal-
 tung für ihn an seine leeren Wände kommen.
 Und als ob ihm alle ihre Leidenschaften auskramen,
 betrachtet er die Landschaften, die weiten, denn
 er selbst kennt von seinem Ich nur den Namen.
 Er fühlt mehr, als er sich fühlt, das All; ihm ist,
 Als tragen alle Dinge von seinem Herzklopfen mehr
 als sein eigen Herz einen Widerhall. —
 Als ich mich noch am Schiffsbord fand, hörte ich am
 letzten Morgen den Kapitän ernst sagen, als das
 Schiff vor Nagasaki stand:
 „In diesem Land hört niemand ein Kind je schreien
 und niemand ein Tier je klagen. Kein Erwach-
 sener wird ein Tier oder gar sein Kind hier schlagen.
 Sie verstehen, daß Tier und Kind noch beide mit dem
 Menschenleben unwissend sind und nach dem Le-
 bensweg fragen.

Warum sollte man ohrfeigen den, dessen Unwissenheit
 dich stumm bittet, ihm Zeit und Weg zu zeigen? —
 Und dann am Land sah ich mich um und überall ich
 diese Wahrheit fand. Mensch, Pflanze, Kind und
 Tier in diesem Land, alles sich schier wie eine
 einzige Familie nahe stand.
 Doch nicht bloß schaut ins Zimmer das grüne Land
 hinein zur offenen Papierwand, auch bei geschlos-
 senen Wänden prägen sich in dein Auge
 Baum, Blume, Käfer aus Goldlack und auf Por-
 zellan ein, und nicht die kleinste Teeschale läßt
 dich ohne ein winziges Weltbild sein.
 Auf den Kleidern der Kinder und Damen regen sich
 Wellen, Blumen, Mondschein gewebt dir entgegen.
 Nicht nur in ein Stoffstück unbelebt hüllt der
 Kleidersaum die Menschen ein.
 Sie gehen umher alle gehüllt in ein Stücklein Land-
 schaftstraum. Auf das Kleid gewebt ein Schwal-
 benheer, ein Zug Fische, eine fliegende Weihe
 über einer Wolkenreihe an dir vorüberschwebt;
 Und über das Pflanzen- und Tierbild sich das Men-
 schengesicht wie ein Gestirn licht erhebt; es sind
 das Kleid und der ganze Leib belebt
 Von freundlichen Bildern aus farbigem Gehirn; und
 mild, wie eine Papierlaterne, leuchtet über den
 schwarzen Augenbrauen die japanische Stirn,
 Und blizend schauen und sitzen, wie schwarze Dia-
 manten, die japanischen Augensterne, die sich in
 die Nähe und in die Ferne, in das Kleinste und
 in das Größte rizen.

Im Tempel des bronzenen Pferdes zu Nagasaki

Ein Rikschawagen, den eines blaugekleideten Rikschaw-
 mannes Fäuste anfassen, sprang wie in Ceylon
 und Hongkong, so auch in Japan mit mir durch
 die Budenstraßen.
 Der Morgenregen hatte nachgelassen, die Sonne kam
 froh daher und stand wie ein goldener Blend-
 spiegel über dem Meer.

Kreuz und quer läuft der Ritschawagen mit mir durch die friedlichen Straßenreihen, keine Menschen rufen und schreien, keine Pferde stampfen mit den Hufen,

Nur hölzerne Menschenschuhe klapperten und schufen eine Holzmelodie, einformig aus Tönen in allen Stufen.

Und die regelmäßigen, schönen, geordneten Waren-tische unter den Ziegeldächern zum Einkauf rufen. Vor einem blaubronzenen Tempeltor hält der Wagen im Lauf, das Tor besteht nur aus zwei Seiten-pfosten und oben quer ein dritter Bronzebalken darauf.

Ohne Türflügel steht das einfache Riesentor immer einladend auf. Ich steige auf breiten Steinstufen empor an einem Bergabhang,

Grünes Gras und Bäume stehen an der senkrechten Bergtreppe entlang. Noch ein paar Tore wie das erste durchschreite ich auf halber Höhe, die stehen wie aufmunternd zum Empfang,

Und ihre drei Balkenscheite sehen wie ein großer Buchstabe in die Weite. Oben unter grauen Ziegeltordächern mein Fuß eindrang, und ich bin in einem Tempelhof,

Der ist eine gepflasterte Terrasse am Bergabhang. Unter wuchtigen Dächern, die gleich Riesenkähnen in die Luft stiegen,

Liegen in roten Lachholzgemächern uralte goldene Reliquienschreine. Davor an einer langen Leine weiße Papierschnigel über Eingängen fliegen.

Um anzudeuten auch, daß gute Geister hier, baumeln, aus Stroh geknotet, dicke Taue, die sich im Morgenwind hell wiegen.

Auf das graue Hofpflaster sieht der Himmel, der blaue, und es sitzt auf der Mauer der erste rosigblühende Kirschenbaum, als war sein Geäst mit Zucker bespritzt;

Bei ihm bligt ein Springbrunnenteich, drinnen unter künstlichen Moosfelsen rote Goldfische leben. Das alte Wasser schimmert voll schwimmender Kirschenblüten,

Daneben erheben sich ein paar Teebuden, leicht aus Bambus gezimmert, deren rotwollene Decken auf niederen Tischen zum Sitzen unter die Ahornbäume luden.

Kleine japanische Teemädchen huschen aus den Türen, wohlfrisiert und geschminkt; sie verbeugen sich tief, und manch Händchen winkt.

Der Mädchen Lippe ist nur ein runder Punkt aus Karmin, ihre Augenbrauen Striche aus schwarzen Tuschen. Jedes Mäulchen miaut einen Morgenruß,

Und ihr Köpflein zur Seite gelegt, ist jede wie ein Vögelein, das durch die halbkahlen Buschäste dir zuschaut. Vom Terrassenende siehst du den Berg hinab.

Unten am hellgrünen Frühlingsgelände liegen Nagasaki bläuliche Ziegeldächer nahe der Meerbucht. Wie Fischschuppen blau und dicht ist die Dächerflucht.

Draußen im Seewasser schwimmen die Gruppen von Dzeandampfern und Panzerschiffen, wie Muscheln und Betten von kleinen Puppen.

Der Tempel hier oben ist von den Europäern genannt: der Tempel des bronzenen Pferdes, und allen wohlbekannt das lebensgroße Bronzepferd, das eines Morgens sich im Tempelhofe fand.

Und niemand weiß, aus wessen Hand der Bronzeuß entstand, nicht, welcher Künstler es erdacht, und wer es über Nacht zur Treppe hier herauf aufs Pflaster in den Tempelhof gebracht.

Das Pferd steht schlank, aus Bronze wohlgegossen, frank hingestellt auf einen Steintisch, einen großen, umgeben von den heiligen Steinlaternen,

Tags neben seinem Schatten in der Sonne, nachts wie verschwunden in den Sternen. Und alle, die es vorgefunden, und alle, die es hier betrachtet, haben ihm gern ein Stück von ihrem Leben hingegen, gaben dem Pferde in Gedanken Flügel und dachten nach, wer es wohl hergerufen,

Und ließen es noch einmal ohne Zügel, wie damals in der Nacht, die Bergstufen herauf auf diesen

Hügel traben und gehen fort und lassen es dann
 dort als Bronze stehen,
 Und Neue kommen, um es anzusehen, und alle haben
 mit dem Bronzepferd den gleichen Nachtritt un-
 ternommen.

O Menschenherz, du trabst mit allen Wundern gern
 im gleichen Schritt, liebst es, nimmt dich ein
 bronzenes Pferd oder dein Herz allnächtlich mit. —

Dieser Morgen erschien mir wie die Kirschenblüte
 voll Honig und ohne Sorgen, wie die Tempel-
 mädchen, die mir zugerant, und wie das Wun-
 derpferd gelaunt.

Ich habe über nichts mehr hier gestaunt, nur über
 den ersten Kirschenblütenbaum am Tempelzaun
 und über das erste Grasgrün im Erdbraun.

Das hat mich mehr wunder genommen, als hätten
 vor mir die Seemädchen selber Flügel bekommen
 und wären durch die Lüfte fortgeschwommen, wie
 die Meermöwen über die Meerbucht.

Ich habe nur immer mit jedem Auge die blühende
 Erde besucht; und als unten an den Bergstufen
 aus kleinen Seebuden am Bergfuß

Neue Geishamädchen ihren Gruß nach mir gerufen
 und mit den Augen zum See- und Liebesgenuß
 einluden,

Da erschien mir jeder Pflasterstein im Morgensonnen-
 schein rund wie ein küssender Menschenmund.
 Und wie alles um mich zum Lied und Reim wurde,

Dachte ich bei einem blühenden Goldregenbusch an
 meiner Liebsten gelbes Haar daheim, und ich ließ
 den Kischamann kaum mehr verschmaufen.

Und ich flog von Laden zu Laden, und ich trat in
 das schönste Schildkrotlager von Nagasaki ein, um
 für meine Liebste Arme voll Geschenke zu kaufen.

Prächtige gelbe Schildkrotkämme, jeder mit feinen
 Drachenschnigereien, gearbeitet wie eine Gemme.

Ich sah im Geist zwei Handgelenke, die steckten die
 Kämme vorsichtig in die Haarfülle ein,

Und ich bin im Geist ungesäumt heimgereist, und ich
 grüßte ihr jedes Haar, das im Licht wie der Früh-
 lingstag am Meer gleißt.

Und ich sah ihren Leib ohne Hülle milchrosig warten,
 wie der junge Kirschenbaum im Tempelgarten. —
 Rief uns nicht manchmal vertraut des Blutes Braut,
 das Weib, das uns zärtlich anschaut, das Leben
 wäre uns Männern trotz aller Hast ein Totenleib.
 Wer nie einen der sieben Himmel der Liebe erfaßt,
 der lebt wie im Wurmgewimmel auf einem Leich-
 nam zur Mast.
 Wer aber in allen sieben Himmeln der Liebe gewesen,
 der macht sich des Lebens Notizen zahn, der kann
 die Sprachen aller Dinge,
 Der Tiere, Vögel, Pflanzen und das Gesänge aller
 Herzen lesen und im rechten Takt mit der Gott-
 heit tanzen;
 Der kann reimen und stanzen, von der Sehnsucht ge-
 packt, dem kommt das Leben entgegen, umhalsend
 wie der zärtliche Frühlingsregen,
 Dem leuchtet das Herz durch die Kleider feurig und
 nackt; doch die sieben Himmel sind nicht zu er-
 zwingen,
 Und um durch sie hindurchzugehen, muß einer oft sein
 ganzes Leben lang mit dem geliebten Herzen ringen.
 Aber der Liebe Kämpfe sind göttliche Schmerzen.

Ein Kirschblütengarten bei Nagasaki

So muß es den Schwalben sein, wenn sie von Afrika
 aus der Hitze Brandschein, aus dem heißen Win-
 tersitze einziehen in Europa, in gemäßigtes Land,
 Und sie saugen dann die beweglichere Luft der kühlen
 Gräser, der regsamen Blüten, der feuchten April-
 lüfte ein.
 Ausgebrannt von den Tropentagen, fühlte ich hier in
 Japan meine Lunge von frischen Atemzügen freier
 getragen.
 Als wurde mein Leib ein Blätterbaum, und mein
 Herz durfte wieder, der Erde gehörend, Wurzel
 schlagen; vorher hatte überall nur die Tropen-
 sonne Raum.
 Ein kühles Lager auf halmiger Erde gab's in er-

hister Tropenwelt kaum. Aber hier grüntem kühl
 um mich die Hügel um Nagasaki
 Mit derselben Gebärde, wie in meiner fränkischen
 Heimat unter spielender Wolken Herde am bläu-
 lichen Waldsaum. Ich ließ mich an grünenden
 Wegzeilen
 Vorbei an der Erde Ackerbrüste hineilen, endlich ent-
 ronnen den Meilen einer unendlichen Hitzewüste.
 Ich grüßte jeden Weidenbusch,
 Der nassen Reisfelder Ackerkrum', den Landwind, das
 winkende Heckenlaub und jede blinkende Feldblum'.
 Wie aus Leder und Gummi aufgebaut,
 Hab' ich hinter mir im Geist die Tropenwelt geschaut,
 wo dir stündlich vor den Pflanzenleibern wie vor
 wilden Tierzähnen geheimnisvoll graut.
 Keine feuchte Wolke fliegt dort im Schwunge wie
 eine leichte Schwanenfeder vorüber; der Himmel
 ist dort immer ein Schlund,
 Der rot und rund geöffnet liegt, und die Sonne ist
 eine rauhe Feuerzunge.
 Mein Rikschawagen hat mich am Nachmittag hinauf
 in die Hügel über Nagasaki getragen. Ich sah
 über winzige Felder, die wie ein grünes Maschen-
 werk lagen;
 In den Berggruben und Berggrübchen, in die kleinsten
 Ecken aufgeschlagen, wie kleine grüne Stuben,
 lagen überall die Ackerlein hinter Graben und
 Hecken.
 Es gab keine gewaltsam geebneten Feldstrecken; win-
 zige Acker haben die Erde bedeckt in allen Win-
 keln und Verstecken.
 Das Gesicht der Erde war dadurch natürlich und
 wellig geblieben, weil die Japaner nicht gern auf-
 fällig die Züge der Erde verschieben.
 Zeit, Bescheidenheit und Emsigkeit, diese drei Worte
 standen überall in die Furchen der Felder ge-
 schrieben.
 Diese drei Worte waren im japanischen Reich aller
 Tage Eingang und Ausgangspforte.
 Noch war in Nagasaki manche Bananenpalme vom
 Süden stehengeblieben, die sich mit den fedrigen,

zierlichen Bambuswäldern fremd in die Feldlandschaft schieben.

Aber die Luft roch heimatlich nach Weilchen und nicht nach Sonnenbrand, und jeder Wegrand wie ein blaues Kissen voll Weilchen stand.

Weilchen und Kirschenblüten gingen vor mir her wie gute Geister, wie Kinder, die harmlos springen und meine brennende Sehnsucht mit Heimatgrüßen streichelnd empfangen.

Das Reiskorn stand, wie Gartenblumen mit der Hand gepflanzt, auf hohen Ackerkrumen in langen Zeilen, überall sah man des gebückten Gärtners Hand, Und nirgends war Maschinenwerk in diesem künstlerischen und insichverzückten, edlen Handwerksland. Auf den Hügeln hielt ich droben an einem Bambushaus, das hatte unter seinem Ziegeldach die Papierwände, Vorder- und Rückwand, weit aufgeschoben.

Man sah hindurch in den Garten, der hing reich voll Kirschenblüten, als wär er von Morgen- und Abendwolken zugleich rosig durchwoben.

Drinne im Gemach unterm Dachschatten stand der Besitzer mit seiner Pfeife auf den goldgelben Strohmatte und sah der Bergstraße nach.

Das Haus war, gleich einer Tenne, ein einziger Raum; war von der Straße aus wie ein Rahmen für den Garten, aus welchem Rotdorn und Kirschblust ins Gemach starren.

Der Besitzer des Gartens ging, als einziger Mensch in dem leeren Hause, hin und her; und als würde ihm das Alleinsein unter so viel Blütenpracht schwer,

Hatte er die Papierwände aufgeschoben, und die Vorübergehenden sahen nachdenklich zu ihm hinein. Der rosa Garten lag da wie ein Bilderrätsel, nicht zu entwirren.

Ich hörte daraus die Bienen ungestüm schwirren und dachte an das Liebesfest der Drohnen und Bienenkönigin, die sich um diese Zeit zu einer Bluthochzeit in die Lüfte verirren.

Seufzend hab' ich mich abgewendet von dieser Last

von Hochzeitslust, die auch bei den Blüten mit einem Seufzer endet.

Denn auch die Bäume können nie von Liebe gesättigt sein und sind wie Menschen von ewiger Sehnsucht angefaßt, und geht ihnen endlich die Lebensfülle ein mit der Jahre Last,
Dem ältesten Strunk juchhet noch im Frühling ein blühender Ast.

Rückkehr aufs Schiff

Am Spätnachmittag trafen sich alle, die vom Schiff ausgestiegen, wieder im Nagasaki-Hafen, um noch eine Nacht auf dem Meer zu schlafen.

Denn der Weg nach Kobe ging bis in den Morgen hinter der Inlandsee her, ins Herz von Japan hinein, vorbei an morgenlichtblauen Inseln durch perlmuttfarbene Meergassen,

An denen unter den Kiefernwäldern bei den Meersteinen, im feinen gelben Sonnennebel die kleinen, japanischen blassen Papierstädte saßen.

Im Frühlicht sahen sich Himmel und Inseln und Bäume an wie durchsichtiges blaues Porzellan, und nach einer Tag- und Nachtfahrt

Trieb mein Schiff an die Küste der Stadt Kobe heran. Dann habe ich hier des fünften Meeres Wassermassen verlassen.

Ich trennte mich nicht schwer vom schwanken Wasserhorizont, dem wenig Wirklichkeit und nur die Wolkengassen auf dem Rücken saßen.

Doch ehe des Schiffes Lichter fort aus dem ruhigen Wasser von Nagasaki im letzten Meerabend zogen, habe ich noch ein Zwiegespräch mit einem kleinen, japanischen Handspiegel gepflogen.

Das Allerheiligste in einem japanischen Shintoschrein schließt gewöhnlich drei Dinge ein:

Ein Schwert, das ist die Gerechtigkeit; ein Kleinod, das ist die Schönheit; und einen Spiegel, der zeigt dir die Gottheit, —

Denn siehst du in einen Spiegel hinein, erkennst du

dich selbst und in dir die Göttlichkeit. — Diese drei Dinge regieren seit Väterzeit, ohne Geschrei, das japanische Land. —

Am Bord fand ich am Abend noch Scharen von Verkäufern mit Nagasaki-Schildkrotwaren, und einer von ihnen legte vor mich einen Handspiegel hin. Und eine goldne Abendwolke, die sich über dem Schiff aufbaute, mir aus dem Spiegelglas wie meiner Liebsten goldnes Haupt entgegenschaute.

Der Spiegel saß in dicker, goldbrauner Schildkrot-
schale, ich konnte ihn nicht hastig genug mein
nennen und eilte mich und bezahle

Und glaubte, die goldene Wolke würde sich jetzt nie
mehr aus dem Spiegelglase trennen. Ich mußte
meinen Kopf auf die Brust senken

Und glücklich nachdenken über das Wunder, das ge-
schieht, daß der Liebende sich nicht selbst mehr im
Spiegel sieht.

Daß die Spiegel ihn aber nicht vermessen tranken,
wenn sie ihn vergessen, weil sie ihm dafür das
Gesicht, das ihn anzieht,

Das seine Gottheit ist, in ihrem Glase schenken.

Durch Japans Inlandsee

Draußen lag das emailblaue Morgenmeer, und das
Schiff ging, wie ein unwirkliches Ding, wie ein
schöner Gedanke, groß durch den Frühlingmorgen,
Der zwischen den vergißmeinnichtblauen Küsten hin-
floß, endlos und ohne Schranken. Das blank-
weiße Berdeck spiegelte des Himmels Bläue in
jedem Schattenversteck,

Als blühten Beilchen am Bord in jedem Sonneneck.
Und jeder Mensch stand von silbernen Scheinen
umgeben am Schiffstrand.

Das Küstenband kam und verschwand und ging dann
wie eine Girlande von beiden Schiffsseiten fried-
lich Hand in Hand,

Wie ein seliges Morgenwandern durch alle Zeiten.
Und jeder Passagier gemütlich sorglos dem andern

im Wege stand, als wäre die ganze Schiffswelt einander verwandt.

Solche helle Einheit strömte schon hier, an jeder Seestelle, der Anblick und die Nähe aus von dem schönen und sanften japanischen Land.

Voraus flogen Möwenscharen, wie aus Silberpapier, als ob sie ans Schiff an Seidenfäden gebunden waren und den Schiffskörper wie eine Kulissenwand spielend und flatternd zogen.

Dazwischen aber stürzten sie ins Wasser, blitzende Fische ergatternd von des Meeres silbernem Tische.

Nie mehr sah ich wieder, in einem Morgen vereint, in der Fern' und in der Näh' so viel Bläue und Licht, als über der japanischen Inlandsee

Aus den blauen Waldbuchten, aus den blauen Wasserfchluchten und aus den blauen Himmelswuchten wie aus tausend Toren und tief wie aus des Landes Poren scheint.

Als hatte die Welt jeden Schatten verloren, so schwamm das weiße Schiff auf kristallinen Emporen; mit blauem Schliff lagen die Küstengestalten,

Vom blauen Wasser getragen und hochgehalten. Und es hätte mich nicht gewundert, wären zwischen Wasserhimmeln und Lufthimmeln

Die Schaumwellen alle zu Silberschimmeln geworden und hätten sich vor das Schiff gespannt, wie vor einen Wagen,

Und wären mit ihm in die Bläue gerannt. Einen Körper hatte das Land, das man immer sah, kaum, Und das Kommen und Gehen der blauen Küsten war wie ein unendliches Geisterleben im Lichtraum.

Das Schiff, umgeben von dem großen Kristallstücke des Meeres, von dem Kristallstücke des Morgenhimmels und von der fernen blauen Kristallbrücke der Küste, die bewegt vorüberfloß,

War wie eine winzige graue Mücke, die ein einziger Diamant scharfgeschliffen einschloß; und jedem Herzen am Bordrand der Diamant seinen Blick als Wanderstab in die Hand gab.

Erster Blick in Kobe

Kein Rauch und kein Ruß über dem sonnigen Hafen
von Kobe stand; keine Schornsteine starren am
Himmelstrand;
Graue Dächer, wie eine Ziegelhaut ausgestreckt, so
weit das Auge schaut. Dicht mit dem Erdboden
vertraut
Liegt jede japanische Stadt dicht an den Boden ge-
baut und steigt an, sanft über Bergabhänge ge-
staut, überall mit zahmem, geducktem Gedränge.
Die Stille des Meeres und des Meeres Gedanken-
größe kamen vertraulich nah an die Gassen zum
geruhigen Land,
Und leicht konnte man dort vor dem Frieden den
Gedanken fassen, als genösse hier jeder Mensch
der Weltseele Größe und wisse nichts von Gut
und Böse.
So wenig, wie der Schatten eines Baumes an der
Häuserwand des Morgens dalag, weil er gut
war, und des Abends, weil er böse, gezwungen
wurde und verschwand,
Sondern der Schatten untertan ist dem regelmäßigen
Tag, so auch der Ordnung untertan und wohl-
geordnet des Landes Seele unter der Sonne lag.
Die Straßen der Kaufbuden luden breiter in Kobe
ein als in Nagasaki und in längeren Reihn, aber
waren ebenso klein.
Ein lebhaftes Stadtleben eilte eifrig zwischen den
graublauen Ziegeldächern weiter und war dabei
wie draußen der Meerglanz unter der Sonne
lautlos und heiter.
Da es Vorfrühling war, ging die japanische Men-
schenschar noch immer in grauer, gedämpfter Seide;
sie waren unscheinbar wie Mäuse und farblos in
ihrem wattierten Kleide.
In düsterem Stahlblau, Tiefblau und Rußbraun wa-
ren die meisten mehr nützlich als lustig fürs Auge
anzuschau'n. Ich fragte mich oft, wo denn die
japanische Buntheit lebt,
Die auf japanischen Fächern und Bildern aus glit-

zernenden Seidenfäden Menschengestalten wie Paradiesvögel aus Regenbogenfarben webt.
 Aber der Sommer war noch nicht gekommen, wo sie alle als Schmetterlinge leuchten; jetzt waren sie noch alle gekleidet wie die Aprilwolken, die feuchten. —
 Und wenn ich an japanische Bilder dachte, mußte ich mir gestehen, daß auch die japanischen Künstler und Dichter mehr Farben, als die Wirklichkeit täglich hat, sehen.
 Denn der Künstler wird ja nie am Leben satt und muß mit seiner großen Sehnsucht vergehen, darf er nicht zeigen,
 Was seine Augen hinter den Dingen an neuen Himmeln und neuen Höllen einfingen, darf er nicht das zweite Gesicht sich und den andern zur Welt bringen;
 Jene Unwirklichkeitsbilder, die mit ihm stündlich überwältigend ringen, die ihn zum Singen und Malen zwingen,
 Die ihn mit ihrer Sehnsucht umbringen, läßt er nicht sein Herz mit der Unwirklichkeit schwingen. —
 Der Künstler muß den Unwirklichkeitsbildern fröhnen, die mit ihm reden, lachen, weinen, stöhnen, die in der Künstlerseele kommen und gehen,
 Und sich mit der Wirklichkeit nur im Kunstwerk versöhnen; die aus des Künstlers Einsamkeit sich ihre Werkstatt machen und dort arbeiten, und die beerauschen gleich dem stärksten Weine,
 Und die seine verborgensten Schmerzen umwandeln in sichtbare Edelsteine. Edelsteine, die dann mehr als tausend Weisheitskerzen plötzlich das Licht in der Welt anfachen
 Und bald als Genien erscheinen und bald als Dämonen und Drachen. So lebt der Künstler unsichtbar vor der Welt, unsichtbar in einem ewigen Feuerrachen gleich einem verborgenen Gott;
 Aber sichtbar ist er wie die andern aus Fleisch und Blut hergestellt und muß, bedroht vom täglichen Verlachen und Verhöhnern, unter den Menschen als Menschlein wohnen

Und trägt einen modischen Hut auf dem Haupt über
seinen rotblühenden Dornenkronen und ist der
ewige Weltreisende der Götter in den tief un-
wirklichsten Zonen.

Abend in der Theaterstraße von Kobe

Immer wieder warten deine Ohren in den japani-
schen Straßen auf Geschrei und Rumoren, aber
lautlos emsig zogen die graugekleideten Menschen
in den Kobestraßen vorbei,

Humpelten geschäftig und eintönig Männer, Frauen
und Kind auf den winzigen Holzbänklein, die ihre
klappernden Schuhe sind.

Raum daß sie einen neugierigen Blick dir schenken.
Alle versenken sich arbeitsam, und aller Handel
bewegt sich mit Ruhe,

Als wenn hier alle Leute geduldig am Lebenstor
Queue stehn und sind zahm, weil jeder hier wußte,
daß er vom Leben seine Lebensration bekam.

Am Abend nahm ich einen Rikschawagen zur Theater-
straße; dort ist Theater neben Theater aufgeschlagen.

Am Wege hie und da manches erleuchtete Wohnhaus,
wie eine Laterna magica, mich ansah. Durch die
papierhellen Wände fielen die Schattenbilder der
Menschen wie Gespenstergraus.

Man sah der Infassen vergrößerte Schattenhände,
die liefen durch Lichtkegel wie Riesenspinnen auf
die Straße hinaus,

Und manche erleuchtete Papierwand stand in der
Nachtluft wie ein weißes Segel, und viele Häu-
ser zeigten ihre offenen, hellen Gemächer unter
der dunklen Fracht ihrer schweren Ziegeldächer

Und waren wie für die Scharen der Sterne weit auf-
gemacht. In den langen Straßen hinunter standen
diese winzigen Häuslein wie helle Schubladien
und Fächer,

Und ihre Dächer darüber wie von geschweiften Schif-
fen die Schatten, die sich zur Nacht neben ein-
ander verankert hatten.

Auf einem weiten, unbebauten Feld lag die Theater-
 straße, wo den Nachthimmel Hunderte Lampen
 und Laternen gelb anschauten,
 Und wo für wenig Geld auf vielen hölzernen Bam-
 busbauten, hinter Schminke und Maske, die
 Schauspieler ihre Tränen verkaufen,
 Ihre Gesten und Mienen darboten zu Nachtfesten,
 daß ihnen die Menschen, wie die Bienen dem
 Honig, nachlaufen.
 Die einstöckigen Bambushäuser da draußen beluden
 sich mit Papierlaternen, und alle Theaterbuden
 standen hell beschienen,
 Mit langen Reihen von weißen Tuchbildern behangen,
 darauf die Szenen der Schauspiele, blau und rot,
 im Nachthimmel wie Hunderte Fähnlein prangen.
 Ich bin zuerst im Menschengedräng vor diesen Bil-
 derzelten hingegangen; und aus dem Budeninnern
 die Stimmen von den Bühnen
 Gleichwie aus aufgestellten Phonographen klangen.
 Ich konnte nicht glauben, daß diese zerbrechlichen
 Holzhäuser die japanische alte Theaterkunst ent-
 halten,
 Daß sie manch Jahrhundert schon Japan zur Ehr-
 furcht zwangen mit ihrer Kunst, die ganz Japan
 bewundert. Denn diese Bambus-scheunen gar keine
 Pracht enthalten.
 Keine marmornen Treppenhäuser, keine Auffahrten
 auf die Besucher mit Prunksäulen warten; einfach
 wie Jahrmarkt-buden, dünn wie die Häuser aus
 Spielfarten,
 Hier die Theater nebeneinander in den Nachthimmel
 starrten. Und entlang an der Papierlaternen ge-
 dämpftem Schein und unter elektrischen Birnen-
 lampen
 War ein Volksgewimmel und einfaches Abendgewan-
 der, und nur die vielen lebhaften Augen glänzten
 ineinander hinein,
 Aber nirgends war Lärm, und kein Geschrei riß die
 Nachtstille ein.
 Nur ein Tuchvorhang oder eine dünne Bambuswand
 trennte den Zuschauerraum vom Straßengang.

Draußen Kopf an Kopf die Menge stand, und drin-
 nen ich Kopf an Kopf die Leute am Boden auf
 Strohmatten niedergekauert fand,
 Und alle horchten atemlos, als ob sie den leidens-
 schaftlich besorgten Stimmen, die das Wort auf
 der Bühne hatten, alle ihren Atem borgten.
 Ein viereckiger Platz, von einem Balkon umgeben,
 und die Decke getragen von manchem Balkenbaum,
 war der Zuschauerraum,
 Aus honigfarbenem Naturholz, anspruchlos, lustig
 und groß; dagegen die Bühne war lang und tief,
 aber nicht höher als die Schauspieler bloß.
 In dem langen, niederen Bühnenrahmen die Schau-
 spieler mit jeder Geste, wie auf einem Relief,
 zur Wirkung kamen.
 Und wichtig war jeder Schauspieler hingestellt, daß
 zuerst er allein und nichts anderes dem Zuschauer
 in die Augen fällt.
 Ich ging in ein Theater hinein auf den Zehen, indes
 ich die Worte zuerst auffing, ohne zu verstehen,
 und im Sehen am Schauspiel wie ein Tauber hing,
 Dessen Augen allen Gesten mit Inbrunst nachgehen.
 Ich sah einen Akt, der wurde nicht gesprochen,
 sondern geweint.
 Vorwurfsvoll und gebrochen kniete ein Kind, und ein
 Mann kam auf den Knien zu ihm gekrochen; er
 hatte ihm, seinem Knaben, die Mutter verstoßen;
 Und durch Verhungern zu sterben hatte diese bei sich
 beschlossen. Es war vom Drama der letzte Akt,
 und einsam, von Verzweiflung gepackt,
 Erzählte der knieende Vater dem knieenden Kind, wie
 die Menschen einander doch ewig unbekannt sind
 Und nicht mehr Willen haben als die Schatten, be-
 wegt von der Kerze im Wind. Die Schatten,
 die ein Bilderleben treiben
 Und die Menschen auf durchsichtigen Papierwänden
 beschreiben.
 Der Mann hat geschluchzt, und das Kind, mit Ge-
 wimmer, sah das mutterleere Zimmer wie ein
 Gespenst betroffen an.
 Offen waren alle Papiertüren, und der Hungertod,

der die Mutter fortgetragen, war in allen Haus-
 winkeln noch, wie ein ausgebranntes Feuer, durch
 die Stille zu spüren.
 Der Vater wollte mit Worten die eisige Ruhe wieder
 warm schüren, aber seine Zunge sprang nur wie
 der Wind in das Zimmer hinein,
 Und sprach er auch auf das Kind ein, er konnte dem
 Kleinen doch nur der Vater und nicht auch die
 Mutter sein.
 Und die beiden Knieenden konnten nur miteinander
 weinen; und bei einem Lämplein, das knisternd
 um sich sichts,
 Knieten sie bei ihren Tränen, die in das Öl hinein-
 fielen, und ein Schluchzen klapperte in ihren
 Zähnen,
 Als ob die stillen Schmerzen, die großen Riesen, mit
 den Herzen der Verlassenen Würfel spielen. — —
 Ich ging dann von diesem Theater in ein zweites
 hinein, da übten die Schauspieler Waffentänze
 auf einfacher Bühne.
 Kühne Angriffe mit antiken Säbeln und Speeren,
 und einer schwang zwei Schwerter zugleich und
 hatte Geschicklichkeit, mit der Linken und Rechten
 Unsichtbare Angriffe abzuwehren, und ich sah ihn mit
 sich selber fechten, er stellte zwei und mehr Men-
 schen zugleich dar,
 Ziel sich selbst an und verteidigte sich gegen eine un-
 sichtbare Schar. Dann kam er in alter Samurai-
 rüstung angesprungen,
 Breitspurig, blutdürstig und gedrungen, und spielte
 einen, der mit Speer und Schwert und Bogen
 und Pfeil dreifach auf einmal zielte;
 Blitzgewandt flizt der Pfeil, sizt der Speer, hat das
 Schwert gebrannt.
 Nach einer Weil' hab' ich mich einem dritten Theater
 zugewandt, da lachte ein lustiges Stück; volks-
 witzig saß einer, bei allen beliebt,
 Und schon wenn sein Mundwinkel sich rührt und
 verschiebt, er damit das Zeichen zum Massen-
 lachen gibt,
 Und wenn sein Ohr zuckt und die Zunge ruckt und

ein gewizelt Wort ausspuckt, war er wie ein Floh,
 der das ganze Theater figelt,
 Daß das ganze Theater fortguckt und sich unter Krüm-
 mungen juckt.
 Aus diesem Lachen und Schrein trat ich fort in ein
 viertes Theater hinein, wieder zurück zu einem
 ernstern Wort.
 Hier wurde ein Hofstück gespielt von Hofdamen und
 Damyonß in einem Mikadoschloß. Die Bühne,
 die, wie alle, ohne Kulissen war —
 Nur mit Schiebetüren wie in jedem japanischen
 Haus —, stellte ein Zimmer im Kaiserschloß dar,
 veranschaulicht auf der Papierwand durch etwas
 Goldgeschimmer.
 Aber sonst kein Kulissenwust den Zuschauer fort vom
 Spiele lockte. Ein großer Schogun in der Mitte
 zwischen zwei Ministern auf dem Boden hockte.
 Sie sprachen und rührten die Hand kaum, da eine
 Beratung stattfand. Aber von der Frau des Scho-
 gun war eine Hofdame als Horcherin ausgesandt,
 Die erschien mitten im Stücke auf der Holzbrücke,
 welche die Bühne quer durch den Zuschauerraum
 mit dem Theatereingang nach der Straße verband.
 Diese Brücke ist nicht höher als die Köpfe der hocken-
 den Beschauer. Wenn die Dauer der Spannung
 erhöht werden soll,
 Wenn von außen das Verhängnis einem Schicksal
 der Bühne naht, tritt der Schauspieler nicht auf
 der Szene ein,
 Sondern kommt, wie von der Straße, durch den Zu-
 schauerraum auf diesem Bretterweg auf der Brücke
 an den Köpfen der Menge vorbei,
 In das Stück und in die Handlung hinein. Dabei
 drückt er in steter Verwandlung der Mimik den
 Charakter seiner Person aus.
 Und ein Schauder geht durch das Haus bei seinem
 gestikulierenden Näherschleichen, Horchen und Er-
 bleichen.
 Aber er verrät sich mit keinem Ton, bis er an eine
 Türe kommt, die ist wie ein Zaun an der Bühne
 aus drei Hölzern gezimmert;

Und wenn er durch diese eingetreten, dann ist er erst
 vor den Mienen der Spieler im Stück erschienen.
 Die Zuschauer konnten schon lange ihm folgen,
 Und jedem wurde bange, kommt das Drama mitten
 unter der Schaumenge in Gestalten angeschritten,
 die sich, wie außerhalb der Stücke, auf der Brücke
 zum Zuschauer halten
 Und dann erst eintreten auf die Bühne, mit Schick-
 salschwere den Knoten und die Lücke der Hand-
 lung zerspaltten.
 Die japanische Bühne ist nicht ein Guckkasten bloß,
 die Schauspieler faßten groß hinaus in den Zu-
 schauerraum,
 So daß das ganze Theater eine Handlung erhaben
 umschloß; und immer mit gleich viel Lust am
 Traum wie an der Wirklichkeit
 Saß rings die Menschenmenge, unscheinbar in ihren
 mäusegrauen Kasten aus Seiden und rauchte
 zwei Züge und tauchte in den feinen Rauchfah-
 nen unter
 Und hatte unendliche Zeit für die aus dem Leben
 erdichteten Leiden.
 Die Hofdame sollte den Tod eines Prinzen verhüten,
 der ist noch klein, ist des Schoguns Sohn; und
 sie schließt sich im nächsten Akt mit ihm ein und
 hält ihn versteckt,
 Und sie erwartet ängstlich des Kindes Geschick, in-
 dessen draußen, von einer Papierwand verdeckt,
 spielt die Musik,
 Holzstäbe klappern, Saiten zirpen und Trommeln
 pochen, das Kind und die Hofdame tändeln und
 plappern,
 Bis die Stunde hart naht, wo die Gefahr sich enger
 und enger um das Versteck des Kindes dann
 schart. Schon zieht die Gefahr vorbei, krümmt
 dem Kind kein Haar,
 Und man glaubt, es hat die Dame das Kind be-
 wahrt, — bis der Hofdame Herz plötzlich selbst
 zu einem Mörderherzen erstarrt, —
 Als sich ihr schnell, weiß vor Schreck, des Kindes
 Ähnlichkeit mit dem Schogun offenbart. Da

erscholl kein Schrei in ihr, nur ein Pfeifen ihrer Kehle sagt,

Daß sie das Kind töten will, das Kind, das sie beschützen soll; denn des Kindes Anblick, das plötzlich dem heimlich Begehrten gleicht, macht sie toll; Und für ihn, den sie liebt, der sie abwies, und der ihr nie gehören soll, wird sie verhängnisvoll ein Dämon. Sie erschrickt nicht vor Strafe und Tod; sie ersticht sein Kind mit ihrem Seidenärmel,

Weil das Kind bald wie der Mann, den sie haßt, bald wie der Mann, den sie liebt, auf sie blickt. Aber weil sie noch vor der Tat erblaßt, schminkt sie sich erst rot,

Lockt das Kind dann heran, drückt es an sich, verzückt und grausam zugleich —, und der Mord ist geglückt.

Aber danach liegt sie lange über das tote Kind gebückt, wie eine satte Schlange, und spricht Reden verrückt, indes die Musik mit dem Saitenspiel glückt, Wie von der Wollust des Mordes entzückt, indes die Musik wie ein Wasser das Lachen der Mörderin schluckt.

Dann stellt sich die Hofdame auf, bettet den Leichnam auf Kissen, stellt einen gemalten Wandschirm darum. Niemand sollte den Mord als nur der verhaßte Schogun zuerst wissen. Aber sie eilte kaum durch die Thür auf die Brücke und in den Zuschauerraum, Da begegnet ihr nicht der Schogun, sondern gleichwie ein Traumgesicht am Ende der Brücke steht ihres totgeglaubten Mannes aufgerichteter Leib.

Er lebt, kam zurück aus Verbannung und Not; sie glaubt, sie sieht seinen Geist, duckt sich schrittweis, kaum trägt sie ihr Fuß.

Doch sie erwägt, macht Freudenzeichen und geht ihrem Manne entgegen; der kommt näher mit seinen Dienern und bietet ihr Gruß, er, der Freund des Schogun, sieht sein Weib trotz der Schminke erbleichen.

Sie läßt ihn zitternd in das Gemach hinein, wo der Mord geschehen; er tritt ahnungslos ein, bis die Diener das tote Kind finden, hinreichen, —

Da sieht man das Weib fortschleichen über die Brücke,
sich winden; ihr Mann, der den Bogen vor Wut
gespannt, will, daß ihr der Tod naheile,
Doch sie entfloh mit seinem Köcher voll Pfeile. Erst
im nächsten Akt wird dann bekannt, daß sie
Wahnsinn angepakt;
Und Tod und Rach' erhielten ihren Anteil: sie erstach
sich mit einem vergifteten Pfeil.

Am Nunobikivasserfall bei Kobe

Ich ging am nächsten Tag, noch das Schauspiel vom
Abend vorher im Sinn, auf den bergigen Wegen
im Hintergrunde von Kobe hin.

Da war mir, als ob ich gestorben bin, und mein
Leib ging geistlos, und abwesend war mein irdis-
ches Auge, stets in der Vergangenheit lesend,

Und sah zurück nach dem Schauspielerweib, das wuchs
riesengroß, nahm Städte, Meere, Berge wie ein
Kind auf ihren Schoß,

Ließ es nicht mehr los, und die Berge und Bäume
und alles, was ich erblickt, lagen vor diesem
Weibe, wie von einer riesigen Schlingpflanze eng
umstrickt. —

Ich kam in ein Berggedräng, da war ein Weg; wie
ein Parkpfad im Grünen stieg er hinauf, fern
vernahm ich ein Donnern.

Als kamen Lawinen kopfüber im Lauf. Eine senk-
rechte grüne Schlucht tat sich zwischen Berg-
buckeln auf,

Dort stürzte, wie ein schaumiges Tier, ein Wasserfall
aus dem Felsenrevier, der sich, wie ein Stier mit
weißem Horn, aus Felsentor und Walddorn

Den Weg im Sprung aus der Höhe kürzte. Im
Laubengang zwitscherte Vogelsang, schiefes Farn-
kraut wuchs am Abhang zuhauf,

Spannt' sich über die naßdunkle Erde auf; und wie
eine Bühne hing eine Bambusbrücke, eine kühne,
quer über das Tal vor des Schaumes Säule am
Wasserfall her.

Und ich verstand im Wasserschall die Worte meiner
 Gedanken nicht mehr, als an der Brückenpforte
 ein Hüttlein mich aufnahm,
 Ein Teehaus, zu dem ich kam; das saß am weißen
 Wasserfalle, wie eine Fliege am weißen Kleidersaum.
 Auf der verdeckten Brücke war hier der Zuschauer-
 raum, von wo aus das Schauspiel von Sturz und
 Donner und Schaum die Menschen entrückte.
 Ein Schwarm von blühenden Kirschenbäumen hing
 dem grauen Felsen im steinernen Arm. Die Kir-
 schenblüten vor den Wasserkaskaden waren wie
 rosige Wolken, die am Abhang baden.
 Die überdachte Bambusbrücke schwankte leicht mit
 stetem Zittern mit ihren dünnen Bambusrohrgit-
 tern, als ob auch hier wie im Theater die Furcht
 im Schrecken den Zuschauerraum beschleicht.
 Neben mir saßen Pärchen von Japanern und Japa-
 nerinnen auf ausgebreiteten roten, wollenen
 Decken und schienen hinter ihren papierenen Fä-
 chern von aller Furcht unerreicht;
 Saßen bei kleinen Teeschalen, winzigen Kuchen und
 winzigen Blumensträußen, lispelnd und wispernd
 gleich knuspernden grauen Mäusen.
 Ich ließ den kühlen, weißen Nunobikiwasserfall sich
 eine Weile kopfüber vor mir zwischen die rosigen
 Kirschblüten einwühlen, ließ ihn die Nachtbilder
 der Theaterstraße fortspülen
 Und atmete auf der Brücke, trotz dem Donner von
 tausend Mühlen, wieder friedlich theaterlos bei
 Pflanzen, Steinen, Wassern, bei kleinen japani-
 schen Verliebten
 Und baute mir aus meinen Frühlingsgefühlen für
 mich und meine ferne Liebste der Zukunft schau-
 miges Luftschloß.

Fahrt nach Osaka

Eines Morgens brachte mich eine Stunde Eisenbahn-
 fahrt hin nach Osaka; Telegraphenstangen vorbeis-
 sprangen, lichtgelbe Kapsäaten und blaue Leinfelder

Und die bewässerten Erdstrecken der Reisäcker, die im
 Frühjahr sich mit Wasserspiegeln wie weite Seen
 bedecken.
 Als ich in Biereden die Äcker vorübergehen sah und
 ich hie und da an einem Kiefernwaldsaum vor-
 überschwebte,
 Wußte ich kaum, daß ich eine halbe Erdkugelhälfte
 fern im Weltraum fort von der Heimat lebte.
 So ähnlich wie nur daheim in Franken,
 So wie im Herzen von Deutschland stand die japa-
 nische Erde da unterm Regen mit ihren dunkel-
 grün gestreiften Flanken.
 Aus dem grünen Weizenfeld sahen die blauen Korn-
 blumen, und Regenwolken schleiften wie eines
 Müllers weiße Säcke über die Ackerkrumen.
 Als wär' der Himmel wie ein grauer Esel bepackt,
 und Mühseligkeit und Arbeit und Schläge gingen,
 ohne ihren Trotz zu ändern,
 Auch hier, wie in allen Ländern rings um die Erde,
 im gleichen Takt.
 Und nur die Leidenschaft, die Liebe allein, kann gleich
 den verklärten Kornblumen, die an den Feldbrän-
 dern in blauen Bändern saßen, sich mit blauen
 Träumen befassen;
 Und wie der Weizen, der über die Kornblumen fort-
 schaut, nützlich heißt und die Kornblumenmassen
 ein Unkraut nennt, so muß sich oft die Liebe ein
 Unkraut vom Unverstand schelten lassen.

Osaka

Osaka, die Strom- und Meerstadt, empfing mich wie
 eine einzige, riesige Werkstatt. Dicht liegt Haus
 bei Haus;
 Schornsteine und Kamine ragen in den Nebel hinaus.
 Der Regen hatte die Dächer, die Brücken und
 die unendliche Strombreite mit Nebel beschlagen;
 Meer, Nebel und Dampf hüllten die Uferseite, aber
 in all dem Nebelkampf lagen doch noch japanische
 Freundlichkeiten

Über all den grauen, einstöckigen Häusern, die ihre Dächer wie eine unendliche, graue Ziegelwüste über die hölzernen, grauen Schubfächer der kleinen Zimmer breiten.

Unterm Regen gingen die Japaner, rund umgeben von ihren ölgetränkten gelben Papierschirmen, hell beleuchtet wie von einem Sonnenrad,

Indessen sie die Schlafrockkleider über die Knöchel heben. Und jeder humpelte und klapperte auf seinen Holzsandalen eilig über den regenplätschernden Straßenpfad.

Die Zinndrachen der Dachrinnen spieen ihr Wasser in die Straßen herab, und viele laute Kaskaden sprangen lustig von allen Hauszinnen.

Als hätten die Hausdächer unter Lachen zu einem Wasserspiele ihre Rachen geöffnet und nähmen sich die Vorübergehenden zum Ziele.

Ich trat unter das Dach eines Satsumamalers, stieg einer winzigen Treppe nach und freute mich in dem kleinen Werkstattgemach an dem emsigen Meister und seinen Kunstgesellen,

An jenen winzigsten, kostbaren Bildern, die sich nur unter dem Glas einer Lupe herstellen. Ich sah, wie die nur punktgroßen Schmetterlinge und Fliegen

Und ihre bunten Flügeldecken und Füßchen entstehen; sie sind auf der Innenseite von winzigen Porzellannäpfen mit dem bloßen Auge kaum zu sehen, Als ob sie sich in den gekrahten Rissen und in den absichtlichen Sprüngen der Porzellanhaut in bunten Schwärmen zu verstecken wissen.

Auf einem einfachen Rissen auf den Bodenmatten, am Fenster entlang, saß jeder Maler lautlos wie sein eigener Schatten,

Und eine Lupe war vor ihm angeschraubt, darunter entstanden, von Gold und winzigen Farbpunkten bestaubt,

Die wimmelnden Insekten, die deine Augen auf dem Porzellan kaum entdeckten. Auch alle Vorlagebücher sah ich an,

Die sich in der Malerfamilie vererbten seit manchem

Jahrhundert, wobei dein Herz still die japanische
 Lust an alten Traditionen bewundert.
 Ich trennte mich schwer von dem kleinen Dachzimmer,
 wissend: von ihm aus ging der Schimmer einer
 kostbaren Kunst rings um die Erde her.
 Hätte man die Kammer — sie war wie jedes Ge-
 mach in Japan außer den Malern ganz leer —
 angefüllt mit dem Heer der goldglimmenden Flie-
 gen und Schmetterlinge,
 Die schon von hier aus in die Weltluft gestiegen,
 man könnte nicht in dem Hause schnaufen, so
 dicht müßte dort die Luft von Insektenflügeln
 voll bis unter die Dachtraufen liegen.
 Der Regen tropfte schwach an die papiernen Schei-
 ben; ich konnte mich nur schwer aus dem uralten
 hölzernen Arbeitsraum fortbewegen,
 Wollte gern hier bleiben und niederkauern, beschei-
 den in den Holzmauern, und die Welt draußen
 meiden im Freien;
 Ließ gern die Dachtraufen draußen ihren Schaum
 speien und wollte zuschauen, wie im Traum hier
 die Goldpunkte der Käfer und Bienen entstehen;
 Inzwischen würde unterm grauen Nebel die Erde sich
 drehen, ohne daß die Augen sehnsüchtig auf Jahre
 sehen, auf Tage oder Stunden.
 Ich habe aus diesem fleißigen Haus nur schwer den
 Weg weiter unter dem Heer der Dachtraufen
 fortgefunden.

Das Schloß von Osaka

In Osaka liegt ein mittelalterlich Zitadellenschloß,
 das auf stämmigen Granitmauern einst aufschloß,
 von breiten Gräben umgeben.
 Und nur noch Steinwälle und Gräben heute die Zita-
 delle überleben. Die Einfahrt durch Tore ist, wie
 in eine Festung, hart und gründlich ummauert.
 Die Geschichte des Schlosses, die heute noch auf der
 einsamen Plattform die Leere des Platzes über-
 dauert, hat mein Herz mehr noch als alle Dede
 dort durchschauert.

Im Haupthaus belagert und bedrängt war damals
 eine kleine Schar Hofleute und Krieger mit
 Frauen und Kindern eng eingezwängt,
 Die wußten eines Tages, der Feind war endlich
 Sieger. Aber sie gaben sich nicht in seine Ge-
 walt, sie steckten mit eigener Hand das Haus in
 Brand;
 Sie blieben zusammen, Mann und Weib, als das
 Schloß, statt von goldenen Wänden umgeben,
 mitten in goldroten Bränden stand.
 Sie hatten an der Schloßstreppe eine Quelle daneben,
 das „goldene Wasser“, genannt so wegen seiner
 Helle; aber niemand von den Eingeschlossenen
 eine Hand
 Hin zum Quellenrand rührte; jeder lieber die Flam-
 men als das Wasser auf seinen Lippen spürte,
 Damit ein Scheiterhaufen sie alle zusammen als Hel-
 den und Heldinnen fort ins Nirwana führte.
 Jetzt müssen die Gräben dort verschlammten, die Wall-
 mauern rammen sich aber noch fest in die Erde
 Und zeigen noch in ihrer Geste die Haltung und
 Reste einer einstigen mutigen Gebärde.
 Aber von jenem Todesfeste unversehrt lebend blieb nur
 noch die goldene Quelle, die steht heute noch klar
 wie der Spiegel der Mutigsten an der Treppenstelle.
 Ich sah von der Grundmauer der einstigen Zitadelle
 jetzt im Regennebel auf Dsakas Fabriken und
 Schloten, die den Himmel rundum mit Rauch be-
 schütten,
 Stand nahe bei Esse und Brand, und die Festung sah
 mich gewaltig an und sprach über das Land:
 Kaufmannsarbeit und Soldatenmut sind einander
 wohlverwandt, aber ein Soldatenherz aus einem
 Guß
 Tat von jeher mehr, als der Arbeiter kann und muß.
 Doch der höchste Mut ist der Mut zur Liebes-
 leidenschaft, die leicht sieben Paradiese gelobt der
 Liebeskraft,
 Aber oft den Menschen wie eine Brandflut umtobt
 und tödend dahintrafft.

Glocke und Schildkrötenteich im Tennoyitempel in Osaka

Gegen Abend trat ich noch in den Tennoyitempel-
garten. Schwere Steinlaternen stehn, wie über-
all, am Tempelwege,
Und um die roten Schreine unter den grauen, ge-
schweiften Dächern wimmelten viele Menschenbeine.
Hohe Schwarzkieferbäume standen verfinstert im Haine,
ich fand eine neue, ungeheure Glocke unter ein
Strohmattehdach gestellt,
Ihr neuer Tempel stand als unfertig Gerüst in der
Nähe, — der Tempel, in den die Glocke dann
Einzug hält.
Diese mächtigste aller Glocken der Welt war aus den
geopferten Bronzespiegeln der Frauen von Osaka
gegossen.
Metallspiegel, die einst jeder das Bild eines Weibes
genossen, waren hier in Schmelzgut zu einer
Glocke zusammengeflossen.
Wie wunderbar muß der Klang sein, denkt diese
Glocke ihr Leben lang an die schönsten Augen
und Lippen und Wangen,
Die einst an ihrem Metall mit Blicken und Seufzern
gehangen. Von der Glocke nicht weit ist unter
einem Dach ein Steinbecken tief und breit.
Ein Wasserbach springt aus dem Maul einer stei-
nern Schildkröte schnell in den Trog; unge-
zählt schwammen feine Papierstreifen drinnen dem
Wasserstrom nach,
Und von mancher Hand ein neuer Zettel hin zum
Wasser flog über den Brunnenrand. Die gelben,
langen Papierstreifen, die da im Trog fort trieben,
Waren alle beschrieben; es sind Briefe, Nachrichten
an die Toten, Bitten mit Gedichten an die ge-
storbenen Lieben,
Welche untröstliche Lebende an das Totenreich richten.—
O Sehnsucht, wie du rings um die Erde dir gleich
bleibst!
Es ist dir kein Weg zu unmöglich, auch nicht, wenn
du gläubig mit Tinte an Tote schreibst.

Dankthenden, Die geflügelte Erde

Ankunft in der alten Kaiserstadt Kioto

Von Osaka, dem nebligen Hafen, reißt' ich dann mit
der Eisenbahn fort, unter Regenwolken nach der
Königs- und Tempelstadt Kioto

Und kam an am uraltesten Ort japanischer Künste und
Sitten, der inmitten des Landes gelegen, von
einem schönen Flußbett durchschnitten,

Umgeben von regen Berglinien, die ihre Schatten seit
Jahrtausend über den Kaiserpalast morgens und
abends über die Gassen und Gäßchen legen.

Ich sah die Brücken, die Tempel und die Landschafts-
bilder, die alten, auf allen Wegen, welche japa-
nische Künstler auf Seide, Reispapier und Lack
festgehalten,

Und alle die vielgesichtigen Straßengestalten, die tau-
sendfach in Elfenbein geschnitten und in Goldlack
gemalten,

Die hier heute noch vor mir, gleichwie aus Perl-
mutter, vielfarbig bligten. —

Der Abend war trübe, wenig Laternen brannten, als
mit mir die Beine meines Ritschamannes durch
die finstern, verödeten und verregneten Straßen
rannten.

Hätte ich nicht gewußt: ich bin in Kioto hier, ich
hätte geglaubt, ich bin in einem endlosen Dorf;
dunkel und rotenstill standen die winzigen Häuser,
wie ausgestorben schier.

Da war kein Ladengefunkel, die Buden, frühzeitig
alle geschlossen, standen dunkel, wie Scheune bei
Scheune aus Holz;

Und nichts an dieser Stadt erschien im Finstern
königsalt und stolz. Nur das Kiotohotel wie eine
erleuchtete Insel war, gefüllt von einer europäi-
schen Fremdenchar.

Die kleinen japanischen Dienerinnen, jede mit einer
Rose im Haar, knickten und verbeugten sich tief.

Die grüßenden Japaner ziehen den Atem laut ein,
Als ob sie deinen Anblick kosten und ihn laut schlür-
fen, wie einen Tropfen vom erlesensten Wein.

Dieser schlürfende Laut überall durch ganz Japan

mit mir lief; immer, wo sich zwei auf der Straße
 oder im Haus verbeugen,
 Hörst du dieses schlürfende Hochachtungsbezeugen.
 Manchmal sah es aus, wenn zwei sich zu grü-
 ßen kamen,
 Als lief' dem einen beim Anblick des andern, wie
 vor einem köstlichen Apfel, der Speichel im Munde
 zusammen. —
 Besser grüßt man wohl kaum eines andern Leib und
 Gesicht,
 Als daß man ihn ansieht wie ein wohlschmeckend und
 leckeres Lieblingsgericht.

Natürliche Jahresfeste in Japan

Im Hofe des Kiotohotels, das wie ein Landhaus im
 Grund eines Gartenhofes gelegen, pflegen die
 Scharen von Risikas
 Im Frühling mit europäischen Gästen ein und aus
 zu fahren, denn Kioto ist fort und fort dann ein
 Wanderort.
 Hebt Anfang April die Zeit der Kirschblüte an, ruft
 sie nach Kioto zu ihren Festen Japan und Europa
 und Amerika heran.
 Eine kleine Blüte es fertig bringen kann, daß viele
 Menschen in vielen Ländern ihren Wohnsitz ver-
 ändern
 Und um die halbe Erde nach einem fernen Land hin-
 dringen, wo die Güte und Einsicht der Bewohner
 die Kirschblüte zur Königin großer Feste machten,
 Wo man die kleine Blüte zärtlich besingt, ihr Tänze,
 Theaterstücke, Musik, Lieder und bewundernde
 Andachten in ihrer Blütezeit darbringt.
 Und siehst du die Kirschenblüte in Japan in Kioto
 genauer an, so ist es dieselbe Kirschenblüte, die
 man auch bei sich in der Heimat sehen und feiern
 kann.
 Es hängt nicht an einem einzigen Kirschenbaumlein
 in Japan etwas anderes daran als die liebliche,
 freisrunde, rosige Blumentüte,

Die jeder in Europa mit gleicher Liebe und Güte sich
 als Frühjahrskönigin hinstellen kann. Mit den-
 selben Millionen Blütenzellen wie in Japan
 Stehen dieselben Kirschenbäume in unserem deutschen
 Landschaftsbilde, mit derselben Milde
 Und leuchten wie Milliarden Laternlein rosig über
 den Frühlingsweg in die Frühjahrsbläue hinein.
 Nur fällt es bei uns den wenigsten Menschen ein,
 deshalb ein Fest zu begehen, weil die blühenden
 Kirschenbäume im Zeichen des Hochzeitsfestes
 stehen.
 Aber wenn alle beim Lebensanfang wüßten wie am
 Lebensende, daß die Freuden der Erde spärlich
 gezählt sind,
 Wachten sie die Turen auf, Mann, Weib und Kind,
 und begrüßten mit Tänzen die Hochzeit der Kirsche
 zu allen Fenzen.
 Wenn sich alle Singvögel rühren und es freudig
 mitspüren, daß sich die Kirschenbäume verliebt und
 errötend befränzen,
 Sollen auch Burschen die Mädchen unter die freien-
 den Bäume hinführen; denn die Kirschenbäume
 teilen gern mit den Menschen ihre rosig schneien-
 den Liebesträume.
 Japan, wie jedes Land in asiatisch-buddhistischer
 Welt, keinen regelmäßigen Sonntag kennt, dafür
 aber jeder natürliche Festtag der Natur ihm gefällt;
 Und mit den Hochzeiten der Jahresblumen es viele
 Feiertage hält. Im April lockt die Pflaumen-
 blüte und der rosige Kirschenast,
 Und der Liebste die Hand der Liebsten erfaßt, und
 beide wandern beschaulich, winterfrei und ver-
 traulich in die Landschaft zwei und zwei.
 Im Mai mit ihrer Blütenlast hängen lila Glyzinen,
 gehen Páonien und Azaleen auf, die in Tempel-
 lauben wohnen
 Und in Tempelgärten unter Bambusgerüsten thronen
 und zur Schau stehen. Im Juni ziert die senk-
 rechte Iris mit ihren Schwertblättern Teichrän-
 der und Seen,
 Blau und weiß und goldgelb am Wasser, wie drei-

farbige Blütengeländer. Im August liegt voll
 Sommerbehagen unter den runden Tempelbrücken
 Zum frommen Entzücken der Lotos in den Morgen-
 stunden weiß aufgeschlagen, von todstillen Wasser-
 stücken und schwarzgrünen Flutspiegeln getragen.
 Im November leben die Chrysanthemen mit den gold-
 krausen Köpfen, den vornehmen, — sie, die An-
 fang und Ende der Dinge wissen,
 Den Sommer in den Tempelgärten beschließen und
 im Winter noch wie unvergängliche Schemen auf
 dem Wappen des Kaisers weiterleben und auf
 seinen Emblemen.
 Dies sind die Stufen der Blütenfeste im äußersten
 Osten, die sich durchs Jahr erstrecken. Uns im
 äußersten Westen, uns könnten die Heimatblumen
 zu gleichen Festen rufen,
 Ließen wir uns von ihrem Hochzeitsjubel erwecken.
 Wer die Brust den Blüten und ihrer festlichen
 Helle öffnet, der wird ein Natürlich-Fröhlicher,
 Dem wird das Leben nicht grau zur Einsiedlerzelle;
 der wird natürliche Feste erleben und vom Jahr
 das Beste.
 Dem Natürlich-Fröhlichen wird die Liebste Haar,
 Brüste und Leib gern immer wieder neu geben,
 Und eine festliche Blumenernte wird ihm ihre all-
 täglichste Geste. Denn den Natürlich-Fröhlichen
 immer gern die Fröhliche grüßte;
 Und die liebsten Lippen, die er so oft schon küßte,
 erscheinen ihm unendlich an Güte und Süße,
 reichwechselnd wie des Jahres Blüte,
 Wie des Jahres unverlöschliches Liebesgelüste.

Im Kirschblütentheater in Kioto

Am Spätnachmittag fuhr ich durch die Straßen von
 Kioto zum Kirschblütentheater. Aprilhimmel hat
 Regenmassen unablässig rauschen lassen;
 Ich sah grau die Häuserbuden und Regenwolken nur,
 die sich darüber entluden, von Kirschenblüten
 nirgends noch eine Spur.

Viele Mitschas rannten denselben Weg an den Straßentanten; viele von Regenschirmen überspannte japanische Damen

Mit freideweiß gepuderten Gesichtern und rotgeschminkten Wangen daherkamen; sie waren Schauspielerinnen, die eilten auf klappernden Holzschuhen Enge Gäßlein entlang, wo lustig Regenbach bei Bach von jeglichem Ziegeldach sprang. In einem bambusvergitterten Hof stieg ich aus,

Drinne lag das hölzerne, unscheinbare Theaterhaus; das öffnete seine Pforten nur einmal im Jahr, Wenn die Kirschblütenschar als Schauspielerin lächelnd eingezogen war und rings im Bogen um Kioto bei jedem Luftzug die Kirschblüten rosig durch die Tempelgärten flogen.

An der Kasse im Vorraum wartete die Zuschauerschar, denn der Eintritt ins Theater nur truppweise war, Geduldig und leise, Schritt um Schritt; es wurden immer kaum dreißig gebeten, in den Teezeremonienaal zu treten.

Hier war zuerst zum Empfang Teezeremonie. An den Wänden entlang, in einem weißen Saal aus Papierrahmen,

Kamen auf Bänken immer dreißig mit dem Rücken zur Wand an niederm Tisch hinzusitzen.

Dann erschien des Hauses vornehmste Schauspielerin, den schwarzen Kopf geschmückt mit einem Kranz von großen Haarpfeilen,

Die wie ein goldenes Gerüst im Haar sitzen; an den Pfeilen baumeln glitzernde Goldlizen.

Der Dame tiefdunkel Purpurgewand besprühten Stiftereien von goldigen und rosigen Kirschenblüten.

Ihre Schleppe trug eine Gruppe von sechs winzigen Kindern, jedes wie eine winzige Purpurpuppe. Sie alle grüßten einen jeden der dreißig im Vorübergehen;

Kamen in den dämmrigen Saal mit kleinen Kerzen in der Hand, und ein Klingeln und Knistern von Goldlack-Ketten, von Talismansteinen und Seidenfalten entstand,

Und es ging und schwand ein Wehen von Weihrauch

und Balsam. Die geschminkten Kinder mit den
 Haaren, tief in die Stirn gekämmt,
 Sangen lange Gedichte wie alte Gebete und trippelten
 vorüber, in die Purpurseide gewickelt, wie kleine
 rote Pakete.
 Und mit dem Gedichtton, mit Trommeln, Gong und
 Kerzenlicht zog die rotgoldene Festprozession drei-
 mal durch den halbdunkeln Saal,
 Beleuchtet vom Goldgeflicker und der Seidenfäden
 prunkendem Gezitter. Dann verstummen die ge-
 näseltten Lieder,
 Bei einem Wandschirm kauert die Schauspielerin auf
 einer Bambusmatte nieder; sie hantiert über dem
 Kohlenbecken mit Ruhe und Rast
 Und schickt zwei und zwei, die Kleinen, mit einem
 irdenen Teller, darauf eine Reiskugel liegt, hin
 zu jeglichem Gast.
 Die Kleinen verneigen sich mit dem Kopf auf die
 Brust, erzeugen Ehrfurcht und einen Vers sie einem
 jeden singen, dem sie die Reiskugel bringen.
 Sind die dreißig versorgt, ist die Teezeremonie be-
 endet, und zum Kirichblütenfest erhebt sich die
 Schauspielerin, die mit den Kindern tief grüßt
 und den Saal still verläßt.
 Nachdem alle die Reiskugel aßen, waren alle dreißig
 entlassen; dann trat man durch eine schmale Tür,
 breit für einen einzigen kaum,
 Über Holzbrücken, im Hof, hinein in den Theater-
 raum, wo schon viele Zuschauer, wartend auf den
 Matten, im rosigen Lichtcheine Platz hatten.
 Hier in dem Vierecksaal nahm eine Seite die Bühne
 ein; auf den Seiten, zur Linken und Rechten
 entlang,
 War schmal ein Empor. Dort hockten am Boden
 neun Mädchen als Musikantenchor mit Trommeln,
 Fiedeln, Gong und Gesang;
 In rosig und blauer Seide, neun Mädchen zur Linken
 entlang, neun Mädchen zur Rechten.
 Viel rosige Papierlampen und elektrische Glühlichter
 brannten, und rosig und himmelblau bespannten
 sich alle Wände mit Seidentüchern,

Und Kirschenblütenzweige hingen über der Bühne,
und rosig war beleuchtet der Theaterraum, wie
ein einzig blühender Kirschenbaum.

Ein Gong tönt an, und die Trommel- und Lauten-
musik der rosig und blau gekleideten Musikan-
tinnen begann.

Die Lautensaiten lallen, als ob aus den Lüften, den
weiten, wie flaumige Federn die Kirschblüten fallen.

Die kleinen Holztrommeln tönen, Holzstäbe mit Takt-
schlägen klappern, als ob Quellen glucksen, als
ob selbst Holz und Steine sich freudig regen,

Und gesellen ihr Lied zum Aufschwellen der Kirschen-
blüten und zu der Kirschenäste Wiegen. Und die
achtzehn Musikantinnen singen,

Als ob ihnen gemurmelte Herzenswünsche halblaut
von den Herzen entfliegen. Indes ihrer Instru-
mente Chor, wie Dienengesumm eines Kirschen-
baumes,

Einlullte dein Ohr, tritt auf jeder Seite, auf dem
Empor, ein Zug blau und rosig gekleideter Mäd-
chen hervor.

Die ziehen an den Lautenschlägerinnen vorbei, dehnen
schrittweise langsam ihr Gehen und heben und
senken sich auf den weißseidenen Strumpfhosen.

Jede trägt einen winzigen Fächer aufgeschlagen, und
mit ihren zagen Schritten, bald gesenkt, bald ge-
hoben, nur langsam von dem Takt der Musik
sanft vorwärts geschoben,

Begegnen sich von beiden Seiten mit leisem Schritte
die zwölf von links und die zwölf von rechts in
der Bühne Mitte.

Immer eine kniet, und um sie dreht sich eine an-
dere, und so entsteht von vierundzwanzig Mädchen
ein wiegend Gewandere.

Hinter ihnen auf der Bühne verändert der Wand-
schirme Bild, verschieden gestellt, der vier Jahres-
zeiten wechselnde Welt.

Erst ist es Sommer, einheitlich grün, mit weiten
Wiesen und Bergen; dann Herbst, und rötliches
Laub fällt; dann Winter mit silbernem Schnee-
geriesel

Und einem kleinen roten Tempel im Schneefeld mit
 winzigen Laternen, Mond und Sternen; dann
 endlich der Frühling Einzug hält;
 Derselbe Tempelgarten, umgeben von rosigem Kirsch-
 blütenleben. Nicht höher als bis an die Knie
 reichen die Tempel, die sich rundum im Hinter-
 grund bauen,
 Zu den Füßen der kleinen, tanzenden Frauen, so daß
 die, welche zuschauen, glauben, daß das Tempel-
 land meilenweit fernstand.
 Die blauen und rosigen Mädchenseen wechseln im
 Tanz nur die Fächer, mit denen sie wehen.
 Die japanischen Fächer stehen im Sommer fest, sind
 im Herbst und Frühling zusammenzuklappen,
 Indes die Frauen im Winter fächerlos, mit ölge-
 tränkten Schirmen, bloß durch Schnee hintappen.
 Sonst ist kein Andern zu sehen
 Als nur die Schritte und die Musik und die Mäd-
 chen, die bescheiden und ländlich kommen und
 gehen und wie die Jahreszeiten lächelnd und
 schwärmend vorübergleiten.
 Der letzte Takt der Kirschblütentänze ist das zierlichste
 Drehen, das zärtlichste Sich-in-die-Augen-sehen,
 Das spielendste Winken und Wehen mit rosigen Zwei-
 gen, bis zu den Fußzehen tiefstes sich Wiegen und
 Neigen.
 Seidene wattierte Schleppen schleifen, und jedes
 Mädchenköpflein will unter den Kirschenblüten-
 zweigen sich selbst als die rosigste Blüte zeigen.
 Es tanzen nicht Mädchen und Blumen allein, es tan-
 zen die Flöten und Trommeln und Geigen,
 Bis bengalische Feuer die Bühne röten und die Kir-
 schenblüten von den Bäumen allen als geschüttelter
 Regen zur Erde fallen. —
 Dann zieht sich über den Bühnenrahmen der Vor-
 hang zusammen. Die Musikantinnen gehen, indes
 die Schauenden noch lang beim Heimgang durch
 den Theaterhof,
 Wo im Regenfinstern fahriges Pechbrände wehen, auch
 noch in der Nacht mit geschlossenen Augen die
 rosig regnenden Kirschblüten sehen.

Die rotgelben Pechbrände im Hof kann ich nicht vergessen, die wollten, wie Raubtiere, den Träumenden die Träume auffressen.

Doch viel zu tief ist das Bild der Kirschblüte in mir gefessen; fest standen für mich auf immer Kiotos Tempelkirschgärten mit ihrem lieblichsten Mädchenschimmer.

Aber nach einer Weile sprach es in mir: Es war dies doch nur ein armer Frühlingstanz hier, — Aus Theaterschminke, Seide, Blüten aus Papier und bengalischem Feuer zur Augenweide.

Denn was hilft die Reise zu Kirschblüten in einem fremden Lande dir, streichst du dort heimwärts nachts, einsam wie eine Eule, über die Heide, Und deine Sehnsucht geht neben der Hochzeit der Blüten im Armenkleide.

Oben beim Kiomizu-Tempel in Kioto

Über das Flußbett mit seinen trockenen Strecken, die voll mattgrauer Kieselsteine stecken, geht eine breite Brücke, geschwungen im Bügel,

Zu einem Stadtteil, der liegt gedrungen am Fuß sanfsteigender Hügel. Oben im Grün hält auf Holzgerüsten ein roter Tempelbau

Über das Flußtal, über die Kiotodächer und über die ausgebreiteten Fächer der fernen Berge lächelnde Umschau.

Dort oben stehst du unter den Tempeldächern, nicht, um in den Gemächern vor den Göttern zu knien, du gehst dort auf die Terrassen zum Anbeten der Fernsicht hin.

Voll Steinlaternen stehen die Talmulden droben, Hallen sind mit Buddhafiguren, mit Lackschreinen voll und von roten Torbalken hochgehoben;

Treppengrün bemoost unter mächtigen, heiligen Schwarzkiefern, die über den hügeligen Boden fortflüstern Und sich mit düstern Ästen wie fliegend in den Himmel schoben. Dort im Steinlaternengewimmel, bergauf und bergab,

Ist die Luft uralt voll Legenden und Sagen, und dein Blick fällt an Frühlingstagen von den roten Tempeln hinab ins Riotoal, wie von einem roten Thron in den Thronsaal.

Da kommt drunten der silbergeschüttelte Fluß gegangen als Riesengott, da stehen Götterberge mit ihrem grauen Kieselsteinfuß,

Und von Sonnenschatten blau behangen, als sprangen sie tief aus dem Land an den Fluß, um ihren Scheitel zu spiegeln, mit Wohlgefallen und Genuß.

Da liegen drunten am Fluß, gleich tausend kleinen Herdtiegeln, die Riotohäuser mit ihren Dachdeckeln aus grauen Ziegeln.

Und alles dieses, das Große und das Kleine, schwarze Tempelhaine und die roten Tempel, umhergestreut,

Alles dies steht im gelben Sonnenscheine vor deinen Augen und Sinnen, erfreut wie ein Geschenk die Ärmsten, welche Andacht hier oben auf den Hügeln gewinnen,

Und welche kommen, um ein großes Gefühl zu minnen, hoch über dem Stadtgewühl und dem Stadtdunst die Weltkugel anbeten mit Inbrunst.

Aber nur du, Verliebter, du erkennst des Lebens einzige Günst, dir ist nicht genügt mit dem schönsten Blick auf Silberflüsse und Berge,

Die Landschaft wird dir leer und wird nur öder Dunst sein, wenn um den Tempelhain die weite Luft nicht deine Grüße fortrüft, der Liebsten nach, in die Berge hinein.

Denn hier diese uraltesten Bäume haben vor tausend Jahren für dich nur Wurzel geschlagen, daß sie dir heute ihr Grün, die Farbe beruhigender Hoffnung, kühn entgegentragen.

Und die Tempelbalken in roter Lackfarbe wie in ewigem Sonnenuntergang glühen, um rot wie dein Blut in die Ferne zu sprühen.

Die roten Tempel leuchten ungeheuer, als fängt das Tempelholz von deiner Nähe Feuer, wenn zu ihm dein Herz um die Erde kommt und ist auf seine Liebe und Sehnsucht stolz.

Denn die geflügelte Erde will nur für Tiefliebende
singen, wird niemals den Liebestauben erklingen,
Wird nur von Liebenden mit goldnem Recht erwogen,
Von denen, die mit geflügeltem Herzen inbrünstig
ihres Weges zogen.

Im Kaiserpalast zu Kioto

Wie ein Kirchhof totenstill ist die Kiotostadt, die
weder Pferde noch Lastwagen hat, und nur der
hölzerne Laut vieler Holzschuhe geht über die Erde;
Die Kirschamänner barfuß laufen, und nur dünnen
Lärm macht der knatternde Kirschawagen.

In den Budenstraßen, die schmucklos sich dehnen,
saßen hinter den Waren Verkäufer an Rechen-
maschinen, zählen und gähnen,

Kleine Trupps Menschen trollen gelassen, fassen Wa-
ren an, feilschen und wählen; eintönig ist das
Bild der Handwerkerstraße.

Hinter den gelblichen Budenmassen öffnet sich mein
Weg, es treten Bäume und lange weiße Mauern
hervor, ein graugrüner Rasenstreif,

Und mein Kirsch hält an der endlosen ziegelbedeckten
Mauer, vor einem einfachen ziegelbedeckten Tor.

Siehst du empor, sehen nur Kieferkronen über die
schneeweiße Mauer hervor, und du ahnst nicht,
daß hinter dem schlicht weißen Tor

Die Kaiser von Japan seit Jahrhunderten wohnen;
hinter dem Torriegel beginnen überweltliche Zonen.

Der Kaiserpalast liegt von der unendlichen weißen
Gartenmauer eingefaßt; keine Dachlast und kein
Turm,

Nur Baumland schaut über den dunklen Ziegelrand
der langen, schneeweißen Wand. Wie der Zaun
von einem Gehöft, aber ungeheuer, betrachtet dich
das weiße Gemäuer.

Einige Torbeamte öffnen im Tor ein Türlein, und
ich trete ein. Unter einem Kaiserpalast versteht
man in Europa einen schöngemauerten Berg aus
Stein,

Der Marmorsäle einfaßt, Granitkorridore und ein
 hohes, hallendes Treppenhaus. Aber hier im weiß-
 gepflasterten Hof
 Sah ich als Schloß nur ein Erdgeschosß aus braunen
 Hölzern, Holzpfeilern, Holztüren, darauf ein Zie-
 geldach schwerschützend gestülpt;
 Und nur das Dach, nicht das Schloß war groß. Zur
 ebenen Erde folgte sich drinnen ein Holzgemach
 nach dem andern,
 Als müßte die Leere hier wandern; einfache Holz-
 kammern mit Goldpapierwänden waren die Säle.
 Die Korridore, die die Säle verbanden, alle mit
 weißen Papierscheiben, die keine Aussicht fanden
 und wie ungeheure helle Schränke dastanden.
 Nicht ein Spiegel und kein Kamin, kein Vorhang, kein
 Teppich, von Tapeten keine Spur, nicht Leuchter,
 nicht Uhr, nicht Türsims, nicht Bogensfenster,
 Keine Statuen und nicht Stukkatur; nur Bilderge-
 spenster wohnten stolz in den Wandbalkenrahmen
 von gedunkeltem, rötlichem Rohholz.
 Gemalt auf Goldpapier, schier in übernatürlicher
 Größe, kamen mir aus der Dämmerung, als könn-
 ten sie sich lebendig bewegen, dunkelgrün gewaltige
 Baumwipfel entgegen,
 Als wüchsen sie hier seit jahrhundertjähriger Zeit in
 dem Schloß, und sind die Ältesten bei des Kai-
 sers Festen.
 Staunend sah ich ihre rötlichen Rinden mit unge-
 schlachten Gesten sich über gedunkeltem Goldpapier-
 grund bis an das Dachgebälk winden.
 Jede Wand war ein Bilderrahmen, und immer stellten
 sich vier der Riesenbaumbilder zu einem Gemach
 zusammen. Das Dach darüber aus gedunkeltem
 Rohholzbalken,
 Und darunter am Boden aus geflochtenem Binsen-
 stroh dicke Matten, flach in die Diele eingelassen;
 sie gaben federnd und lautlos den Schritten nach.
 Manchmal in einem Gemach wild ein Tiger, gold-
 gelb auf das Gold gemalt, wie ein Wächter, der
 zum Aufsprung wach.
 In einem andern Saal waren mächtige Kronenge-

stalten von lebensgroßen uralten Eichen, die keinem Sturmwind weichen.

Diese gemalten Baumriesen ließen niemals die Wurzel sehen, sondern jeder stand, mit der Krone am Fußbodenrand, über die Höhe der Wand.

Wenn der Kaiser auf seinem Kissen in diesem Gemach lag, waren die Goldkartonwände um ihn wie ein gelber, gedämpfter Hochsommertag.

Er sah von der Welt nicht mehr den Boden, nicht die Felder, sondern die Gipfel der dunkelgrünen Wälder, vom Gold umspielt; als ob der Kaiser hoch über seinen Reichen,

Hoch über den Kronenwipfeln der ältesten Eichen wie ein Adler einsam ernst Umschau hielt. Und als könnte niemand als die Adler allein

Dem Kaiser und seinen Gedanken Gesellschafter sein, fand ich im Thronsaal, wie lebend gemalt, an jeder Wand eines Adlers hartnäckig mächtige Gestalt;

Den hakigen Kopf in die Schultern gedrückt, hockend im Eichengeäst wie die irdische Allmacht, die den Kaiser niemals verläßt.

In manchem Gemach warf mancher gemalte Eichenbaum seinen Riesenzweig bis hoch unter's Dach, ein anderer schräg, wie vom Sturm verbogen,

Warf sich seitlich gleich einem stürzenden Turm und ist wie ein großer, markiger Arm rund um den Saal durch vier Goldwände gezogen.

Überall stand die Gewalt der wachsenden Baumriesen, wie das Kaiserhaus tausende Jahre alt, und manchmal ein Adler, angekrallt mit seiner regungslosen Machtgestalt auf papiernen Goldgrund gemalt.

Und der einzige Baum, der beflissen in einem Gemach um die vier Wände ging, war wie vom Sturm herumgerissen

Und stand dort, als wurde er zum gekrümmten Wurm unter des Kaisers Wort. Es war todstill, doch du glaubtest, die Eichblätter müßten knirschen

Und die unwirschen Astknochen sich regen und die gigantischen Zweige im Herbst verdorren und im Abendwirbel quer durchs Gemach hinsiegen.

Manch lebensgroßer gebückter Adler, in sich verbissen,
sah dir herrisch nach, als wühlte sein gezückter
Blick in deinen Eingeweiden nach deiner Ehre
und deinem Gewissen.

In diesen Balkenkammern waren auch dunkle, ge-
triebene Bronzemassen als Klammern in die Winkel
eingelassen, darauf sich getriebene Bilder von
Laubwerk, Drachen und Wolken fanden.

All diese Zimmer zur ebenen Erde standen im Halb-
dämmer von großen, weißen Spapierscheiben, als
lebten sie im Zeitlosen ohne bestimmten Stunden-
schimmer. —

Ein Zimmer, in welchem Gedichte gelesen werden und
Dramen vor dem Kaiser und den kaiserlichen Damen,
Das zeigt auf weißem Grunde mächtige, wagerechte,
tiefblaue Streifen, damit sich der Blick ins Un-
endliche versenke und zuhörende Augen in die
Ferne schweifen,

In himmelblaue Ausblicke durch weiße Wolkenbänke.
In dieser Leere des linierten blauweißen Zim-
mers, wo die geschmückten Menschen wie Wolken
im Himmel zusammenkamen,

Standen im Geist vor mir die Augen der kaiserlichen
Damen, die ihre Wimpern kaum aufschlugen und
vom Dichter die Worte wie Wolken voll Mond-
lichter forttrugen. —

Im Schlafraum des Kaisers sind die Wände bemalt
mit langen Bambusrohren, und im gelben Gehölz
der Bambusstangen, wo Baum schlank bei Baum,
Liegen mächtige Tiger im Tau, grau, gekauert, die
den Schlaf des Sohnes der Sonne bewachen;
Und die Dschungelluft ist vom Atem der dampfenden
Tigerrachen durchschauert. Und jeder, der hier
dem schlafenden Kaiser naht,

Fühlt sich mehr und heftiger von den Augen gemalter
Tiger als von den besten Wachen belauert; denn
oft trat die Gewalt eines Bildes dir stärker nah
und tat dir mehr Harm

Als ein bewaffneter Arm. Du bist bei geschlossenen
Augen oft mit Gewalt noch verfolgt von eines
Bildes Gestalt;

Oft macht dich eines Bildes Anblick wie das Leben
warm, und ein geliebtes Bild, das dich senkrecht
ins Herz traf, behütet dich auch noch als Wächter
im Schlaf. —

Im Schloß folgen sich Zimmer für die Prinzessinnen
mit Heeren von weißen Chrysanthemen auf Sil-
bergrund;

Zimmer, wo die jungen Mädchen sich die Stille der
Blumen anlehnen und sich nur auf weiße Blumen
besinnen zu jeder Stund'.

Denn küßte ihre Mädchenlippen noch nie ein blut-
roter Mund, so ist ihr Leben hinter papierweißen
Scheiben nur ein Blumentreiben, vom Nebelsilber
umgeben. —

Ein Raum war bemalt voll mit Wildgänsen lebens-
groß, von blendenden Gänsen an allen Wänden,
grau und weiß ein Troß;

Manche, aufgescheucht, zogen zum Himmelsaum. Ein
anderer Raum war genannt: der Saal der kühlen
Luft, wo die Kaiserin Gäste zum Tee in den
Sommermonden zu sich ruft.

Schneebilder zeigen hier silbriges Eis auf Bambus-
zweigen, alle Wände silberweiß, Landschaft bei
Landschaft begraben im Schneegelande.

Winter steht hier vor der Kaiserin Blick, indes es
draußen August ist und augustheiß.

Gemach bei Gemach hat einen andern Kunsttraum dem
Kaiserauge aufgeschlossen, und Wirklichkeit darin-
nen waren nur die Diele und das Dach,

Aber alle Wände gingen der Unendlichkeit nach.
Durch dieses Schloß zog dein Geist, wie die
Wolke im Blauen dahinreist,

Und dein Auge die Wände alle durchflog, denn mö-
bellos waren alle Rahmenräume, und nur des
Kaisers und des Künstlers Seele war hier groß,
Und nichts Wirkliches störte dich hier in diesem Palast
ohne Gegenstände.

Du warst hier der Ewigkeit Gast,
Hielten deine Hände zwei liebende Hände.

Kiototempel

Die Welt von Kiototempeln zu besingen, die in der Nähe des Palastes und über dem Fluß auf den Hügeln und im Land in den Feldern um Kioto Ihre mächtigen grauen Dächer über den roten Erdgeschossen schwingen, damit müßte ich meine Lebenszeiten zubringen, um alle Kostbarkeiten in Worten auszubreiten.

Ich will nur einige Seltsamkeiten aufzählen, von den alten und neuen Wundern einige wählen.

Ähnlich wie der Kaiserpalast, ist auf den Hügeln über dem Fluß ein roter Tempel, der Gemächer für den Kaiser umfaßt, wo sich die Kaiserfamilie zurückgezogen zur Andacht und Fast.

Die Dielen, die durch die Gemächer führen, sind so alt, daß ihr Holz zu singen beginnt, wenn deine Füße im Gehen dran rühren; flötende Töne entstehen und singen, die wie Nachtigallenlaute klingen.

Der Japaner nennt auch Nachtigallendielen diese Holzplanken, die wie Vögelchöre aufspielen. Drinnen in den Goldpapiergemächern wohnen unter den Holzbalken

Gemalte Geier und Falken; sind Zimmer voll Reiher und Zimmer voll Wasserfällen, Zimmer voll Kirschblütenbäumen mit rosigem Ästen auf Goldschimmer.

Auch ist da ein Gemach, wo viele graue Sperlinge in Reisfeldern plauschen; eines, wo an den Wänden gemalte Meereswellen schaumtriefend aufrauschen;

Eines, wo die weißen Blüten der Pflaumenbäume zerflattern; eines, wo Wildgänse scheinbar in Scharen matscheln und schnattern;

Eines, wo große Panther und Tiger aus vielen Winkeln hervorfahren; eines, wo weiße Käglein unter blühenden bunten Páonien spielen;

Und endlich eines, wo die Wände sich kaum zu atmen und schnaufen getrauen, wo einst die Köpfe der Feinde abgehauen

Dem Kaiser zum Beschauen in blutigen Haufen vor die Füße hinfelen. Und draußen um die Be-

randen laufen Gärten mit Zwergbäumen und
 Lotosteichen,
 Die winzigen Glastischen gleichen; da sind auch Ge-
 mächer mit brauner Sepia bemalt, mit vielen
 Blumen, Tieren, Steinen;
 Auf ihren Dielen erwartete man in den Nächten des
 Mondes blaufüßiges Erscheinen. „Mondrasen“
 hießen diese in Mondnächten geöffneten Sepia-
 stuben,
 Wo die farblosen braunen Sepiabilber sich vom Mond-
 schein beleben lassen und der Kaiser und die
 Kaiserin zur Taustunde, der feuchten,
 Darinnen sitzend, aus dem Garten das Aufleuchten
 des Mondes erwarten. —
 Ein anderes Tempelgemach am Fluß lag, dessen Dach
 ist so lang, daß darunter auf einem Wandelgang
 die Bogenschützen sich im Pfeilschießen üben.
 An des Gebäudes Ende ist die Scheibe, und die
 Schützen stehen am Anfang, und alle Pfeile fliegen
 am Tempel entlang.
 Drinnen mit goldenem Speer bei Speer, am Haupt
 umgeben von goldenen Strahlenspißen, sitzen fünf-
 hundert Götter als Kiotos goldenes Kriegerheer.
 Wird die Stadt mal von Feinden bedroht, rücken in
 höchster Not die goldenen Gottheiten aus, und
 alle fünfhundert streiten und jagen die Feinde
 nach Haus.
 Nichts mehr den verwundert, dem die Sagen mehr
 erzählen, als die Lebenden ein Leben lang erfra-
 gen; denn die größten Wunder:
 Geburt, Liebe und Tod brennen täglich vor dir ab
 wie Zunder; und warum fragst du nie, wenn
 einer kam, liebte und verblich,
 Sind diese drei Wunder unwahr oder wirklich? —
 In einem andern Kiototempel sind polierte Lacktonnen
 aufgestellt, die enthalten die unzerreißbarsten Tauen
 der Welt.
 Als man das Gerüst des Tempels aufbauen wollte,
 da boten die Frauen von Kioto ihr schwarzes
 Haar zum Flechten von fußdicken Tauen dar.

Neunzehn schwarze Tawe entstanden, und an diesen wanden die Männer die Balken zum Bau empor. Keine hanfenen Fäden sich beim Tempelbau befanden, nur die geflochtenen Haare der japanischen Frau allein den mächtigen Bau zusammenbanden.

Ich hob ein Tauende in meine Hände und fand es so zäh und rauh, als ob die Frauen, denen es angewachsen einst war,

Ihre Liebesehnsucht mit ins Tau einflechten ließen; und jedes Haar war fest wie die Sehnsucht, und es ist nicht ein Tau zerrissen. —

Vor demselben Tempel ein blühender Kirschenbaum war, der stand breit und rosig groß, als wär' er von Bäumen eine ganze Schar.

Und man sagt, jedesmal ein Wasserstrahl aus seinen Wurzeln schoß, war das Tempelgebäude in Brandgefahr.

Unzählig sind die Legenden der heiligen Bäume, der geweihten Tiere, der Steinlaternen, der bronzenen Glocken, die wahr sagen mit ihren Tönen,

Der bronzenen Stiere, die heilen können, all der wunderwirkenden Bilderwerke. Denn die Japaner wissen, daß es kein Ding gibt, das im Weltall entsteht,

Bei dem nicht Freudenstärke oder ein Leid mitgeht. Auch kein totes Ding im Weltenverein ist so klein, daß es nicht ein Sehnen wie ein Liebender hat und ein liebend Dasein.

Die Arashiyama-Stromschnellen

Ganz nah bei Kioto beginnen die Stromschnellen von Arashiyama. Dahin geht wie zu einer Wallfahrt aus der Stadt

Zur Kirschenblüte jeder, der Augen im Kopfe hat. In einer breiten Acker ebene fließt dort der Fluß, bewässerte Reisfelder säumen seine beiden Seiten, Gelbe Strohhütten, Felder und ferne tintenblaue, zerstreute Wälder. Ich ging im Morgen dort und atmete mit Genuß,

Meine Augen folgten mit Siebenmeilenflügeln dem breiten, grauen Wasserstrom, dem Necken seiner fecken Wirbel und seinem Schuß durch erdige Landstrecken.

Die Reisfelder lagen noch ohne Grün, wie dunkle, rauhe Pferddecken; Gruppen von Immergrünreihen wehten und Gruppen verbogener Kiefernwispe, die sich in die Lüfte drehten.

Japanische breittöpfige Bauernfrauen, jede hatte ein Kind auf den Rücken gebunden, folgen dem Fremden, den sie sich lachend beschauen.

Am Ufer, im hechtgrauen Wasser, saßen große, viereckig gezimmerte Rähne gleich hellen Sargkasten die Lasten von vielen Personen;

Auf einem Stuhl saß ich im Boot, Bootsleute an beiden Bootsenden, mit langen Stangen in den Händen, stoßen vom Ufer ab und hasten die schnellen Wasser mit mir herab, die nie rasten.

Die weite Ebene zuerst noch dem Strombett mächtige Breite gab, dann engt es sich ein. Zwischen Waldhügel gedrängt und zwischen Bergfelsen gezwängt, Sprengt das Wasser Felsstücke und jagt, wie mit Schaum im Maul und ohne Zügel, jede Welle wie Gaul bei Gaul, durch die Fallücke. Bambuswälder, Föhren und Eichen halten auf den Hügeln an in grünen Gestalten;

Das klare Wasser rast vorbei, geschärft, als will es mit Beilhieben nach links und rechts den Weg sich spalten. Nach einer halben Stunde tritt es aus dem Waldtal, wie aus einem grünen Thor,

In eine weite Ebene hervor, fließt sanft ohne Hast, und seine Fläche steht still fast, wie von Erschöpfung verglast. Dort sind die grauen Kieselufer und Kieselbänke von winzigen hellen Holzhäuschen eingefast.

Jedes Haus ist eine Teeschänke zur beschaulichen Rast. Dort sitzen in Gruppen, die Beine verschränkt, auf roten Decken, wie weiße Porzellanpuppen, geschminkte japanische Frauen,

Kinder und Männer, welche das flache Kieselbett überschauen, wo die rothigen Wolken der Kirsch-

blüte vor den grauen Kieselsteinen aus den grünen Uferwäldern scheinen.

Die Teehäuser sind mit Reihen von roten Tuchstreifen behangen, darauf mit weißen Lettern die Namen der schönsten und berühmtesten Hetären prangen. Denn nicht allein die rosigen Blüten der Kirschenbäume sollen den Träumern Genüsse gewähren; auch die Namen deren, die das rosige Feuer der Sinne hüten,

Die dem Volk teuer und lieb geworden, — ihre Namen reden wie große Gewinne hier an der Frühlingsstätte mit den Kirschenbäumen um die Wette von Wollust und Minne.

Das heilige Nara

Es gibt Orte, die sind stark, mehr als ein menschlicher Wille, und werden von Menschen gepflegt, denn ihre Stille trägt eine Lust ohne Worte.

Als ein solch' glücklicher Ort fühlt sich Nara an, der heiligste Wallfahrtswald im ganzen Japan. Überall bietet man dir in den Städten Nara in Bildern zum Kauf an;

Doch wie kann eine deutliche Photographie die Innigkeit und die unendlich graue Zeit der Dinge von Nara schildern.

Stets zeigt man dir Rehe und Hirsche, Waldwege und Tempellaternen und Tore, aber ich sehe auf keinen Bildern die Nähe der verzaubernden Luft, Die dich in Nara aus der Welt fort in deine früher gelebten Leben ruft. Ich kam in Nara nach einer kurzen Fahrt mit der Eisenbahn

Von Kioto her morgens an; sah unterwegs manche Dörflein und unter die grünen, wehenden Bambusrohre luftiger Bambuswälder hinein.

In Nara dann zieht ein Weg durch die kleine Budenstadt, sanfte Hügelflächen hinan. Ein brennend roter, vielstöckiger Pagodenturm

Und rote Lachwände sehen dich aus dem lauschig grünen Waldgelände, wie rote Scheiterhaufen, leuchtend an.

Die dunkel geschweiften Säume der Pagodendächer
schwimmen wie Luftschiffe über dem finstergrünen
Fächer der Kryptomerienbäume.

So weit dein Auge reicht, bis an die fernsten Bügel
der Waldsäume, trittst du ein in einen den Göt-
tern geheiligten Hain.

An den weiten Lotossteichen vorbei, die sich im grünen
Rasen vor den roten Tempel wie Spiegelgläser
ausbreiten, zieht sich ein Weg in einen hochstä-
migen Zedernwald.

Unter den rötlichen Zedernstämmen, die, dicht gleich
hölzernen Dämmen, dem Begrab kaum Licht
geben, stehen hunderttausende Steinlaternen;

Die ziehen, wie eine Wallfahrt von Steingestalten,
zu beiden Seiten des breiten Waldweges tief ins
Walddunkel hinein, immer begleitet von den Rie-
senzedernstämmen, den zeitlos alten.

Die großen und kleinen Steinlaternen nirgends ihren
Zug anhalten, sie folgen den Wegwindungen berg-
auf und waldein,

Sind wie die Väter und Wallfahrer, die überm Veten
ihren Weg vergessen; und der Wald verwandelte
die Köpfe der Hunderttausende zu Stein.

Du begegnest immer neuen Laternenreih'n, sie bevöl-
kern alle Waldlichtungen mit grauem Stein, schön-
gemeißelt, geschweift und geschwungen,

Auf graue Quadern gestellt, massiv und gedrungen,
als sollten sie ausdauern, wie des Waldes Grund-
mauern, bis ans Ende der Welt.

Manche der Steinlaternen aber waren schief, manchen
das Moos gleich grünen Barthaaren am Stein
herablief, manche grau und brüchig wie ein
Skelett, das schon hundert Jahr am Waldboden
schlief.

Aber die meisten sind unverwüstlich und bilden eine
heilige Schar auf den Wegen, auf den Wald-
stufen und Waldplätzen, wo sie, zusammengerufen
wie die Köpfe großer Volksmassen, rings die
Ränder der Waldwege einfassen.

Dazwischen aber saßen, aus schwarzer Bronze ge-
gossen, schwarze Hirsche, hochgeschossen auf Sockeln,

und Buddhafiguren, von den grauen Heeren der
 Steinlaternen eng eingeschlossen.
 Die Formen der japanischen Tempellaternen lehren
 dem Unwissenden die Fundamente und Normen
 der Welt, den der steinerne Aufbau einer Tempel-
 laterne darstellt.
 Der Würfelstein, auf dem jede Laterne aufstrebt,
 stellt die Erde dar, auf der des Menschen Fuß
 lebt. Das Laternengehäuse aus Stein
 Soll die Feuerflamme sein, die sich senkrecht aus der
 Erde erhebt; darüber das gestülpte Glockendach
 macht die Tropfenlinie des Wassers nach;
 Und wieder darüber eine kleine Schale, geöffnet nach
 oben, will der Becher der Luft sein; diese hält als
 Abschluß, hochgehoben, eine Kugel: die Ätherwelt,
 Den Äther, der abgerundet das Symbol aller höch-
 sten Erkenntnis darstellt. Die Erde, das Feuer,
 das Wasser, die Luft und den Äther jede Laterne
 mit ihrer Formengebärde anruft.
 Und hunderttausend Seelen brachten aus dem weiten
 Japan nach Nara in den Wald hunderttausend-
 mal dies Symbol ihrer Andachten.
 Und das Gedenken an Erde, Feuer, Wasser, Luft und
 Äther, die allen Lebenden zusammen das Leben
 schenken, wuchs zu einer Steinherde an,
 Daß der Wald kaum ausreicht und einer Gedenk-
 stadt gleicht. —
 Eh ich noch den Waldweg betrat, hat mich ein großes
 Staunen benommen: an dreihundert Rehe sind
 spielend und springend aus den Büschen auf mich
 gekommen.
 Die Böcke, zutraulich, stießen ihre kurzen Gemeih-
 stöcke an meinen Arm; die Geißen und Kizen
 ließen ihre großen, schwärzlichen Augen im Mor-
 genschein umgehen,
 Taten die durchsichtigen Ohren spitzen, sprangen mit
 leisen Sägen heran und rieben ihre feuchten
 Lippen an meinen Wangen.
 Ich mußte mir lächelnd sagen: das war seit langen
 Reisetagen das erste Liebkosen, das ich rund um
 die halbe Erde empfangen.

Die zierlichen Rudel Rehe gingen und kamen, nahmen Futter, und ich fragte mich hier: Warum kommen Mensch und Tier nicht immer als Freunde zusammen?

Die dreihundert Rehe, die zahmen, gingen auf den Waldwegen neben mir und waren wie dreihundert Freunde dem Einsamen.

Begleitet von den blonden Rehen ohne Eile, ging ich unter den Zedern zwischen den Laternenreih'n und hatte gute Weile in dem morgendlichen Hain.

Die roten Masten der Zedernbäume, die sich nie rühren, sind wie die Balkengerüste der Waldräume; und auf spitzen Hufen, wie auf lautlosen Zehen, folgen Hunderte von gelben Rehen meinen Ruf, und die weißgetupften Tiere folgen über die Waldstufen, die sanft höher in den Waldsaal gehen.

Ich muß bei den feingliedrigen Gelenken der Rehe an Waldtänzerinnen denken; und die Zedern wie die roten Galerien in einem Ballhaus vor mir stehen.

Und als ich mich aus meinen Gedanken wieder umsehe, sind die hundert gelben Rehe verschwunden. Nur die grauen Steinlaternen besetzen in stummen Gruppen die Wegränder,

Wie ein graues Geländer, wie mit runden Köpfen steinerne Puppen. Der Weg hat sich tiefer durch die grünen Blattschuppen der Waldbüsche gewunden,

Und der Spuk von hunderttausend Laternenköpfen wird im Wald wie ein Jahrmarkt von steinernen Köpfen,

Und ihre totenstille Gebärde aus Erde, Feuer, Wasser, Luft und Äther sitzt mir wie eine fremde Kraft am Leib, als will ein Zauber mein Blut mir schröpfen.

Der Zedern senkrechter Schaft bei Schaft steht versinkernd wie eine Plankenwand; nur ein paar grüne Zweige federn, der Frühwind geht leicht durch des Waldes Last,

Und es raschelt belebt manch toter Ast. Da dröhnt ein Gong, eine Geige streicht, eine Flöte tönt,

der Weg, der wie vermauert stand, weicht im
 Bogen aus
 Vor einer hellen Tempelwand und einem scharlachnen
 Torhaus. In das Waldgrün hinaus, freundlich
 rot und weiß, leuchtet Gebälk und Gemäuer,
 Ziegeldächer und Tempelgemächer. Steinterrassen,
 darauf wie graue Zuschauer Steinlaternen stan-
 den, groß und klein, als ob sie sich gegenseitig
 maßen.
 Durch den roten, geziegelten Eingang tret' ich in den
 Tempelhof hin, wo die Flötenmusik sang. Der
 Hofraum voll Kirschenblüten lebte,
 Als ob ein seidengewirktes Zeltdach über mir schwebte,
 und der Hof erschien wie ein lila und rosig
 Gemach.
 In einem Tempelschrein, der nach dem Hof zu offen
 war, tanzten auf einer Bühne Tempeltänzerinnen
 in weißen Seidenstoffen und wiegten sich zu der
 Priester Musik.
 Diese sitzen am Boden mit bronzenen Mienen, in
 Mänteln dick aus safrangelbem Tuch, und dienen
 fröhlich mit Tänzerinnen und Flöten den Früh-
 lingsgöttern, statt mit Gebet und Spruch.
 Ich war gedankengebückt aus dem Wald gekommen
 und sah verwundert das heilige Tanzhaus im
 Tempelhof und auf die Tänzerin, die mit Schar-
 lach geschmückt.
 Ich erschien mir gar unscheinbar, wie eine Bücher-
 laus, die zwischen die farbigen Bilder von einem
 Märchenbuch gekommen war;
 Ein Bilderbuch, wo erst halbdunkle Wege mit him-
 melhohen Bäumen schweigen und Myriaden von
 Laternen aufsteigen
 Und blonde Rehe hin an den rötlichen Rinden der
 Bäume, auf leiser Zehe, den Weg dem Fremden
 zu hunderten zeigen,
 Die dann dem Verwunderten verschwinden, eh' er's
 noch weiß. Und dann sich statt der Rehe spie-
 lende Geigen einfinden
 Und sich der blaue Morgenhimmel mit rosigem Kirsch-

reis behängt, darunter dich ein Kreis von lieb-
 lichsten Mädchen tanzend empfängt.
 Vom Reispuder weiß wie die Blüten und rosig ge-
 schminkt, glühten wie Kirchengärten die kleinen
 Gesichter, blinkt wie eine Kirschfrucht der Mund,
 kreisrund und scharlach gemalt;
 Das schwarze Haar zum Tanzfest geschmückt wie ein
 Juwelennest und in den Händen ein Blütenreis,
 frisch gepflückt.
 Alle auf der Bühne fallen vor mir nieder im Halb-
 kreis aufs Knie, liegen tief mit der Stirn zu den
 Strohmatte gebückt,
 Stehen auf und beginnen sich wieder im Takt zu
 wiegen, tanzen leicht gleich Wesen ohne Schatten,
 Als ob sie unendliche Zeit und unendliche Feier zum
 Tanz vor den blühenden Kirschbäumen hatten.
 Sie tragen viele Seidengewänder übereinander; von
 jedem Gewand sieht man aufgeschlagen die wat-
 tierten blauen und rosenroten Schleppenränder,
 Diese gleißen unter den Säumen des Obergewandes,
 des weißen. Die Mädchen klatschen rhythmisch
 die Hände, wiegen die Köpfe unter den weiß-
 seidnen Stirnbinden und unter dem Flitter und
 Haarnadelschmuck
 Und folgen mit Geschick dem Gong und dem Geigen-
 gezitter, als wär' die Musik verführender Hände
 Druck.
 Vor den Tempeltänzerinnen, mitten im Hofe drinnen,
 steht ein Baum frühlingserregt in dem Blüten-
 gelände;
 Der ist ein Wunder im Himmelsraum, da er sechs
 verschiedene Blütenzweige trägt: weiß die Pflau-
 menblüte, lila Glyzinen und rosig den Kirsch-
 flaum,
 Pfirsich- und Ahornreis und noch die Blüte von
 einem Orangenbaum.
 Inmitten der Tempelzinnen mit sechsmal verschiedenen
 Mienen bemeistert dich dieser Wunderstamm, als
 wär' er begeistert von Sinnen,
 Sechsmal der Lieb' und dem Frühling zu dienen.
 Zahm sind hier nicht allein die Rehe, zahm sind auch

die Bäume im Narahain, es blühen hier sechs
auf einer Wurzel verliebt im Verein.
Bald nichts mehr unmöglich und wunderbar dem
Einsamen hier erscheint in der Wunder Schar,
Weder sechsfach Geblühe, noch im Wald das Geigen-
gesinge, noch der Mädchen Tanz ohne Mühe, noch
die Rehe, die zahmen;
Mir war, als kamen meine Augen in Nara zum
Anfang aller Dinge, wo alle voll Liebe das Leben
nahmen.

Beim Daibuts von Nara

Einen Hügel ansteigend in die freien Waldungen
hinein, lösen sich der Steinlaternen dichte Reih'n.
Ein Wasserquell sprudelt über Moosblöcken;
Wie ein Erzähler lebt er laut, spricht vor sich hin
an jeder Stell' und plaudert zu den umstehenden
Zedernstöcken.
Durch das Laubdach jetzt ein Regentropfen nach dem
andern fällt, als ob der Himmel herein will in
die vereinsamte Baumwelt.
Ein grasiger Hügelkopf erscheint, der Kagisugaberg
ohne Baum, für den Wanderer ein grünes, mäch-
tiges Grastissen im Waldraum.
Dann in den Waldschlund bergab geht der Weg in
einen Talgrund. Dort im Tal liegt offen nahe
der Ebene aussichtreichem Saal
Der rote Todaitempel; dort lebt ein Riese, ein Ein-
samer, ein ungeheuer Daibutsbild in des Tempels
gewaltiger Falkenkammer.
Das lange Tempeldach ruht auf mächtigen, gedun-
kelten Zedernbohlen, als Dachträger ragen ge-
schnittne Wolken, die das Dach tragen,
Hölzerne Wolken, blutrote, gerollte, als ob der Him-
mel das Dach hochheben wollte. Von einem
Plazregen in die Flucht geschlagen,
Flohen mit mir aus dem Wald die Pilger alle zum
Riesen hinein in die dunkle, riesige Tempelhalle,
und draußen sanken Donner und Regen nieder
mit dröhnendem Falle.

Wie grau bemalt, lagen draußen Steine und Nasen
in der Regengewalt, vor den hohen, offenen Hal-
lentüren, vor der vergoldeten Gottgestalt.

Unter dem Donnerbeben dachte ich: „Würde hier
mein Leben beim Daibutsriesen unter einem Blitz-
schlage abschließen, ich wäre wie eine Ameise
ergeben.

Winzig stand ich neben dem Gottkoloß, der saß auf
dem Riesenkelch eines Lotos, der Leib und die
beiden Schultern wie ein goldenes Schloß

Und mit einem Kopf wie die größte Sturmglocke
groß. Indessen draußen das Tempeldach von
Regenmassen überfloß,

Saß der Gott gelassen hier seit manchem Jahrhundert
trocken mit seinem Kopf voll vergoldeter, kurz-
trauser Locken,

Bewundert unter Atemstößen von hundert und hun-
dert Pilgern, die mochten alle gern an seiner
Stelle hocken,

So wie er, unerschrocken vor Donner und Blighelle.
Menschenfurcht hat diesen Riesen geboren, gab
ihm seine Größe

Und erbaute ihm diese gewaltige, dunkle Balkenzelle,
hat sie mit einer Riesenelle bemessen,

Menschenfurcht, die jeder zur Welt mitbringt, jeder
der vergessen, wozu ihm das Blut nach dem Her-
zen drängt.

Wozu gut? Daß er nichts Feiges tut. Wozu be-
stimmt?

Daß sein Herz diese Welt wie ein goldener Riese
auf den Arm nimmt,

Daß Liebeshitze ihn durchglimmt und ihn Herzens-
kälte ergrimmt.

Am Sarasawa-Teich

Nicht weit von diesem Tempel, auf der Wiese hinab,
liegt der Sarasawa-Teich, der einer geliebten
Frau einst den Tod gab.

Ein Hoffräulein liebte einst einen Kaiser von Japan;

sie sah keinen andern als würdig für ihr Herz
 an, und für alle Freier, war einer noch so mächtig
 und reich,
 Hatte sie nur Veracht. Macht und Reichtum waren
 ihr gleich, sie liebte allein den Kaiser, schmachkend
 und stumm.
 Allmählich auf sie achtend, sah sich der Sohn der
 Sonne nach dem lieblichen Mädchen um; er winkte
 es heran,
 Und das Herz schlug vor Liebeslust an, wie zu einer
 Andacht, wie ein Gebetsgong dröhnend, in jeder
 kaiserlichen Liebesnacht dem schönen Mädchen in
 der Brust.
 Aber die Mächtigsten auf Erden verhöhnend, haben
 die großen Götter den großen Menschen selten
 beschert nur ein einziges Herz,
 Und der Kaiser entließ das liebeliche Kind, als er
 satt war vom Liebescherz, und hat ihre Lieb'
 nicht geschont,
 Denn in eines Kaisers unruhiger Brust eine Legion
 von Herzen wohnt, und jedes wechselt täglich mit
 dem andern ab in der Wollust.
 Das zarte Mädchen, von seinem kaiserlichen Liebsten
 entthront, will nicht die Geschenke, nicht das Gold,
 womit sie des Kaisers Schatzmeister lohnt,
 Das Hofräulein läuft in die Nacht, totenbleich, an
 das Wasser vom Sarasuma-Teich. Aber das
 Wasserreich erschrak, und, wunderbar, das Wasser
 wich eilig aus,
 Und der Teich lag trocken im Mond, wie nur die
 trockene Diele in einem Haus, und des Teiches
 Stimme sagte dem Mädchen klar,
 Daß, sie zu töten, im japanischen Reich kein Teich-
 wasser elendig genug war. — Da öffnet die
 Trauernde, daß sie Ruhe fände, ihr schwarzes,
 gesträhltes Haar
 Und legt es als Schlinge um ihren Hals und ließ
 ihre Hände ziehen die Schlinge und starb laut-
 los und schloß sich an der Geister wesenlosem
 Ringe.
 Und sie lag tot auf dem Teichgrund, der auch am

nächsten Tag noch leer stand und noch kein einzig
 Tröpflein Wasser bot,
 Bis man das Mädchen geholt und legte die Tote am
 Ufergras nieder; dann erst erschien tiefdunkel des
 Wassers Glas wieder aufsteigend mit altem Ge-
 funkel.
 Und von der Toten singen noch heut' am Sarasuwa-
 Teich unvergänglich die Lieder. —
 Ich kam auf den nassen Wegen zu dem Teichschimmer,
 und immer noch reich tat der Regen zum Spie-
 gel spritzen,
 Der stand voll Wasserspitzen wie ein gestäubter Igel,
 und der Teich schien ein hartnäckig Wasser zu sein,
 Denn er blieb noch finster im schwefelgelben Gewit-
 terschein. —
 Am Abend fuhr ich nach Kioto hinein, aber Nara
 hab' ich doch nie ganz verlassen, nicht den Zedern-
 hain, mit den Steinlaternen und Rehen,
 Mit den Tänzerinnen, die vor den Kirschenbäumen
 tanzend den Frühjahrgöttern dienen. Ich kann,
 wann ich will, bei dem Riesen Daibuts während
 des Regens stehen;
 Kann die schöne, leidenschaftliche Tote, lotoöbleich,
 am Ufer vom Teich Sarasuwa sehen;
 Alles, was in Nara geschehen, ich wohl in Gedanken
 für meine Liebste verpackt habe,
 Als aller Weltwunder wunderbarste japanische Gabe.

Tempelkfel

Die Luft der vielen dämmernden Tempelräume, die
 ich in Kioto eingeatmet, Rauch der Essenzen, Lack-
 duft und Geruch alter Balkenbäume und Bronzen,
 Die Totenstille verzückter tausendjähriger Gebetsräume,
 die Nähe lautlos wandernder fahrrasierter Bonzen
 Und in Heeren die goldichweren Lotosblumen und
 Göttergestalten ringsum auf der halben Erde in
 fünf Meeren,
 Alles das gab meinem Leib, der sich den Heilig-
 tümern vertraut, eine über sinnliche, zweite Haut,

die hat mit den Poren mehr als mit den Augen
 alles geschaut.
 Als hatte ich den Weg um die Erde verloren, sah
 ich bald mit geschlossenen Augen immer nur gold-
 gefärbte Göttergesichter auf Emporen,
 Götterhände, die jeden Schritt führen und unter dun-
 keln Türen Weihrauchwolken und Lichter beschworen.
 Ich sah die ganze Welt bald auf Wolken schweben
 über Weihrauchstangen, wie die Gesichter der Göt-
 ter leben;
 Als mußten vor der gesättigten Lust der Götter auch
 in meiner Brust meine Adern verdorren, wie einem
 Heiligen vom Fasten im leeren Wüstenwust.
 Ich sah Wirkliches und Unwirkliches durch Heiligen-
 schein verworren, als sollte ich im Nirwana bald
 für ewig rasten,
 Als paßten meine Füße kaum mehr zu der Welträder
 Hasten und in die Sekunden. Denn die Straßen
 mit ihren Lasten, der Handel, der Alltag
 Nur noch als ein Schatten veralteter Daseinstunden
 vor mir am Weg lag. Mein Kopf erschien mir
 Ewigkeiten alt
 Und war wie eine gewaltige Mühle, die nur für die
 Götter mahlt. Nur manchmal sah ich aus dem
 Tempelgewühle
 Meiner Liebsten göttlich' Gesicht in der Ferne und
 manchmal abends erschien sie mir beim ersten
 Sterne,
 Als suchte sie mein Herz auf Erden mit einer Laterne.
 Und eines Abends hat mich ein Grauen vor den
 Göttern erfaßt,
 Die mich Einsamen störten bei meiner Liebsten An-
 schauen, und ich habe alle Tempel schon von
 weitem gehaßt;
 Und sah ich jetzt in Kioto eine offene Tempelkammer,
 ergriff mich Tempelkel und Tempelkagenjammer.

Fahrt zum See Biwa

Ich fuhr eines Morgens von Kioto über die Sanjo-
Brücke der Hügellandschaft entgegen. Der end-
lose Frühjahrsregen wurde mein Kamerad,
Er war meiner hitzigen Einsamkeit Bad. Die Sanjo-
Brücke mit ihren roten Holzpfosten und kleinen
gekupferten Kegeln lag im toten Morgennebel.
Regenschirme und klappernde Schuhe kamen von
Westen und Osten; wie bewegliche Nebelstücke
waren die Menschen auf der breiten Brücke,
Und der Morgenhimmel darüber braunrot wie Eisen
im Verrosten. Die Brücke ist wie eine Spule,
darüber sich Viele drehen.
Viele kleine Kinder gingen zur Schule, viele Last-
träger, die gebückt vor sich hinsehen, heben an
Bambusstäben Kessel und Ballen und laufen und
springen,
Und es ist ein Vorwärtstreben von Menschenhaufen
und klappernden Schuhen, die ihre Unruhen in
den nebelnden Morgen bringen.
Mein Ritschamann hat einen Mantel aus gelbem
Stroh an, und seine Strohsandalen springen vor
meinem Wagen und schlagen Schmutzstrahlen auf
in unermüdlichem Lauf,
Bis wir draußen unterm hellen Tag ins Landschafts-
grün dringen. In nassen Erdfeldern, vom Regen
umschauert,
Lag manches Strohhaus, wie ein Hase eng zusam-
mengekauert, und besah sich die Straße, die wie
eine Gasse schwamm, und den triefenden Erddamm.
Meinem Ritschamann das Wasser durch den Hals-
fragen floß, daß seine dunkelblaue Leinwandhose
ihn wie eine Fischhaut anliegend umschloß.
Er hat mir trotzdem noch gutes Wetter laut prophe-
zeit, doch weit und breit standen die Wolken wie
Bretter. Unter den Hüttendächern sich die Zwerg-
hühner verregnet zusammensanden,
Und es war, als wollte die Sonne niemals mehr
durch den Regen landen. Bei einem alten
Bauernrasthaus,

Das wie eine Scheune offen am Waldweg lag, ruhte
 ich aus. Dunkles Alter füllte drinnen die Bal-
 ken mit Gebräune,
 Und zwischen Herden und Trögen und steinernem
 Gebräune war eine uralte eingemauerte Quelle,
 die den Herbergraum kühlte.
 Sie nahm den Ehrenplatz ein mit ihrer sprudelnden
 Helle, als sprach sie da in den Tag hinein auf
 dem Ehrensitz in der weiten Hauszelle
 Und redete dort an der toten Urahnen Stelle. Und
 die Leute im Haus, das voll Landgeschäft und
 voll Landarbeit lag,
 Lebten um den plaudernden Wasserplatz mit jahr-
 hundertaltem Behag. Der Morgenregen, mein
 Kamerad, der mit mir gekommen,
 Kam auch mit seiner Wassermusik draußen aus allen
 Dachrinnen, wie ein Straßensänger, vor das
 Haus geschwommen,
 Und die beiden Wasser, drinnen und drauß, sprachen
 sich aus, und es wurde mir zuletzt jedes Wort
 genommen.
 Ich trank meine winzige Teetasse leer, und mit dem
 bittern Geschmack vom japanischen Tee auf der
 Zunge, fuhr ich außs neue in den Regensee.
 Der Regen aber lief nur mit kurzem Sprunge auf
 gut Glück noch ein wenig hinterher, bis sein Lied
 am Ende war,
 Dann blieb er zurück, und der Tag wurde klar wie
 ein Silberstück. Im Weiterfliegen sah ich vom
 Wagen,
 Als hatte mir einer mit der Faust ins Auge geschla-
 gen, blutrot einen Garten erscheinen. Von allen
 seinen Blättern hatte keines ein anderes Licht
 als Rot,
 Rot, hell und dunkel, in allen Schatten, rot in jeder
 Schicht, rot wie ein Rubingefunkel; am Boden
 stehen rotes Schiefblatt und rote Azaleen,
 Ohne einen grünen Halm zu sehen, darüber die
 Bäume alle hochrot voll Scharlach und Purpur
 sich blähen.
 Rote, junge Ahornblätter, die im Frühling über ganz
 Dautenden, Die geflügelte Erde

Japan blutrot aufgehen und wie brennendes Herbst-
laub wehen.

In diesem roten Garten, wo noch der Staub und
der Schatten rot erscheinen, standen die Blätter
wie Menschenhände vor die Sonne gehalten,
Als siehst du lebende Blutrote durch Menschenadern
ziehen; als böte einer dem Frühling alles Blut,
Damit dieser Gärten und Blumen aus seinem roten
Blut aufbaut für das Mädchen, dem er gut:
einen roten Brautgarten für seine Braut,
In den kein Schatten ergraut hineinschaut.

Der alte Baum am Biwasee

Die Landstraße hatte starken Fall, und vor mir bergab
lag der glatte See Biwa aufgerollt, wie Millio-
nen Pfunde gewalztes Metall.

Vor dem grauen See Grunde stund am Weg manch
Bund rosigter Kirschenbäume und die grauen Zie-
geldächer der Stadt Ozu und schieferfarbenes
Bergland im Halbrund.

Mein Ritschawagen jagte am Ufer, wo nur Stoppel-
felder von gemähntem Schilf lagen und die Nebel
wehten, rauchend an die Berge verschlagen.

Das Wasser lag knirschend unterm fernen Regens-
schauer wie ein Sack, ein grauer; als ob die Leere
hier mühsam herumtroch,

So erschien der See in der Frühjahrslandschaft wie
ein ungeheures, lebloses Loch. Am Bergfuß, dicht
am Seerand, da ist eine haushohe Spinne mit
vielen hundert Füßen am Strand gefessen,

Dieses dunkle Untier im leeren Raum verwandelte
sich, als ich näher kam, in einen vielfach gestützten
Riesenbaum;

Aus drei Balken stand ein Tempeltor als Zeichen
seiner Heiligkeit davor. Der Baum ist Japans
ältester Riese,

Er steht im weißen Uferliefse, von Hunderten Holz-
füßen gestützt. Ohne Krone, zerbrochen, zerspalten
und von hundert Krücken gehalten,

Als ist ihm das Sterben verboten, dem Uralten. Er
 ist vor dem blassen Nebelsee wie die Faltenmassen
 und wie die grauen Millionen Kuzeln von einem
 Greis anzuschau'n.
 Bald ein Grübeln, bald ein Drohen, bald ein Schmun-
 zeln, Hunderte Gedanken sich aus- und einschalten
 in seinem Geäst,
 Und vom einst schwungvollen Leib steht da nur noch
 ein Rest. Die Linie seines Gesichtes und seiner
 Gestalt ist längst verwischt,
 Nur der Lebensinhalt, wie ein Rätsel verschlungen,
 als Faltenwelt vor deinen Augen sich mischt. Der
 See ihn stetig mit seiner Stimme umzischt,
 Fast bis an seine Wurzeln die Seewellen laufen, und
 dichte Haufen von Laternen aus Stein pferchen
 sich auf dem Plage unter dem Baume ein.
 Weiße Papierstreifen, mit Gebeten beschrieben, schwei-
 fen an den Baumzweigen, die Andenken mancher
 Andächtigen, die, im Winde wehend, dem Baum-
 gott als Andachtopfer blieben.
 Selbst der Frühling saß dem Alten noch jung in
 seinen Ästfalten und Blighieben. Seine äußersten
 Reiser frisches Jahresgrün trieben,
 Denn der Alte hatte es noch nicht verlernt, in den
 Frühlingsnächten die Sehnsucht zu lieben.

Die acht Seebilder beim Niidera-Tempel

Vom See fort in den Bergwald hinein sah ich Feuer-
 schein. Ich trat in das Gehölz ein, da standen
 Zedernbäume, rot mit lotrechten Schäften,
 Als war der Wald von senkrechten Flammen bedroht.
 Ich bin auf langen, bemoosten Treppen auf die
 Berghöhe gegangen, immer zwischen roten Stäm-
 men, wie zwischen rotglühenden Zangen.
 Manchmal sangen Windstimmen, über mir aufrauschend,
 und ich sprach, mit dem Wind Gedanken tauschend:
 Die roten Zedernstangen sind wie vom Waldlied die
 Linien von roten Noten. — Und ich ging weiter,
 dem Frühlingwind lauschend,

Als hatt' er sich mir singend als zweiter Kamerad
 heute angeboten. Ich kam hoch droben zum Mijdera-
 Tempel auf die nassen Steinterrassen;
 Aber ich wandte allen Tempeldächern und den höl-
 zernen Götterstuben gelassen den Rücken und ließ
 mich von den Sälen der Seeausicht entzücken.
 Neben mir vor einem Teehäuslein stand ein japa-
 nisches fleißiges Weiblein; erst schenkte sie Tee ein,
 Dann walzte sie grünes Pudermehl, von Zuckererbsen
 gewonnen, zu kleinen Kugeln; sie war fleißig beim
 Werke, vermengte mit Reisstärke die Masse
 Und verkaufte hier im Freien in kleinen sauberen Holz-
 kasten diese alten japanischen Frühlingseckereien.
 Von eingezogenen Kirschblüten konnte man auch Tee
 erhalten und auf Reispapier die kindlichsten Götter-
 bilder, die mit tiefer Andacht gemalten.
 Von der Terrasse hier kannst du drunten, vor den
 Dächern von Ozu, den grauen, den weiten See
 in seiner Harfenform schauen;
 Die Japaner nennen acht Schönheiten in seinem Gesicht:
 Den Abendschnee, auf dem Hirayama gesehen, der
 begräbt schon für den nächsten Morgen, wenn du
 ihn andächtig anschaust, deine Sorgen.
 Zu Seta das fließende Abendrot, ist wie Bienenhonig
 dem Ärmsten, und sein Anblick gibt einen sanften
 Tod.
 Vom Istuyama den Herbstmond aufgehen sehen, ist
 ein Gruß der Gestorbenen aus dem Nirwana.
 Vom Tempel Mijdera die Abendglocke, sie gibt dir
 ein Streicheln im Ohr wie deiner Liebsten Haar-
 locke.
 Und von Yabase, im Abendwasser glucksend, ein heim-
 kehrend Segelboot ist schön wie ein Auge, das,
 sich der Sehnsucht erwehrend, zu weinen droht.
 Der sonnige Himmel mit Brise in Amazu ist lächelnd
 wie der Kirschentanz der Mädchen auf der Kirschen-
 wiese.
 Einmal den Nachtreger regnen hören in Karasaki,
 dann wird dich im Herzen kein Mißlaut mehr
 stören.
 Und endlich der Wildgänse Flug in Katata nach-

schauen, ist wie die Zukunft heller aufbauen, und
 du verlierst niemals deiner Liebsten Vertrauen. —
 So erzählte mir das Weiblein im Mijdera-Teehaus
 und lachte lustig wie eine Wachtel.
 Ich wählte zum Dank eine Schachtel ihrer Zucker-
 erbsen aus und dachte noch lange bergab über
 die acht Schönheiten nach,
 Die jedem der Biwasee gab wie acht göttliche Launen,
 und ich wünschte sie alle acht meiner Herzliebsten
 zum Bestaunen unter ihr Dach.

Im Bergkanal zu Ozu

Am Fuß des Tempelberges von Mijdera führte ein
 Fünfmeilenkanal als Tunnel durch den Berg hin-
 durch, vom See Biwa zum Kiototal.
 Ich fuhr auf einem Boot in den Berg hinein; bei
 einer Kerze Schein drangen japanische Schiffer
 mit mir in den finstern Bergbauch ein.
 Nur der nassen Mauermassen Gefunkel warf Tropfen
 ins Dunkel, sonst sah man nicht die Hand vor
 dem Gesicht, wenn man am Bootsende stand
 Und sich die Kerze am Kiel befand. Mit einer Stange
 sticht der Schiffer ins Wasser, auf einer stunden-
 langen Fahrt, auf der nur das Wasser glucksend
 spricht,
 Geht es finster vorwärts in dem unterirdischen Gange,
 fern von Menschen und Tageslicht. Manchmal
 erscheint, wie ein Feuerpunkt in der Nacht,
 Ein begegnendes Boot, beladen mit Warenfracht, und
 das Bergecho kracht gleich hallenden Schüssen,
 wenn sich die Bootsleute zurufend grüßen.
 Wie ein Boot, das der Tod lautlos fährt, durch die
 Unterwelt, hält der Schiffer die Stange schatten-
 groß und breit und führt wuchtig Stoß um Stoß
 in die Dunkelheit.
 Wie ein Gestorbener ohne Macht mußt du hier, fern
 von Leben und Zeit und Tageschein, tief unter
 den Wurzeln der Federnbäume.
 Wie in einem schmalen Holzarg sein, bist winzig

wenig, bist mächtig allein; und draußen die Welt fährt fort und lebt ohne dich lustig und prächtig. Dann, als du übermächtig vom langen Dunkel, bricht mit Prangen der elektrische Tag wie ein Hammerschlag in die Bergnacht hinein. Und Wasser und Wände tanzen gleich brillantenen Feuern, und du kannst deinen Einzug in die Welt erneuern. Eben, als das Dunkel mir gefällt und mein Auge kein Licht vermisst und bescheiden wie ein Astet geworden ist, Da lag wie eine Eischale vor mir der weiße Tag und die Stadt Kioto im bläulichen Stromtale, und der Kahn geht durch grünen Wiesenrain, Wo die Scharen von Blauveiglein vom Frühling ins Gras gestellt werden. Und du bist wieder bei deinem Schatten auf Erden und suchst deine Straß', Und drei Schritte weiter hat dein Herz schon vergessen, daß es zwischen zwei Tälern unterm dunklen Erdberg gewesen.

Im goldnen Pavillon bei Kioto

Vor Kioto ist hinter Waldwegen und Reisfeldern draußen ein goldner Pavillon gelegen, darinnen Mönche hausen. Als ich dort einmal von den Arashiyama-Wasserschnellen vorüberkam, klopfte ich dort an der Gartentüre an. Die Mönche, die das Haus bestellen, traten heraus, luden mich artig ein und hießen mich mit Tee willkommen, und das Schälchen Tee spricht in Japan: Du bist gern bei uns aufgenommen. — Das Haus gehörte einst einem Schogun, einem Landestribun, der hatte sich an dem Ende seiner Tage dorthin zurückgezogen, Er gab nach seinem Tod das hölzerne Haus mit dem goldenen Dach in der Priester Hände. Das Gold darauf glänzte nur noch schwach,

Aber der bronzene Phönix saß noch stolz droben als
 Knauf. In den Gemächern sind alte Handmalereien
 an die Wände gehängt;
 Aber schöner als alles im Haus ist der Garten rundum
 mit seinen Spielereien; der japanische Garten,
 darinnen jeder Felsenstein
 Um den Teichspiegel, ausgewählt wie ein Gesicht, an
 den Wasserschein gestellt, als ob er im Inneren
 einen verzauberten Menschen enthält.
 Jeder Felsstein nimmt eine Sonderstellung ein, daß
 er ins Aug' wie eine kauernde Figur fällt.
 Da ist jeder Baumstamm und Stein an der Gartengestalt
 wichtig, wie an einem Menschenleib ein Knochenbein.
 Keine gekrümmten Wurzeln zu nichtig und klein in
 dem Garten, daß sie nicht der Schönheit wie
 dienende Geister aufwarten.
 Da hat ein Meister verschiedenes Laubwerk vergoldend
 und rötlich und grau hingetan, wie die Stickereien
 auf dem Seidentuch einer Frau,
 Da paßt das senkrecht Schilf gegen den wagrechten
 Zedernast gleich der Randzeichnung in einem Buch
 an den Teich.
 Jedes Blatt sieht aus, als wär' es im Gartenraum
 gezählt, als sei im weiten Garten kaum ein ge-
 zacktes Blättlein überflüssig gewählt.
 Die Kirschbäume stehen hier spärlich wie aus künst-
 lich rosa Seidenpapier geschnitten. Und da ist
 beim Haus ein Rasenberg dahinter,
 Der spielte einmal mit seinem grünen Hügel Leib
 mitten im Sommer Winter, verkleidet von des
 Schoguns liebendem Weib.
 Denn der Fürst, verdorrt von Sommerglut und von
 manchem unausgesprochenem Machtwort, das wie
 ein Komet nie ruht,
 Sah mit blutunterlaufenen Augen und mit Säusen
 in den Ohren den heißen Julitag an. Und des
 Fürsten Weib verstand: zu ihrem Mann kam ein
 tötendes Fieber heran;
 Vielleicht der Tod schon jetzt unter die Haustüre trat,
 war dem Kranken nicht rasch Heilung getan und
 Wohlthat.

Des Schoguns Wangenknochen glühten wie der Garten-
sand, und die Frau hat sich erschrocken abge-
wandt und sah auf des Hauses weiße Papierwand
Und dachte beim weißen Papier an Winter und
Schnee. O hätte sie Schnee hier, dann könnte
sie gut dem Kranken das Fieber fühlen,
Und kein Brand würde den Schogun mehr durch-
wühlen! Plötzlich ein flinker Gedanke in ihr Ge-
hör fand:

Sie hat die Diener ausgesandt und ließ weiße Tücher
Seide aufkaufen im Land, und alle Mägde muß-
ten rennen und laufen

Und weiße Seidenballen bringen, so viel Seide, als
sich nur fand, weiße Seide in weißen Haufen;
und die Fürstin bedeckte in der Nacht mit eigener
Hand

Den Hügelberg am Gartenrand, daß er am Morgen
schneeweiß in der Seide dastand, und vom Gar-
tenhaus sah der Berg gleißend und kühl aus

Wie ein Hügel im Januarschneefleide. Das fiebernde
Auge des kranken Schogun glaubte am nächsten
Morgen geruhig an die Winterfühle,

Und des Kranken wirre Schwüle wich vor dem klaren
Schneegefühl. Der Kranke ließ seine fiebernden
Augen in langen Tagen,

Ohne nach dem Grund zu fragen, auf dem weißseid-
enen Schneehügel weilen, und seine kluge Frau
sah zufrieden ihres Mannes Fieber langsam heilen.

Denn die, die liebend die Tage miteinander teilen,
werden zu Zauberern im Handeln und können im
Nu zum Glück ihrer Ruh' die Jahreszeiten ver-
wandeln.

Japanische Gärten

Sind die japanischen Zimmer für den Europäer leer
wie Holzrahmen, wie Bilderrahmen, die den
Schimmer des Menschengesichtes gebiegen, zart
und ohne Beschwer

Wie ein lebendes Bild aufnehmen, so ist der japa-

nische Garten am Haus umher kraus und kreuz
 und quer voll kleiner Brücken,
 Voll Steinlaternen bei Wasserlücken, und auf man-
 chem Hügelein, rund wie ein Buddhabauch, sitzt
 ein kostbarer Zwergstrauch, wertvoll gleich teuren
 Möbelstücken.
 Da sind keine Bäume, die lärmendes Rauschen voll-
 führen; nur eine stille Welt aus Strauchfiguren
 steht über den Rasen, die sich nie rühren.
 Ein vornehm japanisches Haus lud mich in seinen
 Garten an einem Nachmittag. Alle Schiebetüren
 waren geöffnet im Haus,
 Und ich sah erstaunt hinaus und wußte nicht, wo
 sollte der herrliche Garten sein. Drunten lag nur
 ein welliger Rasenrain.
 Kein Weg führte hinein, kein Baum sah ins Haus
 herein; vor mir nur ein grüner, mäßiger Raum
 von welligem Rasen,
 Aber der Garten selbst schien wie fortgeblasen. Ich
 trat auf den Hausaltan und suchte vergeblich
 Baumgänge, Lauben und Blattgedränge.
 Nirgends Blumenbeete, nirgends Schatten, nirgends
 Teppichrabatten; vor mir eine unverständlich grüne
 Grasenge,
 Darauf nur leichte Hügelinien um seichte, rinnende
 Wasser; ein paar Zwergsträucher, von denen reichte
 mir keiner kaum ans Knie.
 Und ich stand, wie der einzige Baum, groß auf dem
 Altan vor dem grünen Rasenraum und glaubte,
 ich finde den Garten nie.
 Endlich der Hausherr und ich das Rasengras betra-
 ten; da lagen in krummen Reihen unregelmäßige,
 glatte Felsplatten, fein säuberlich eingelassen in
 die Grassmatten.
 Diese gingen quer durch die Rasenmitte und bildeten
 nacheinander den Weg für die Schritte.
 Es war ein Gewander wie über die Rasen von bergigen
 Wiesen. Es gluckste des Wassers behutsames Fließen.
 Aber immer noch wollte sich mein Verstand nicht für
 diesen Garten erschließen, bis ich über kleinen
 Steinbrücken fort

Ein rotes Teehäuslein, zierlich geschnitz, im Grünen fand; und dort nahm der japanische Hausherr erklärend das Wort.

Er deutete lächelnd mit der Hand über die Aussicht, die für mich aus nichts bestand; vor mir war nur der Rasen grün und der Himmel blau.

„Dies,“ sagte der Japaner und zeigte mit einer Geste wie über ein Paradies, „schau dies, dies ist die Heimat meiner Frau!

Hier in dem Teehaus Schatten kann sie sich nach Haus zu ihren Eltern träumen. Sieht sie hier, mit dem Kopf auf den Fußboden gestützt, hinaus,

Gleicht jede winzige Hügelwelle im Garten den großen Bergsäumen vor ihrem Elternhaus. Und jede Rasensenkung täuscht ihr vor vom Talschwung der Heimat eine Ahnung.

Zwergahorn und Zwergeiche tun das gleiche. Sie sieht hier, auf dem Raum von einigen hundert Schritten kaum, die Landschaft von hundert Meilen

In Zwergbaumlinien, in Hügeln und Wasserzeilen; sie sieht die Heimat ihrer Lieben rund, kaum einige Hände hoch über den Gartengrund hingeschrieben.“

Ich stund wie einer, der blind gewesen, der mit einem Mal sehen lernt, vergleichen und lesen. Was ich für Wurzelstaude und kriechenden Busch gehalten auf den Rasenfalten,

Waren fünfhundertjährige Eichen, Fichten, Zedern, vielfach verästet, verkrüppelt und vom Alter gespalten.

Der Garten, der vorher verschwunden war, lag als fußhohes Landschaftsbild vor dem Altan des Teehäusleins im Nachmittag jetzt klar.

Ich verstand jetzt, daß der kniehohe Garten eine ganze Provinz von Landschaften war, in deren Mitten Selbst die kleinen Japaner wie große Riesen über die hundertjährigen Eichenwälder und über die lebenden Flüsse schritten.

Die Liebe, der Riese im Mann, zog dem geliebten Weib die alte Heimat über Meilen an die Türe heran,

Daß die Geliebte, wenn sie wünscht, darin weilen kann und träumen, wie sie als Kind es getan. — Es sind um Kioto noch seltsame Sommergärten der Kaiser entstanden, in denen sich in einem, der „männliche“ und der „weibliche“ benannt, zwei Wasserfälle befanden und Brücken in Brillenform, die mit kreisrunden Rücken den Wasserspiegel schmücken.

Da sind Gartenzimmer mit vielfacher Benennung: Die Harfe in der Kiefer, Zimmer für den aufgehenden und Zimmer für den untergehenden Mondschimmer,

Zimmer der Blumenbewunderung. Ein jeder Garten dieser Art ist genannt eine Zeremonie, denn er offenbart allen Dingen eine Deutung.

Wie in einem Lied jeder Reim, jedes Wort einen Reim gibt dem Sehnsuchtsinn, so steht in einem japanischen Garten, grad oder gebückt, jede Zwergform dort und wirkt als Rhythmus fort und fort, und nichts stellt sich hin

Ohne Willen. Jeder Garten entwickelt eine inwendige Gewalt, die dich im stillen fortrückt und entzückt.

Ein japanischer Garten ist fast unsichtbar, wie ein Wort, das sich unterdrückt, und das sich im Gesicht heimlich und beglückt himmelt.

In der kaiserlichen Dschjudschitsu-Schule in Kioto

Glaubst du auch, du hast alles gesehen, werden dir immer noch Augen aufgehen, wird sich dir wie in einer japanischen Schachtel

Immer ein neues Schächtelein zeigen; unendlich viele Tanzfiguren tanzt der unendliche Lebensreigen.

Eines Nachmittags führen meine Rikscharäder zur kaiserlichen Dschjudschitsu-Schule hinaus, die das Kämpfen lehrt in einem eigenen japanischen Haus.

Ich erwartete ein paar Kämpfer, einen kleinen Saal nur und bin erstaunt, als der Rikschamann auf die Stadtflur hinaus

In einen weiten Park fuhr, unter einem roten Shin-
 totor durch. Er kam mir schwerhörig vor, und
 ich befahl von neuem und rief ein paar Mal:
 „Zur Fächakademie!“ Mein Kiffchamann nickt und
 deutet bloß auf ein Haus, rot und groß, unter
 grüner Bäume Strauß.
 Ein geschwungener Dachfirst im Himmel lag, wie ein
 Riesentempeldach im Gartenhag.
 Bald fällt mich an ein Gekläff, ein Geheul, wie von
 einem raufenden Tierknäul, wie von schnaufenden
 Bestien im Gartenfreien
 Ein grelles Gewinsel; eine Folge von Schreien, als
 stürzen Eierbanden im Augenblick, unter Blut-
 speien und das Maul voll Schaum, hervor aus
 jedem Gartenbaum;
 Als verbissen sich Jaguar und Tiger ineinander im Genick,
 als krächten Hähne, stögen Papageien auf, plappernde,
 Als jagten Pferde, hufflappernde, mit fliegender
 Mähne. Ich sprang aus dem fahrenden Kiffcha-
 wagen zur Erde,
 Ich faßte den Kiffchamann mit energischer Gebärde
 am Leinwandfragen an und sagte: „Nein, ich will
 nicht, daß man den zoologischen Garten durchquert!
 Ich will mit dem Gefährt zur kaiserlichen Akademie,
 wo man fechten lehrt!“ Der Kiffchamann hört
 und bleibt ungestört,
 Er will nicht vom Garten fort, er sieht das Haus
 hinter den Bäumen an und sagt: „Das ist der
 Fachtboden dort, wo man vom weiten die Fechter
 schon hören kann.“
 Das Geheul tobte rings um den Ort. Ich traute
 mich beinahe nicht näher zu gehen, ich war sicher,
 es war hier ein Irrtum geschehen,
 Und ich bekomme wahrscheinlich eine Tierzähmung zu
 sehen, wo Löwen brüllend durch Pechreifen setzen;
 ich konnte den Kiffchakuli nicht begreifen
 Und glaubte, er müßte im Sakaratsch schwätzen und
 wollte mich am falschesten Tor absetzen.
 Da sah ich Türflügel offen stehn. Drinnen in einem
 einzigen gelben Holzsaal, der groß wie das ganze
 Riesenhaus,

Tobten zur ebenen Erde ringende Menschen, stießen
springende Menschen die ohrenbetäubenden Rie-
senlaute aus.

Wie in einem Tanzsaal spiegelblank der hohe Saal
wie ein einziger, heller polierter Holzschrank; Ze-
dernholz alle Pfosten, Wände und Dachgebälk.

Da war kein Stein und kein Eisen zu sehen, nur
zartes gelbes Naturholz bis unters Dach; der
Saal war ein gewaltiges Zederngemach.

Gewappnete Kämpfer mit altmodischer Wehr, jeder
mit großem Holzspeer, mit Drahtmaske und Schwert
und Dolch im Gürtel quer,

Sprangen einer gegen den andern; immer paarweise
fegen die Speerstangen. Dabei war das Haus
in allen Fugen in Lärm eingehüllt,

Von Schreien bis unter das Dach angefüllt; Schreie
wie heisere Hähne, Gebrüll wie der Tiger groß-
lendes Gegröhne;

Und dazwischen Knirschen und Zischen zusamme-
bissener Zähne, und es krachen die Speere zu
Zweien; fortgesetzt ein ununterbrochenes Schreien,
Als könnte nichts mehr auf der Welt das Haus von
den wütenden Kehlen befreien. Rings um den
Saal, dessen drei Türen,

Jede wie ein Kirchenportal lang und hoch, auf drei
Seiten hinaus in das Gartengrün führen, breiten
sich Dielen, einen Fuß erhöht,

Von wo die Kampflehrer den Kampf mit Genuß an-
feuern und wo ich niedersitzen muß vor Staunen,
denn mein Staunen muß sich immer wieder er-
neuern.

Die Menschen, die vor mir wie Bestien hüpfen, die
sich wie Kampfhähne gesträubt anschauen, sind,
wenn sie die lackierte schwarze Fechtmaske lüpfen, —

Junge, adelige Mädchen, junge Samuraisfrauen; un-
möglich zu glauben: dieses Wutschnaben, dieses
Hähnekrähen, diese Bestienschreie

Entschlüpfen der Reihe nach den Kehlen japanischer
Damen, und diese Muskeln, die sich vor mir im
Speerkampf stählen, sind Frauenglieder; —

Ich sitze, immer in mich versunkener, nieder, betrachte

die Gesten, die immer kampfrunkener die Speere
 schlagen,
 Ausfall und Abwehr wagen, die, kaum zu zähmen,
 ihre Masken endlich abnehmen von den erhitzten
 Gesichtern und den Schweißdampf abwischen,
 Und sich friedlich unter die Zuschauer mischen; diese
 kleinen Krieger sind japanische Frauen, in Bein-
 und Armschienen und waffenstarr zu schauen,
 Geschmeidig gleich Fischen, aus deren Schuppen, den
 starren, sich Mädchen entpuppen; ich glaubte, meine
 Augen wollten mich narren. —
 Das Kämpfen ist nach alten Kampfregeln geschehen.
 Wenn zwei gewappnet fertig stehen, gehen sie ein-
 ander entgegen,
 Legen quer vor sich den Speer, knien voreinander
 nieder, mit der Stirn den Boden wieder und
 wieder zum Gruß berührend.
 Dann springen sie auf. Nun schlägt Speer auf
 Speer, jedem Schlag folgt wie ein Schuß ein
 Gewaltschrei nebenher, —
 Ein Geheul, womit sich der Kämpfer furchtbar und
 schrecklich machen muß; dazu der Anprall mit
 einem Hochsprung geschieht, wie man ihn bei
 Kampfhähnen sieht.
 Dann prasselt Speer gegen Speer, der Lederpanzer
 rasselt, die Armschienen krachen, als ob die Kämpfer
 vor Eifer Blut speien und Geifer aus allen Poren
 lachen.
 Du hast noch das Speergehämmer in den Ohren,
 da steht der Kampf plötzlich wie still auf einer
 Stell', beide Frauen wie angefroren,
 Speer gegen Speer vorgehalten. Es duckt sich eine
 der Kämpfergestalten, blitzschnell ein blankes Dolch-
 messer aufschnellt und durch die Luft wie ein
 Blitz fällt.
 Die andere, wehrlos bedroht, erwartet ins Knie ge-
 sunken den Tod; wenn diese Schlußpantomime
 fiel, endet damit das Übungsspiel.
 Beide knien darnach nieder auf ihre Hände, berühren
 den Boden mit der Stirn wieder und wieder zum
 Abschiedsgruß,

Sie lüfteten die Masken, setzten sich zuschauend auf die erhöhte Diele und rasteten oder verließen die Kampfdiele mit gleichgültigem Fuß.

Das ist dann vom Zweikampf der höfliche Schluß. —

Vor mir standen sich zwanzig Frauenpaare zugleich entgegen, die im regen Kampfeifer so brannten,

Daß meine Ohren aus ihrem Schreien alle Tierlaute der Erde erkannten. Dieser Frauenspeerkampf bewegt sich nur im halben Hausraum her.

Auf demselben Fußboden, dem spiegelglatten, war die andere Hälfte der Diele mit dicken Binsenmatten belegt.

Dort wurde von fast fünfzig Männern zugleich der Kampf des Dschidschitsu gepflegt. In losen weißen Hemdjacken und losen weißen Kniehosen überschlugen sich wie Akrobaten die nackten Paare. Es war ein Kampf im Lautlosen auf den Binsenmatten, als wär' nur ein Gefämpfe von weißen Schatten.

Die einzigen Töne waren ein leises Geächze und Gestöhne, der dumpfe Fall der stürzenden Leiber. Der Lehrer saß dabei, tadelte und lobte,

Indessen dicht auf derselben Diele der Lärm der Speerweiber heulend tobte. Die fünfzig Männer, die dort alle zugleich, zwei und zwei, miteinander gerungen haben,

Waren von allen Altern: Männer, Burschen und Knaben. Aus den Haufen weißer Gestalten war es schwer, eine einzelne Kampfweise festzuhalten.

Oft drehten sich zwei daher wie ein weißes Mühlensrad; einer den andern abwechselnd über die Schultern werfen tat.

Dieses Handgemeng' der Fünfzig blieb ein lautloses Gedräng'; ich sah nur ein Gewühl von Gliedmaßen, die sich wie Stricke fassen und nie mehr loslassen. —

Ich schaute dann noch im Fechtsaal mit einem Blick den Thron des Mikado an; der ist ein polierter Holzboden, nur zwei Fuß hoch, ohne eine Schmuckspur zu zeigen.

Aber alle, die den Saal zu einer Kampfforderung
 betreten, verneigen sich zuerst vor der Thron-
 erhöhung, als ob sie beten. —
 Ein hundertfaches Schweigen empfing mich draußen
 als ich wieder ins Parkgrüne hinausging; ich sah
 über der Rasenmatte
 Ein Japan aufsteigen, von dem ich noch keine Ge-
 danken hatte. In dem Land der zierlichsten
 Gärten, dem Land der Blumenbewunderung,
 Der Papierwände, der schwanken, traten die adeligsten
 Frauen, die Hände um Speere geballt, kampfs-
 heulend in die Schranken,
 Und zeigten Mut und Dolchmesser, die gern dem
 Landesfeind das Herzblut tranken. Mann und
 Frau, in einem Saal vereint,
 Üben in den Kampfkleidern die Waffenkraft, die
 dem Hausherd den Frieden vor Neidern schafft.
 Ich seh' noch in mancher Stunde im Geist die
 kämpfenden, schwarzmaskierten Frauen,
 Versteckt in die lederne Panzerbrust, die runde, und
 verummmt wie Seehunde, aufeinander hauen.
 Seit diesem Frauengefecht hat mich vor Japan ein
 Grauen erschreckt,
 Als hätt' ich ein neues Liebesgeschlecht auf einem
 fremden Stern entdeckt.

Unterwegs nach Minoshita

Ich bin von Kioto weitergereist und wollte endlich
 den Fushiyama sehn, diesen adeligen Vulkan, um
 den sich alle japanischen Landschaftsbilder wie
 Radspeichen um eine Achse drehn.
 Aber er lag noch in rauchenden Frühlingwind ver-
 schlossen, und nur dampfende Wolkenmassen von
 seinen Flanken in das breite Land herabflossen.
 Ich wollte auch zugleich zum Hakonensee, dessen Wasser
 des Feuerberges Silberbild anfüllt. Dieser See
 liegt hoch im Gebirg' mit gewichtiger Wasserfläche,
 Und See und Vulkan führen mit Spiegelsprache bei
 roten Sonnenuntergängen feurige Gespräche. Auf
 dem Weg zum Fushiyvulkan

Hielt ich zuerst unterwegs hinter Kioto in der kleinen
 Provinzstadt Nagoya an. Im Hotel kamen der
 winzige Wirt und zehn winzige Dienerinnen zu-
 sammen zur Türschwelle,
 Und alle zogen laut atmend die Luft ein vor Hoch-
 achtung, und die Mägde fielen zur Diele mit
 tiefster Verbeugung.
 Ihr begrüßend Geschlürfe hat geklungen, als schluckten
 alle elf lebendige Auster mit lauten Zungen.
 Nach einem kochendheißen japanischen Bad
 Bedienten mich alle zehn im Eßsaal im lebhaftesten
 Verein; sie verstehen kein europäisches Wort, aber
 sie führen die Unterhaltung miauend fort,
 Wie Käselein sich schmiegend, die Gesichter gepudert,
 die Brauen gemalt, der Mund nur ein Punkt,
 rot und klein; alle schauen weise und altklug auf
 mich plumpestes Europaschwein,
 Das mit Stiefeln das Zimmer betritt, statt mit weiß-
 seidener Strümpfe Schimmer; das, statt mit Elfen-
 beinstäbchen zu essen, mächtig mit Messern und
 Gabeln Fleischhaufen zerschneidet;
 Das in dicker, plumper Wolle umgeht, statt in einem
 Seidentakten bequem und fein; das, in Röhren
 eingenäht mit Armen und Bein, unbequem deut-
 lich dasteht;
 Das nie einen Farbenschein zeigt, nie einen Seiden-
 schimmer, und vor dem die kleinen genauen
 japanischen Frauen, wie vor einem Barbaren,
 Bei seinem Grüßen und vor seinen schwarzen Stiefel-
 füßen halb belustigt und halb verlegen erschrecken
 müssen.
 Der Europäer, der glaubt, alles zu wissen, alles zu
 kennen, und der alles sein nennen will, erscheint
 den Japanerinnen unfein, unbescheiden und zum
 Hochmut beflissen.
 Und sie haben für ihn nur ein nachsichtig Lächeln
 allein; denn er erkennt nur als sein einzig vor-
 rechnend Gewissen sein Scheckbuch,
 Und sein Herz erscheint in Japan gröber als seines
 Rockes grobfadenes Wolltuch.

Die Delphine vom Nagoyaschloß

Nagoya hat ein uraltes Schloß. Fünffmal baut sich Steingeschoß über Geschoß, mit Dächern geschwungen, auf einen Mauerwall gestaut.

Zyklopenmächtig trägt der Wall zur Schau den prächtig vielgeschweiften fünfstöckigen Schloßbau.

Ich kam am Nachmittag vor den Schloßgraben, Davor Soldaten ihre niedrigen Kasernen und Kasematten haben. Schwarze struppige Kiefernbäume auf den grasigen Wällen

Stellen Schattenfiguren an den sonnenhellen Nachmittaghimmel. Ein breites, binsengrünes Grabenwasser voll Linsen und Schlamm

Umsäumt den zyklophenhaften grauen Schloßdamm. Die Steinmauer ist ein Stück Japan aus den Ritterzeiten.

Wie riesige Fledermausflügel breiten sich die geschweiften schwarzen Dächer des hellen Schlosses in die hohe Luft, und darunter, trozig,

Steht der graue Steinwall wie ein Eisenhügel prozig. Drinnen im Hof besteige ich den weißen fünfstöckigen Bau, komme auf Holzleitertreppen

Durch wuchtige Holzbalkenkammern ins fünfte Stockwerk hinauf; droben rollt sich eine Rundschau über sonnige Reisebenen und wolkige Gebirge und schwarzgezeichnete Wälder auf.

Vor der Stadt weiße, sandige Manöverfelder. Da exerzieren blißende Truppen im Sonnenschein zuhauf, manövrieren in blanken Gruppen wie kleine Zinnpuppen

Artilleriezüge im Lauf. Bloß ameisengroß sind die Pferde und schmeißen um sich kleine Wolken von Staub und Erde.

Das Schloß, innen und außen, zeigt Kraftgebärde. In den fünf Stockwerken hausen nur leere Wände. Doch dein Auge viel Stärke entdeckt:

Holzbohlen und Balken, gerecht und gestemmt, mit Schwere wie Riesenmuskeln; Riesenbalken bei Balken hocht in den dunklen Holzkammern eingepflocht.

Zwei goldne massive Delphine glänzen droben am höchsten geschweiften Dach, und vom gepflasterten Hof unten siehst du ihrem gelben Glanz noch lange gedankenvoll nach.

Den einen goldnen Delphin führte man einst zu einer Weltausstellung nach Europa hin. Es mußte das goldene Paar, das so manches Jahr und Jahrhundert auf dem Dach gefunktelt,

Sich lange trennen, und vor Gram hat der zurückgebliebene Delphin seinen Goldglanz verdunkelt. Der andere aber, als er aus Europa nach langem Gewander zurückreisen sollte,

Kollte ins Rote Meer; denn das Schiff, das ihn heimführen wollte, sank gestrandet bei einem Korallenriff. Nach Japan drang kaum noch Kunde her vom Untergang, —

Da verbreitet sich eines Tages die Mär in der Kunde von einem riesigen Goldfunde. Man fand an der japanischen Küste aus Gold einen Fisch,

Der glich dem Delphin auf dem Dachgerüste vom Schloß von Nagoya, als wenn er einer der beiden Delphine sein müßte, der, den man außer Land gesandt hin nach Europa.

Bald großer Jubel entbrannte, als man ihn wirklich als den Nagoyadelphin erkannte, und als zugleich die Nachricht von seinem Untergang im Roten Meer angekommen.

Schnell sich das Wunder seiner Heimkunft herumspriecht: daß der Delphin, vergessend seines Goldgewichts Schwere, vor Sehnsucht durch viele Meere nach Japan geschwommen.

Als man ihn wieder aufheißt auf das Schloßdach, da wurde auch der andere Delphin, der dunkelgewordene, einsame, nach langer Frist wieder im Sonnenschein leuchtend wach.

Alle Japaner sagten es einer dem andern nach: Es müssen beide Delphine Mann und Frau sein und sich innig lieben.

Darum mußte des einen Goldfunkeln sich verdunkeln, und darum ist der Schiffbrüchige nicht am Meeresgrund liegen geblieben;

Von Sehnsucht getrieben, vergaß er seine Schwere und schwamm, bis er wieder zum andern Delphin aufs Nagoyaschloß kam.

Seit jener Zeit feiert Nagoya jährlich den Tag der Wiederkehr, den Tag, da ein sehnsüchtiger Fisch, goldmetallschwer, den Weg heim fand über manches Meer, Und aus dieser Sehnsucht ein neues Wunder entstand dem uralten japanischen Wunderland.

Auf den Straßen in Nagoya

Als ich das Schloßtor verließ, mein Ritschamann einen Schreckruf ausstieß. Vor dem Nagoyaschloß riß ein wildgewordenes Pferd sich los und rennt in seiner Angst den Soldaten um, der es führte. Es spürte mit den Müstern in die Luft und sprengte fort, als ob ein großer Schauder es bedrängte vor einer Reihe Europäer, welche in Ritschas zufällig um eine Straßenecke lenkte.

Auch das japanische Pferd haßt, wie die japanische Frau, den europäischen Geruch; vielleicht trug es noch mit sich vom Ruffisch-Japanischen Krieg in seinen Müstern den Blutfluch. —

Ich zog weiter und bog in einen Hof ein; da ist eine Halle als Schrein, die enthält fünfhundert kniehohe Buddhafiguren, und jeder Buddha ist anders dargestellt.

Sie lachen, weinen, schlafen, wachen, sind vergnügt und gequält, fünfhundertmal sie ein anderes Gesicht sich verschaffen,

Sind wie Grimassen von fünfhundert Affen und leuchten in allen Farben wie Blumengarben. Die Japaner gestehen:

Es kann unter den fünfhundert jeder Mensch seinen Vater sehen, seine Mutter und seine Braut, denn jedes Menschengeschlecht ist auf der ganzen Welt immer wieder nur aus fünfhundert Gesichtern aufgebaut.

Gern wär' ich Tag und Nacht in dem Schrein geblieben und hätte das Gesicht gesucht, das sich mir am tiefsten ins Leben eingeschrieben;

Aber ich war zum Weiterwandern verflucht. — Ich kam zu einer andern Gasse; da begegne ich einer Schar Leute, die, Gesänge nâselnd, Trommeln und Gong anschlugen
 Und eine Sänfte trugen, darinnen kauernd ein Leichnam war; in Rikschawagen folgten trauernd die Verwandten, die Räucherwerk am Weg verbrannten. Noch lange Stunden danach meine Augen die Farben der Welt nur schwer erkannten. Des, sagt' ich mir, hast du nie unterwegs gedacht,
 Daß der Tod täglich, wie die Sonne, seinen Weg um sieben Meere festhält; und wer sagt dir, ob es ihm in dieser Stunde nicht gefällt,
 Daß er ein Gesicht, das liebste, das du vorhin unter den fünfhundert im Tempel gesucht, sich heute zum Mitgehen wählt! — Und mehr als vorhin das scheue Pferd,
 Ward ich jetzt vom Schreck entstellt und vom Geruch des Todes gequält.

Nacht in Nagoya

Die Aprilnacht war kühl, als ich an den erleuchteten Theatern hinwanderte. Ich fand viel Menschen-
 gewühl, Verkaufsbuden, die zu Lottospielen einluden. Warenrampen waren am Boden ausgebreitet; über altes Eisen, altes Porzellan und über Menschen-
 häute, die dort kramen, flackern offene Pechfeuer und Azetylenflammen;
 Vor einem Haufen europäischer Strohhüte und Filzmügen kaufen die Menschen, eng im Gedräng' gedrückt; denn der Mann, der mit einem Hammer die Hüte und alte Sachen versteigert,
 Entzückt die Leute mit Wigen und Lachen. Große Balkengerüste von roten Tempeltoren stehen düster am Mondhimmel mitten über dem Menschen-
 gewimmel.
 Ich bin an den farbigen Theaterbuden und Garlküchen-
 zelten vorbeigeschritten und kam in Gassen ins Halbdüster. Da waren vergitterte Holzrampen;

Da war Geflüster in offenen, holzvergitterten Gelassen im Erdgeschos; drinnen saßen am Boden in rosiger Seide Mädchen unter den Reihen von Glühlampen und ließen um sich freien, —

Tänzerinnen und Freudenmädchen, die hier in den Teehäusern ausgestellt zur Parade erschienen, die, gleichwie schöne Ladenauslagen, zum Anlocken dem Teehaus dienen.

Einige Männer auf der Gasse plauderten mit den Mädchen in einem Gelasse. Es war schon spät, viele Gemächer standen schon dunkel, nur der Mond schien über die Dächer,

Und manche Türen waren bereit, sich zu schließen; in andern saßen Mädchen am Boden auf ihren flachen Kissen und gähnten von Zeit zu Zeit, Mädchen, die nur lieben und nie hassen;

Und die Schminke auf ihren puderweißen Wangen war stellenweise abgegangen, wie vom Anfassen die feine Malerei auf gebrauchten Porzellantassen.

Ich ging heim durch den stockdunkeln Gassenschwarm, vom Mond begleitet, der mich unter den Arm nahm. Und der dickbackige Mond mit mir ins Gespräch kam.

Er hat meine Gedanken geleitet und gesagt: „Gestern waren dir neu die wahnwitzig kämpfenden japanischen Frauen;

Die heutige Nacht ließ dich zum erstenmal die Bitterkäfige des japanischen Liebesmarktes schauen.

Wie weiße Tauben, bunte Enten eingepfercht, wie buntbemalte Löpfe, wie in Zennen goldgelbe Hennen saßen vor dir die lieblichsten Geschöpfe, die von der Liebeslust nur die Macht eines Goldstückes kennen.

Und wieder hat ein neues Staunen über das Japan mit seinen Blumen-, Kampf- und Liebeslaunen in dir sich breit gemacht.

Aber keine von ihnen, wenn sie ihre Lippen geründet, hat dein Herz entzündet. Jede war für dich nur bunt wie ein geschmücktes Grab.

Aber warte nur ab, bis ich dir die fünftausend Freudenmädchen der Hauptstadt Tokio zeige auf Erden.

Dann werden deine Sehnsucht und dein Heimweh endlich schweigen.“
Also sprach zu mir der Mond mit seinem weißgepuberten Gesicht, dem feigen.

Die Fische am fünften Mai

Der Eisenbahnzug trug mich am nächsten Morgen fort, tiefer ins Land, wo sich unterm Wolkenflug die blaue Vulkanwelt mit waldbärtigen Schluchten am Himmel aufschlug.

Schnee lag blau blendend erhellte an den Flanken des Fushiyama, und der Zug eilte am flachen Rand der braunen Meerbuchten, bei Schilf, Tang und Binsen entlang.

Und draußen stand, wie eine glänzende Glaslinse unter der Sonne, die See. Großzügig leuchtete die jähe Landschaft bei Meerkraft und Vulkannähe.

Der Zug rasselte über die Ketten von eisenbespannten Brücken; die strecken über ungeheuerere, steinerne, trockene Flußbetten ihre stählernen Rücken.

Wieder wollte es mir kaum glücken, mir in allen Stücken vorzustellen, daß ich in Japan sein sollte, weil der Zug in dem riesigen Landschaftssaal, gebieterisch wie in Europa und stählern über Stahl, hinrollte.

Da sah ich vor meinen Waggonfenstern in Reisfeldern helle Strohütten erscheinen und darüber, gleich fliegenden Gespenstern,

Die Luft voll von mannsgroßen, sich wiegenden roten, gelben und grünen Fischen; Fische, die den Himmel beleben, schweben als lustige Lasten an Faden an hohen Bambusmasten.

Sie sind vom Wind aufgebläht, aus Papier und Seide genäht. Es war der fünfte Mai, wo Japan im Zeichen der Fische steht.

Alle diese roten, grünen und gelben Fische im Winde nach einer Richtung streichen und einem Fischzug über den Dächern gleichen.

So viele Knaben die Eltern eines Hauses haben, so

viele mannsgroße Fische treiben an der Bambusstange über dem Hausdache ihre Luftspiele,
 Oft ein Duzend Fische über manchem Haus; das sah stolz aus und sagte: Zwölf Söhne schick' ich in die Welt hinaus!

Und Dach bei Dach zeigte mit seinen Fischen an der triumphierenden Stange meinem Eisenbahnfenster nach.

Und die von Fischheeren umschaukelten Strohdächer schienen umgaukelt von Wünschen und Begehren, als zog der Himmel die Weltsehnsucht der Knaben mit sich,

Als ob jeder Knabe in Fischgestalt über das Dach aufflog; und kein Dach kann es wehren, und kein Herd hält mit Gewalt die jungen Männer zurück
 In ihrer Lust nach den Vulkanen und Meeren.

Die Bergtreppe in Shizuoka

Ich war müde am Nachmittag an einer Station ausgestiegen, ohne zu fragen, wo ich bin. Ich fuhr in den Straßen hin und wollte hier ein paar Stunden in dem Provinzort liegen.

Ich war jetzt mit der Kirschblüte in Japan von Süden nach Norden gereist, und sie, die rosige Gebieterin, verfolgte mich von Ort zu Ort, wie ein Lied, das ich, Wort bei Wort,

Bald auswendig kannte; aber ich bewunderte es doch immer fort und fort. Hier am Bahnhof sah ich eine viereckige Steinhalle mit vier Bogenpforten. Darüber stand, in weißen Stein gemeißelt: „Willkommen“, mit japanischen und englischen Worten. Es war für die Mandschureikrieger das Siegestor, Die in diesem Jahr von Port Arthur als Sieger zurückkamen. Auch die Provinzstadt Shizuoka empfing würdig ihre tapferen Scharen,
 Die sie ausgeschiedt hat in den Kampf gegen den westlichen, russischen Barbaren. Entlang am warmherzigen Bergrücken Oku-No-In,
 Draußen vor Shizuoka, fuhr ich an Reisfeldern hin,

sah die Gelände mit Teebüschen, mit runden, die
am Fuß von üppigen Bambus- und Kiefernwäldern
Zu Tausenden den Bergabhang umstunden. Dort im
Tal führt von einem Tempelschrein eine senkrechte
Treppe aus Stein,

Wie eine Leiter, geradeaus auf die Bergflanke hin-
auf, als führe sie senkrecht in den Himmel hinein.
Jede Treppenstufe fast aufrecht, wie eine Haus-
wand, über dem Kopf dir stand.

Schritt um Schritt zieht dich der Wunsch, wie ein
starker Arm, mit, daß dein Herz oben am Berg
vielleicht Freiheit sieht, wie der Wolkenschwarm.
Und die hohe Treppe unüberwindliche Sehnsucht nach
einem Aufstieg erweckt, als ob dich ihr Freiheits-
fieber ansteckt.

Keiner, der diese Treppe je angesehen, kann ihrer
Anziehung entrinnen, und jeder muß Stufe um
Stufe hinauf ohne Besinnen.

Du weißt nicht, warum, du steigst und steigst, senkst
den Kopf und steigst weiter, wie auf einer Feuer-
wehrleiter,

Siehst schauernd vor dem Abgrund nie um und be-
denkst auch nicht zaudernd deinen Rückweg auf dem
schwindelnden, senkrechten Himmelssteg.

Nur der Höhe Wolkenlicht strebst du geblendet ent-
gegen auf der Stufenzahl, die kaum endet, und
dein Auge, nie umgewendet, sieht nur über sich
den lockenden, leeren Luftsaal.

Dann, mit stockenden Kräften, erreichst du die Höhe;
am schrägen Scheitel ein hölzern Teehaus als
Warte, und tief unter dir breitet sich aus des
japanischen Landes Landkarte.

Sie macht dich rege, du siehst hinter Bergen noch
über Tagereisen weit in den Wäldern und in den
Tälern die Wege.

Die bewässerten Furchen der überschwemmten Reis-
felder drunten über die Ebenen wie Seen und
glänzende Gitter hingehen,

Und deine Augen gestehen den Wolken, daß sie mit
ihnen im Sonnenuntergang, in Blutröte und Ju-
brunst, gerne vergehen.

Deine Augen, die beiden geflügelten Riesen, nehmen
Auffschwung und Flug in die unermessliche Ferne,
sie sind wie die Fortsetzung jener Treppe, die dich
hinauftrug.

Dann aber, als die Abendnebel die Täler schließen,
werden die Fernen schmaler, und deine Gedanken
und deine Füße dünken sich noch groß, gleich den
Füßen von Riesen,

Bis deine Fußspitzen wieder beim Rückweg, bei den
Moosen der ersten Treppenstufe, an den Abgrund
und an deine menschliche Ohnmacht stoßen.

Du setzt dich auf die oberste Stufe nieder; es schwin-
deln dir die Glieder. Unmöglich scheint's dir,
von oben, senkrecht, ins dämmernde Tal zu steigen.

Aber kein anderer Weg will sich zeigen. Nichts als
deine Glieder sind jetzt nur dein; kein Gedanken-
flug und kein Wolkenzug kann dir jetzt Rettung sein.

Du machst deine Augen, die vorher Riesen, jetzt zu
Zwergen klein; sie helfen dir nicht mehr als Adler,
aber als sichere winzige Mäuslein.

Denn alle Größe stürzt dich in den Abgrund hinein
mit ihrer Gewalt, und du kennst vor dem Abgrund
allein deine wahre winzige Gestalt.

Du bist nicht Riese, du mußt wieder Menschlein sein,
sonst brichst du, abstürzend, Hals und Bein.

Und von allen Gedanken im sinkenden Tag blieb nur
ein kleiner Herzschlag beständig dein, bis die letzte
Bergstufe hinter dir lag.

Von Koju nach Miyanoshita

Ich stand in Koju beim nächsten Mittaglicht dicht
am flachen Meerstrand. Lustiger Baumhag, von
den Fluten zerzaust, spricht im Wind

Und sieht dem Salzwasser ins Gesicht. Hier ging
das Meer oft mit den Menschen ins Gericht,
trieb, turmhoch mit einer Flutwelle, Einwohner
und Häuser vor sich her,

Sprang plötzlich wie eine Schlang' über die Küsten-

schwelle, ins Land hinein, bis ans Berggefälle.
 Eine elektrische Straßenbahn führte mich seldein
 An der Meerflucht entlang, an der weitgeöffneten
 Odawara-Bucht. Die Bambusaltanen der Stadt
 Odawara
 Erschienen, bedeckt mit rotweißen Papierlaternen und
 Papierfahnen, am Meer, geschmückt zum Siegesfest,
 wie entzückt von der Mandschureisoldaten Heimkehr.
 Von der Straßenbahn sah die ganze Stadt aus wie
 ein roter und weißer papierener Strauß. — In
 Yumoto im Berggewühl wird es dann waldig
 und erdkühl.
 Dort führt mich ein Ritschawagen hinauf, der Berg-
 straße entlang, zu der Bergungeheuer grünender
 Felsenmasse,
 Wo sich nur graue Nebelzungen strecken, die die Ab-
 hänge belecken, und wo sich Waldhütten mit grauem
 Strohdach und rotnassen Holzwänden unter den
 Baumgängen verstecken.
 Zwischen Immergrüneichen, Föhren und Kiefergelän-
 den fühlst du die Weltverlassenheit hier um die
 klippigen Waldgewinde streichen.
 Unter der Baumstämme singenden Chören und unter
 den Nebeln, die gezupfter Watte und Wolle glei-
 chen, legt die Einsamkeit um deine Stirn eine
 eiskalte Binde.
 Zwischen der Bäume nasser Rinde zieht die Berg-
 straße aufwärts; und mehr als je sehnen sich beim
 eindringlichen Erdgeruch dein Herz
 Und dein Leib, beim Dehnen der Frühjahrsnebel,
 unterm Rocktuch nach ihrem Weib.

Fushiyahotel in Miyanosshita

Im Fushiyahotel in Miyanosshita war groß der euro-
 päischen Gäste Schar; Lesesaal, Treppenhaus und
 Glasveranden
 Schwärmt voll von Damen und Herren, die sich
 von allen fünf Weltteilen zusammenfanden. Ich sah
 einen alten Bekannten auf mich zueilen,

Einen amerikanischen Bischof; den hatte ich seit Venares, also seit vielen tausend Seemeilen, nicht mehr gesehen. Schon im Roten Meer sprach ich von ihm in diesen Zeilen.

Ich hörte ihn damals mit der Schreibmaschine in seiner Kabine Predigten außfeilen und traf ihn öfters danach noch auf mancher Eisenbahnschiene.

Er reiste, um alle asiatischen Götter zu sammeln. Mit geduldigster Miene umkreiste er Indien und brachte Koffer voll winziger Messingbilder der Götter aus indischen Meeren,

Und auch die Götter trug er jetzt bei sich, die China und Japan verehren. Er war ein milder Priester-

Alle Götter der Welt den Kindern erklären, und die Kinder sollten verstehen: die Götter sind Pfadfinder und bringen die Menschen aller Weltteile zusammen,

Wie viele Hirten die Kinder. Aber ich sagte dem Bischof: Noch geschwinder als die Götter ist das Menschenherz Pfadfinder.

Wenn alle Völker endlich verstünden, daß in allen Weltteilen Männer und Frauen sich für einander entzündten, und dann ihre Liebe als ihre Gottheit verkündten, —

Diese Einheit aller in Liebesgründen, sie könnte alle Weltvölker mit einer einzigen einfachen Gottheit verbünden,

Mit der Gottheit Menschenherz, um die das ganze Leben kreist, dem Menschenherz, das alles Menschliche ordnet und alles Unmenschliche abweist.

Die Liebe vom Mann zum Weib ist rings um die Erd' eine Einheit, die Liebe ist die einzige Gottheit, die mit ihrer leidenschaftlichen Gebärde die Menschen leben und sterben heißt.

Diese Liebe ist der rote Faden im Labyrinth der sieben Meere, der niemals abreißt.

Viele Götter sind erschienen, auf- und untergegangen, wie die Sonne mit Schnee, Regen und Frühlingssmienen;

Aber mit immer gleichmäßig jungen Wangen nimmt

die Liebe vom Mann zum Weib, nimmt Menschen-
 herz das Menschenherz unsterblich gefangen;
 Nimmt die Liebe unsterblich jeden blühenden Leib in
 ihre glühenden Zangen, und keiner, der herzhaft
 gewesen, ist der Liebe entgangen,
 Und nicht der Stärkste ist je von der Liebe genesen.
 Sie ist das Höllenverließ und das Kirschblüten-
 paradieß aller Lebenstrieb,
 Und nur der Feige entgeht ihr im Weltgeschiebe.
 Alle Völker bauen um die Liebe ihre Herde, allen
 Völkern lehrt sie der Weisheit vornehme Gebärde,
 Und allen Völkern gräbt sie ihr Grab in die gleiche
 Erde.

Bergpaß nach Hakone

Zusammengeklumpt liegen die Hakone-Berge im Morgen
 eingemummt, mit runden Rücken gleich einer
 Bärenfamilie, die im Knäul schläft,
 Und über der die Schlaflust brummt. Acht Sedan-
 stuhlträger schleppen mich von Miyanoshita im Trab
 hinauf auf die Bergmatten,
 Die liegen ohne Waldungen und ohne Schluchten,
 wie gebauschter grüner Samt und ohne Schatten;
 wie Heupolster runden sich die Bergreviere
 Und sind wie faule, trüchtige Muttertiere. Vom
 Sedanstuhl, meinem sechzehnfüßigen Gaul, hör'
 ich die lustigen japanischen Kulitträger, die mich
 wiegen;
 Sie plaudern und meckern vergnügt in den Tag, als
 wären sie Bergziegen. Bald im Schnelllauf, bald
 vorsichtig im Takt schwebt mein Leib in die weiten
 Bergzonen hinauf,
 Fort über die goldgelben Ginsterbreiten. Es ist ein
 graumatter Tag, mit Wolken vernagelt an allen
 Himmelseiten, ohne blaue Spuren.
 Wir halten an einsamen Wegteehäusern, wo die Leute
 auf Steinfluren nahe dem Beltrand wohnen. Die
 kleine Porzellanschale voll grünem Tee
 Und Pfeffermünzzucker begrüßen dich auch hier noch,
 hoch über dem Tale, und diese verschollenen Tees-

häuser, nebelumschoben, gleichen verwunschenen hölzernen Menscheninseln im Luftsee.

Höher im Bergland oben erscheinen grauhaarige Binsenmoore; die Heidedisteln und feinen Silbermoose wogen am Wege lose im Tanze, halb Nebel, halb Pflanze.

Durch die Stickluft der „Kleinen Hölle“, wie die Japaner droben eine Strecke nennen, beginnen die Kulis mit meinem Bambusstuhl Trab zu rennen. Heiße Quellen dampfen aus mancher Bergschlucht, wie faule Eier stinkend vom Schwefelwasserstoffdust. Hölzerne Dörfer mit Badezellen erscheinen, und mitten im Nebelstauke verläßt dich hier nicht mehr der Gedanke an rheumatische Krüppel und Kranke. Als die Wege drüben abwärtsgehen, stehen abseits dreitausendjährige Denkmale, hohe Gräserflocken umweben die drei alten Steinkugeln, die auf Steinquadern hocken,

Und ringsum ist die Bergmattenwelt, die luftkahl. Von zwei Brüdern, jeder ein Nationalheld, spricht hier jede Grasfahne und von einer berühmten japanischen Kurtisane.

Die drei sind die Helden von vielen japanischen Gedichten, und die drei Steinkugeln wollen ihre Lebensgeschichten und ihre Abenteuer berichten:

Die Geschichte der Brüder Juro und Goro und der Kurtisane Tora Gozen

I

Die Kirschen blühen über dem lauten Frühlingsbache, und Rache für den Vater rufen die Gebirgsbedroh von Hakone.

Rache rief der Mond in den Kirschenbäumen über dem Dache; Rache rief selbst am Weg ein schneeweiß Büschel der Waldanemone.

„Rufen meine Schritte auf allen Dielen nicht stündlich Rache?“ so sprach Juro zu seinem Bruder, und, seinen Bogen gespannt, ließ er Pfeile zielen,

Pfeile, lange, stahlharte, die nicht mit dem Leben spielen; und alle Pfeilspitzen senkrecht ins Schwarze der weißen Scheibe fielen.

Dort blieben sie erschüttert und dröhnend sitzen gleich Stichhieben, und Juro begann seinen Bogen, den starken, wie einen Gott der Rache ehrfürchtig zu lieben.

Goro, sein Bruder, die Lanze in der Faust, war wie die Papierscheiben, auf die sich der Mond durchpaust, blendend und weiß im Gesicht.

Er nickte stolz, und sein Speer ist gesaut, als durchbohrt er Gespenster. Und er aß nicht und trank nicht, und wie der Bruder schlief er ein Jahr nicht.

Seit zum letzten Mal die Kirsche ausblühte über dem Dache und vor seinem Fenster, kämpft er, übt sich im Lanzenwurf auf der Pirsche, tötet und sicht.

Beide Brüder, von Rache durchdrungen, den Vatermörder zu finden, halten sich jetzt wie zwei verwachsene Äste eines Baumes, die sich umwinden.

Und sie schwören den Bergen von Hakone, die nie verschwinden, sie wollen rächen, noch eh' dieser Sommer verflogen, mit Pfeilen und Bogen,

Mit Lanze und Schwert. Und beide, Juro und Goro, bewehrt und gerüstet, sind ausgezogen.

2

Kudo Suketsune hatte damals hitzig beim Gastmahl getötet im Trunk. Juros und Goros Vater lag leblos vor ihm gleich einem Wurzelstrunk.

Des Gemordeten Festgewand war zerfetzt, die Strohdiele von klebendem Blut gerötet, und alle Gäste flohen entsetzt.

Und der Gemordete wurde von Kudos Dienern verscharrt ohne Prunk. Der Mörder Kudo Suketsune lachte darnach, wie ein Zedernast knarrt,

Hief Tora Gozen, die Kurtisane, zum Tanzen und hat ihr ein Lied geflötet. Aber Tora sah Kudo durchdringend, als wär' sie ein Spiegel, an,

Daß ihm eisiger Schweiß auf der Stirn gerann und Kudo seine Flöte zerbrach. Er jagte Tora aus seinem Gemach;

Und dieweil er sich besann, war ihm, als regnete
Blut auf sein Dach.

3

Juro und Goro gehen, den Vater zu rächen, bewaff-
net im Abendstaub über fallendes Herbstlaub, und
kommen zu Dizo heran.

Dort zünden eben die Mädchen die Papierlampen
vor den Teehäusern an. Aber der beiden Brüder
Augen und Ohren haben nicht hingeschaut, sie
sind ohne Laut wie das Herbstlaub,

Sie sind wie die Schlafenden taub. Tora Gozen,
die schöne Kurtisane, mit Reismehl geschminkt,
rosig wie der Feuerberg Fushi im Abendschnee,
lächelnd den Brüdern winkt.

Sie sitzt im Teehaus hinter dem Gitter im Erdge-
schoß und sieht Goro an, den sie ins Herze schloß.
Und sie bittet noch in derselben Stund'

Heimlich im Geist seinen Mund, daß er kommt und
Tee bei ihr trinkt. Goro, der junge, in dessen
Armen Speer bei Speer im Abendlicht blinkt,

Eh' er sich noch besinnt, spricht seine Zunge: „Höre,
mein Durst ist groß, Bruder Juro, teurer Rache
Genoß, laß uns ins Teehaus eintreten!

Wir wollen uns stärken noch heute nacht, und mor-
gen am Mittag sei die Rache, die wir wohl be-
dacht, dem Vater und allen Göttern gebracht.“

Juro hatte die Mantelkappe tief übers Gesicht her-
untergezogen, und Tora konnt ihn nicht sehen. Juro
nickt, und die beiden Brüder gehen ins Teehaus.

Und Goro sieht Tora am Gitter dort stehen. Da
werden des durstigen Goro Augäpfel, die vorher
tot, wie tauendes Eis im Abendrot, und sie müssen
heiß das Mädchen betrachten.

Aber sein Bruder Juro, tief unterm Mantel versteckt,
geht über die Schwelle ins Haus, ohne auf Tora
zu achten. Im Obergemach streckt sich Juro aus,
schläft ein und schläft Stunden;

Und als er nach Mitternacht aufgewacht, hat er sich
im Dunkel allein gefunden. Dicht nebenan, hinter
papierener Wand, hört er ein Mädchen seufzen,

Und ihr Seufzen kein Ende fand, bis Juro aufstand,
die Schiebetüre zog und sah durch die offenen
Wände ein Mädchen drinnen bei einer Lampe,
So schön, daß ihm das Blut ins Gesicht flog und
sein Herz wie ein Feuerberg dastand. Er fragte
nicht nach ihrem Leide und reichte dem Mädchen
nur die Hand

Und ließ sich nieder dicht bei ihrem blumigen Kleide.
„Bleibst du jetzt?“ fragte das Mädchen und hob
ihr verweintes Gesicht, und der Puder ihrer Wangen
lag weiß auf ihrer scharlachnen Armelseide.
„Ich bleibe!“ nickt Juro, verwundert, daß die Schöne
vertraut zu ihm spricht, als sind sie seit Stunden
bekannt. Dann aber hat das Mädchen sein Ge-
sicht Juro voll zugewandt.

Sie weicht zurück, wie ein Ertrinkender ohne Land,
sieht ihn an, als ob sie vergleicht, und ist plötz-
lich aufschreiend fortgerannt.

Juro sitzt stauend am Boden allein, sieht ins Koh-
lenbecken hinein; da tritt Goro ein. Kaum sieht
Goro seinen Bruder im Lichtschein,

Auft er aus und stürzt nieder: „Hilf, Bruder, hilf,
mein Blut will vergessen, laß uns eilen, dies
Haus ist von Dämonen besessen!

Ich kann mich kaum mehr besinnen, — was wollten
wir morgen erleben? Ich kann meine Waffen, den
Speer, die Rüstung, den Helm nicht mehr heben!
Bruder Juro, trage mich fort aus dem Haus, ich bin
wie ein Knabe, so schwach bin ich worden, seit
ich den Schatten von Tora Gozen mit meinem
Schatten gestreift nur habe.

Ich habe Tora noch nicht berührt, ich habe nur ihren
Schatten durchs Gitter auf meinen Schatten fallen
gespürt.

Ich bin durch die Nacht gerannt und wollt' meinen
Leib zerbrechen, Bruder Juro, ich weiß nicht
mehr: wen wollten wir rächen?

Ich hebe keine Lanze mehr auf, ich bin schwach wie
der Schaum auf den Frühlingsbächen; ich weiß
keine Namen mehr, ich kann nur noch Toras
Namen sprechen.“

Da öffnet sich langsam die Schiebewand, und Tora steht am papierenen Rahmen, — dieselbe, die vorher bei Juro gefessen.

Ihre Augen messen die beiden Brüder, als wollte sie Bücher aus ihnen lesen, und ihre Augen wurden müder und müder, als ob sie aus weiter Ferne ans Licht herkamen.

Aber sie tritt nicht ein, nur ihre Hände schieben, wie zwei Brüder im Verein, über die Schwelle ein Kästlein. Dann scheinen die Hände ihr ganz zu erlahmen.

Sie zieht sich zurück, sie seufzt und schiebt die Türe in ihren Rahmen. Sie ist verschwunden, und die Brüder erkennen im Kästlein am Boden einen Frauenhandspiegel, einen metallenen, runden.

Sie betrachten erstaunt das polierte Metall und finden beide im Spiegellicht zweimal zugleich ein und dasselbe Gesicht. Zweimal dasselbe Gesicht sieht ihnen entgegen, und verwundert jeder der Brüder spricht:

„Will der Spiegel uns necken? Zwei sehen hinein, und nur einer ist zweimal darin zu entdecken.“ — Verwundert denken die Brüder nach, und gemacht versteht ihr erstaunter Verstand:

Zweimal der gleiche Gedanke, dieselbe Rache, dieselbe Liebe in ihren Gesichtern sich fand, so daß sie wie Eier sich ähnlich geworden und nicht voneinander zu kennen.

Und nur eine, die einen von beiden liebte, die konnte die Zwillingsgesichter trennen.

4

Im nachtdunkeln Jagdgrund, vom Feuerberg Fushi rot erhellt, hat der Schogun von Yoritomo sein Jagdlager hingestellt;

Auch Kudo Suketsune war als Gast eingeladen und hatte im Lager ein prächtig Gezelt. Das Wild war mager;

Man tat sich die Zeit mit Spielen und Essen und Trinken verjagen; da erscheint am Waldbrand im

Abend eine Frauensänfte mit Trägern, die sich
 nicht näher wagen.
 Und der Schogun ließ fragen: „Wir sehen aus den
 Farben der Sänfte, daß ihre Träger und eine
 Kurtisane wie ein Geschenk der Götter hertragen.
 Wir lassen sagen, die Schöne möchte heut abend ab-
 stehen vom Weiterreisen und unsre Augen und
 Ohren unter den Fackeln auf dem Rasen mit
 ihren Liedern und ihrem Tanzschritt speisen.“
 Da tat man alle Fackeln anblasen, und dann ließ
 sich unter den Bäumen und überm feuerroten
 Rasen, wie der Mond überm Rauch,
 Das weiße Antlitz von Tora Gozen anschauen, sie,
 die schönste der tanzenden Frauen, sie, die zart ist
 wie auf einem Spiegel ein Atemhauch.
 Sie ist den Zuschauern erschienen wie ein Abendsegel
 im Abendwind, faltenlos und weiß, ein Segel,
 das seinen Schein leis in die Seewelle goß
 Und hat ein zweites Leben in der Welle spiegelndem
 Augentkreis. Und Tora wiegt sich in der Fackel-
 helle wie eine Flamme, vom Rasen aufgeschossen.
 Aber mehr als ihr Lächeln entzückte ihr Seufzen, das
 sie mitten im Tanzen ausgestoßen. Breit unter
 des Schoguns Schranzen saß Kudo Suketsune in
 Kleiderpracht.
 Er freute sich, Tora Gozen wiederzusehen, und ver-
 langte sie gleich vom Schogun für die Nacht.
 Tora scheint für ihn nur zu tanzen, als hätt' sie
 heut nur für ihn sich gekleidet.
 Und immer näher sie tanzt und tanzt an das Licht
 und tanzt Suketsune dicht unter die Augen, und
 da ist es, daß ihr Seufzen spricht, wie eine, die
 durstet und leidet.
 Ihr Schatten sich über den Zuschauerraum wie ein
 Kreisel dreht, als ob, hell und dunkel und fackel-
 heiß, ihr Blut, rund im Kreis, schnell über die
 Stirnen der Männer geht.
 Aber dicht vor Suketsune hält sie den Blick gesenkt,
 und der Fächer, den sie über ihn hin wie eine
 runde, rote Blume schwenkt,
 Der Fächer fällt aus der Hand und fliegt Sukets-

sune leicht in den Schoß, wie mit Absicht geschenkt.

Der will lächeln, — die Luft zischt, ein Pfeilstoß blinkt, ein Bogen pfeift; und vom Tod weiß und vom Fackellicht rot gestreift, sinkt Sufetsune zum Rasen, eh' noch sein Gedanke vom Fächer schweift.

Zugleich stürzt von rückwärts vom Walde über des Lagers Schranke und über die Rasenhalde, an Kudo vorbei, eine surrende Lanze,

Und Tora Gozen, durchbohrt, fällt ohne Schrei, zum Tode getroffen, im Tanze.

Aufwirbeln die Menichen und Schatten, Zuschauer und Diener, Soldaten und Wachen, sie schleppen entwaffnet todtbleich einen Mann vom Wald zu der Fackeln Mitte heran.

Sie trafen ihn liegend, verblutend an einem Harakirischnitte, am Waldrand auf einem Baumast, das Auge verglast, vom Tanzplatz fern nur zehn Schritte.

Man legt den Toten zu beiden Leichen unter die flatternden Fackeln hin, wo die drei Toten unter den roten Flammen den roten Lebenden gleichen.

Man findet und bindet dann noch einen Mann, angewurzelt im Gras, wie ohn' Lebenszeichen, als konnt' er nicht mit seinen Speerstangen, die seine Hände umschlangen,

Vor den drei Toten am Feuer entweichen. Erst als man ihn in den Fackelkreis brachte, der Mann tief seufzend erwachte.

Und als man ihm den toten Sufetsune zeigte, der Mann am ganzen Leib lachte. Und als man ihm Juro und Tora wies,

Da war es, als ob man sein Herz ausblies. Und Goro nie mehr einen Laut dann im Kerker und keinen Laut unter dem Veil ausstieß.

Der Gott aller Reisenden

Hochwehende Berggrasblüten und Ginstergelb und Goldblumen vom Löwenzahne umrahmen die Steingugeln der Gräber dieser drei Helden, Juroß und Goros, der Brüder, und Tora Gozens, der Kurtisane;

Die Brüder, die ein Jahr lang dem Wahne der Rache nachgingen und in einem Augenblick in Liebe um Tora Gozen untergingen. Große Herzen trogen dem Zeitzahne und werden zu Mythen. —

Weiter fort auf diesen Bergfluren kauern fünfundzwanzig steinerne Buddhafiguren, und alle tragen der Jahrhunderte graue Spuren und sitzen, als ob sie über Wunden brüten.

Und ihnen wie den Helden naht der Menschen pilgernd' Gewürme und der Stürme Wüten, und nimmer enden, noch heute nicht, dort die Pilgerscharen,

Deren Wünsche und Hoffnungen den steinernen Götterohren längst bekannt, wie die Moose und Blätter, wie des Jahres Wetter, das über sie tausendmal gefahren. —

Noch ein Stück weiter, wenn die Pilgerfüße traben, finden sie auf einer kreisrunden, senkrechten Felsplatte, haushoch, erhaben den Gott aller Reisenden gemeißelt,

Der einen einzigen runden Stein als Heiligenschein um das Haupt hat; auch ihn hat die Zeit gezeißelt und ihm eine Hand zerbrochen.

Er aber sitzt immer noch lächelnd vor seiner Felswand, unter den Blattzweigen der immergrünen Eichen, die fächernd ihre täglichen Lichter und Schatten

Dem Gott als tägliches Opfer darreichen. Da waren schon manche, die auch nicht mehr zu opfern hatten als nur ihren Schatten. Und wie gern zufrieden wäre manch einer der Wanderer,

Dessen Schritte einsam am Weg entlang hallen, wollte nur von fern der Schatten eines geliebten Menschen über seinen Weg hinfallen.



Der Fushiyama am Hakonensee

Der Bergpaß ist überstiegen, und die Kulis biegen mit meinem Strohstuhle den Waldweg hinab am Waldabhang durch den Waldgang. Hinter den Baumriesen

Dampfen die Seenebel auf den ersten Strohhäusern drunten in den Hakonewiesen. Ein hölzernes Shintotor im Wald, ein paar Steinlaternen davor, Bezeichnet den Eingang ins Dorf. Ein gewaltiger Baumzug von Riesenzedern läuft am See entlang, als wären die höchsten Bäume der Welt hier ans Ufer gewandert.

Und die Riesen machen halt und machen ihre Stämme lang, um über die Schilfwiesen in das Seewasser als Schatten zu fließen,

Damit sie im Seespiegel mit dem Bild des heiligen Fushiberges zusammenstießen. Doch ich suchte immer,

Im Himmel, im Wasser, — nirgends war ein blasser Schimmer vom heiligen Berg zu schauen. Der Fushi sollte sich wie aus weißem Porzellan drüben über dem See zweimal aufbauen,

Oben an der blauen Tapete vom Himmelsaale und unten in des Sees grüner Wasserschale. Ich suchte rund die Gegend aus,

Aber kein Berg für mich im Himmelsgrund und im Wasser unten stund. „Der Fushi,“ sagten meine Tragstuhlculis, „ist heute nicht zu Haus.“

Er war fort, der große japanische Bilderheld, der, uralt, sich in Japan auf jeden papiernen Fächer, auf jede winzige Tasse und sich goldig gemalt hinstellt auf jeden schwarzen Lackkasten.

Meine Enttäuschung schnitt eine traurige Grimasse; es war mir, als müßt' ich an einem gedeckten Tisch fasten. Einsam, als hätte man ihn bestohlen,

So leer lag vor mir der See mit seinen fernen Nebellasten, und ich konnte mir nicht des Fushi Bild vom Himmel und nicht aus der Seetinte holen.

Ich setzte mich in den beglasten Altanensaal des Teehauses, der nach dem See schaute, und bestellte

mein Mittagmahl und wartete sehr auf des Ber-
 ges Heimkehr.
 Wie Bleihäusen lagen die Berghöhen um die Ufer.
 Nach einer Weile kamen leichte Windböden über
 die Wasserfalten gelaufen,
 Die Nebeltraufen begannen sich zu regen; es war,
 als stiegen weiße Kuhherden dampfend an die
 Seeränder, um zu saufen.
 Und wie eine hohe Frau, deren weiße Gewänder ge-
 ordnet werden, und die lautlos einzog, erschien
 langsam der blendende Kegel des Fushi hoch über
 der Erden;
 Und mein Herz ihm entgegenflog. Die silbernen
 Gipfelränder erschienen, als die Nebelbänder seit-
 lich rollten; bläulicher Sonnenschein war in seinen
 Mienen.
 In den grauen Tag hinein sah der weiße Berg aus
 dem blauen Licht wie ein silbernes Gesicht aus
 einem Glaschrein.
 Sein Haupt sah für Augenblicke auf mich, wie ein
 fliegender Geist, der die Nebel schlicht fortweist,
 aber Leib und Fuß erschienen nicht.
 Dann von Nebeln umkreist, kurz wie er gekommen,
 ward der heilige Berg wieder genommen. Von
 göttlicher Nähe verlassen, lag dann der Seeraum
 wieder beklommen, trüb zwischen den Bergstraßen.
 Und mein Herz am Seesaum sehnsüchtig übrig blieb,
 wie ein leeres Boot, das in die Seebucht trieb.

Tokio

Ich verließ die Vulkanzone und das salpeterdampfende
 Hakone und eines Morgens auch das von Fremden
 und Fräcken wimmelnde Berghotel von Miyano-
 shita im Regenrauch.
 Und unten in den Talstrecken konnte ich schon die
 ersten lila Blüten der Glyzinenbäume in den
 Gärten entdecken.
 Von queren langen Bambusstecken hängen die Heere
 dieser milden Blütentrauben und bilden lila Lauben,

Und man könnte an Gärten aus geklöppelten lila Seidenspitzen glauben. Wie ein blütengewordener lila Regen hängen senkrecht, ohne Bewegen, Die lila meterlangen Glyzinen über den Gartengängen und sind jetzt als zweite Blumenfestzeit im ganzen Land gleich nach der Kirschenblüte erschienen.

Die japanischen Gärten sagen: „Gehe den Blumen nach, und du erhältst ein Jahr aus festlichen Mienen, als gehst du der Liebe nach, häufst du über dein Leben Blütendach über Blütendach.“

Auf den Eisenbahndämmen war von blauen wilden Beilchen ein Überschwemmen. Wilde rosige und gelbe Azaleensträucher standen daneben.

Dunkelgrüne Drangengärten umgeben die beschneiten Vulkangelände; und Palmenstände und alle Zonen der Erde wohnen im Tal,

Wie eine Auswahl von Frucht und Blüte an der Tokiobucht; denn in der Nähe vom vulkanischen Feuerherde leben alle vier Jahreszeiten auf einmal.

Am Nachmittag traf mein Zug in der Bahnhofhalle von Tokio ein, indes auf die Hauptstadt ein gewaltiger Regen schlug.

Auch hier in der Millionenstadt war jedes Haus winzig klein; in eine breite, unscheinbare Straße lief mein Ritschawagen hinein;

Festungsgraben schließen innen die Stadtteile ein; Graben, Wälle und manche Brücke zerschnitten die Stadt gewaltsam in viele blockierte Stücke.

Und dort sind Holzpaläste und Gärten, dort lebt der Mikado wie auf einer Insel feste, in der Mitte, hinter dem letzten Wallring verborgen,

Ein asiatischer Fürst mit europäischen Soldatensorgen. Am nächsten Morgen fand ich auf den Paradeplätzen inmitten der Stadt,

Ausgebreitet gleich ungeheuren Schätzen, Tausende schwarze Kanonenreihen und Stahlgeschosse zu Haufen aufgestellt im Freien.

Siegestrophäen von Port Arthur. Die russischen Kanonenungeheuer ließ man das Volk wie getötete Bestien sehen,

Zerfetzt und zerbeult von japanischem Granatenfeuer,
die Stahlmanteltürme der russischen Panzerschiffe,
aufgestellt auf Steingemäuer

Und wie Blech durchsiebt. Die grelle Morgensonne
schiebt ihr Gestrahl durch den finstern, durch-
löcherten Stahl.

Eine stille Anzahl von Hunderten japanischen Land-
familien, von denen kaum eine ein lautes Wort
von sich gibt,

Geht im stillen Vereine vorbei an den schweren Eisen-
kanonen, an den Heeren von Maschinengewehren,
und mancher hört dort in Gedanken

Die Stimme eines Toten, die er geliebt; denn das
Stahlgerät, zerhiebt und zerkrast wie Blei, deutet
auf manchen Todeschrei.

Und vor den Eisenpanzern, zersprungen wie im Krampf,
schiebt sich in die Gedanken manches Gesicht im
Todeskampf, das der Krieg nicht mehr hergibt,
manch totes verwandtes Gesicht,

Das zu den Frauen, Eltern und Freunden hinter den
Masken der grauen Stahlplatten spricht.

Die Japaner, welche meist die Morgenstunden als
Besuchszeit wählen, haben sich zu Massen aus
Stadt und Land hier eingefunden.

Und Familien fassen sich an der Hand und beginnen
statt ihrer verlorenen Söhne die Beulen auf einer
Kanone zu zählen.

Mancher Granate Schlag wie eine Muschel im Stahl
eingedrückt lag; es war, als hörtest du noch vom
Belagerungstag der krepierenden Geschosse nahe
Heulen in deinen Ohren.

Die Morgensonne kam über tausend und tausend
Rücken von langen geschwärzten Kanonenrohren
wie ein gelbes Metall gegangen und geflossen.

In den langen Gassen, zwischen den blitzenden
Pyramidenhaufen von erbeuteten Granaten und
Geschossen,

Sind die stummen japanischen Mädchen und Kinder,
in lila Seide, mit einer Blume in den Haaren,
im Gewimmel trippelnd gelaufen,

Als lag da, umgestoßen, unterm Morgenhimmel auf

den Wiesen über dem Paradeplatz das Stahl-
gerippe eines toten europäischen Riesen,
Den die Schmetterlinge umgeschmissen und jetzt be-
staunen mit ihrer Fühler Getippe. Ich sah nicht
eine einzige Träne weder bei Frauen noch bei
den Müttern und Vätern fließen,
Und auch keiner verbiß eine Trauer in seine Zähne.
Kein Todeschauer und kein Spotten über den
Feind mit den winzigen stillen Menschen ging.
Andächtig wie an fremden eisernen Göttern ihr Auge
an den toten Armeen der russischen Kanonen hing.
Aufgebaut aus Kieferngrün war am gleichen Orte
Eine himmelverdunkelnde, mächtige Triumphpforte.
Als gingst du hindurch unter einem grünen vier-
füßigen Tier, so stand dieser grüne Triumphsaal
breitspurig hier
Zwischen den neuen Scharen von eroberten Bajonetten
und beim Kanonenstahl. Auf langen Masten
flatterte eine rotweiße Fahnenwelt ohne Zahl.
Fahnen, die im weißen Feld die aufgehende rote
Sonnenscheibe malen, eine Fahnenchar, die ihre
rote Sonnenstrahlenwelt über die eroberte düstere
Kriegsbeute tausendfach hinhält.
Ein zweiter und ein dritter Triumphbogen, aus er-
oberten Gewehren und Säbeln blizend hinge-
stellt, schien, mit den roten Fahnen beladen, wie
von rotem Kriegerblut schwitzend.
In einen kleinen Tempelhain zwischen Steinlaternen
zieht der Siegeszug der Beute dann ein; und
hier, in hölzernen Sälen,
Sind die Sättel, Stiefel, Mützen, Degen, Uniformen
gefallener Russen kaum zu zählen. An dem zer-
knitterten eisernen Feldbett des russischen Generals
Kuropatkin
Ziehen ehrfürchtig die langen schweigenden Reihen
der hunderttausend japanischen Besucher hin. Denn
einsam liegen nicht die eisernen Schlachtenreste
heute hier zum Siegesfeste,
Die, mit Schlag- und Blutspuren und Schußhieben,
wie gefallenes Laub und winzig wie die Fliegen
von einem heißen großen Sommer, übrigblieben.

Von den Mandschureifluren, wo der Soldat fußhoch
 durch Blutbetten gewatet, von den Wolfsgräben,
 darinnen Menschenleib über Leib, aufgespießt auf
 Bajonetten,
 Die Brücke sein mußte für das Handgemeng', von
 der Granaten feuerrotem Höllengebräng', daraus
 es Menschenteile geregnet,
 Davon war hier nur wie von einem dicken Buch
 noch eine kleine Zeile, nur ein Luftzug von Port
 Arthurs fernem Totengeruch.
 Und ich ging in der Volksmenge, die artig die engen
 Gänge des Siegestempels füllte, und suchte immer
 noch die Träne, die hier verborgen die Kriegs-
 beute umhüllte.
 Aber keinen Trauerblick zeigten alle diese Leute; es
 zuckte kein Frauenmund, kein Gedanke an eines
 Geliebten zerschossene Brust.
 Mir war, als lebten hier bei allen Verlust und Bes-
 sitz in einem ewigen, unzertrennlichen Bund,
 Als schlüg' hier keinem mutig liebenden Herzen je-
 mals die Todesstund'.

Gedanken und Abendstunde im Stadtpark von Tokio

Wenn die siegenden Asen, die kleinen, winzigen Licht-
 götter, kommen werden in hellen Heeren, sagen
 alte Mären, dann ist der Kampf gegen die Riesen
 beendet auf Erden
 Und die Götterdämmerung von dem Menschenges-
 schlecht genommen. Mit diesen Gedanken sah ich
 die Reihen der erbeuteten Stahlmassen,
 Die wie eines Riesen zerbrochene, eiserne Pranken
 ausgearbeitet lagen in Tokio auf allen Parade-
 rasen, und sah daneben die winzigkräftigen freund-
 lichen Männer der aufgehenden Sonne, die Asen.
 Die hatten den Riesenkolos, als seine Stiefel nur
 an die Grenzen ihres Landes hintraten, ohne
 lange zu zagen, heimgeschlagen, —
 Diese Spielzeugmenschen, die sich sonst gefallen im

Naturbehagen und in ihre Häuser zu allen Jahreszeiten einen Blumenzweig hineintragen.
 Diese kleinen Asen, die sich Zwerggärten und Zwergbäume erfinden, die sich seidene Röcke umbinden und mit ihrem Leib hinter seidegestickten Landschaftsbildern,
 Hinter seidenen Blättern, seidenen Vögeln, seidenen Fischen, seidenen Wolken im Seidenkleide verschwinden, — diese wurden im Kampf
 Wie Donnergestampf, wie Blitzgezische im Wolkendampf, und sie führen auf aus ihrem gestörten Friedenswahn
 Wie die Salpetergemische ihrer halberloschenen Vulkane. Und die Herzen dieser unscheinbaren Menschen, dieser kleinen,
 Wurden zu hochgeschleuderten, glühenden Lavasteinen. Ihre eisernen Armeen waren wie wandernde Krater zu sehen,
 Die unter Feuerscheinen noch in den Nächten hell stehen; und als wär' über sie gekommen ihres heiligen Fushiberges Wut,
 Verwandelten sie auf ihrem Weg zu Asche des Feindes fliehendes Blut. — Die Liebe zum Herde treibt jeden Mann zum Verteidigen seiner Heimat an. Und die Liebe zum Herde ist die Liebe zum Weib, das, wehrlos auf der Scholle Erde, sich nicht verteidigen kann. —
 Ich sah immer wieder diese winzigen japanischen Frauen an, von denen jede nur lächeln und nicht viel reden kann,
 Die herantrippeln auf ihren Holzsandalen; auf dem Rücken trägt jede ein Kind, dem sie zulächeln. Und sie gehen unter Bücken, demütig und emsig, dem Geliebten zu nützen; und ihre Papierfächer fächeln. Nur ihre prächtigen, lackschwarzen Frisuren
 Sind an ihnen kunstvoll wie die reichen Falzziegeldächer, die ihre Bambusgemächer und Häuser beschützen.
 Aber sonst sind an ihnen wenig eitle Spuren, und in der Reihe ihrer leeren Gemächer sitzen sie nicht bei den Heeren von modischen Wünschen, Sondern bei wunschlosen Tugenden, die sie verehren. —

Am Abend, müde vom Wandern und von den Schrecken
 jeder Kriegstrophäe, seh' ich in der Nähe des
 Imperialhotels einen Buschgarten,
 Wo die Azalee rosig und lila und in roten und gelben
 Büschen blüht. Nur niedere Blütenbüsche starren,
 und nirgends ein Baum,
 Als ob siebenfarbige Abendwolken hier niedergegangen
 sind auf den Rasenraum. Draußen vor dem
 Gartentor spielten japanische Fußballspieler und
 Baseballgruppen
 Auf dem zertretenen Stadtplan; und große Volks-
 massen sahen das Spiel an. Ich ging zwischen
 den Gartenhügeln und fand Teiche und Inseln dort
 Und fand Bambusstangen, mit lila Glyzinen behangen,
 und ich saß, bis der japanische Mond in den
 dunklen Nieren eines kleinen Teichwassers er-
 schienen.
 Ich hörte einer Klarina zu, die blies einer vor den
 Fröschen am Ufer mit melodischer Ruh', und es
 kamen zwischen den Azaleenblüten kleine Liebes-
 paare auf humpelndem Holzschuh,
 Die wanderten, wie in Europa, in süßem Gespräche.
 Dann sah ich allmählich das Mondstück verlöschen
 auf der Wasserfläche;
 Und in der Ferne erschienen in Scharen erleuchtete
 Papierfenster der Stadt, manche elektrische Vogen-
 laterne und der blaue Nachthimmel voll blauer
 körniger Sterne.
 Da hab' ich nachgedacht und sprach zu mir also:
 „Friedlich geht hinter dem Mond gerne zu jedem
 Volk die Mondstunde rund um die Erde; die
 Mondnachtstunde
 Mit ihrer einwiegenden Gebärde, sie heilt mit der
 Liebsten Nähe jede Wunde. Dem Ärmsten wird
 dann die Liebe in der Tasche zum reichen Silber-
 pfunde,
 Und dem Durstigen reicht die Mondstunde ein Herz,
 wie einen kostbaren Wein in silberner Flasche.
 Aber schlimmer als jedes Kriegsungeheuer,
 Schlimmer als dem Soldaten im Granatenfeuer und
 Wundfiebergewimmer geht es dem Verlassenen

und Ungeliebten im Mondnachtschimmer. Dem,
der allein, muß der Mond nachts wie ein weißes
Porzellanauge leblos sein,
Und die Leere seiner Mondstund' ist auf ihn ewig
gerichtet wie einer Kanone Schlund.

Die fünftausend Mädchen im Yoshiwara in Tokio

Ob fünftausend Mädchen mir die Einsamkeit ver-
gehen machen können, wenn die Augen nicht die
eine, die ferne Liebste, sehen, —

Dieses fragt' ich mich in dem Vollmondscheine und
ließ mich dann, noch in der Nacht, der klaren,
die für mich nur dunkle Zeit hieß, schnell als
Kitschafracht nach dem Yoshiwara fahren.

Yoshiwara ist der Liebesmarkt, ist ein Stadtteil, ab-
geschlossen von den andern, wohin Männer abends
liebesgeil zu fünftausend Mädchen wandern.

Durch die großen Tokioviertel, bald durch breite
Straßen tageshell, wo die Häuser, wie voll goldnen
Bienen, voll Papierlaternen saßen,

Dann vorbei an dunklen Magazinen und vorbei an
dunklen Parks, über Eisenbahngleise, über Tram-
bahnschienen,

Hell und dunkel war die Reise; bis der Weg, sich
ganz verfinstern, über Brückenstege und Kanäle
zog und dann in die Nacht wie auf eine schwarze
Ebene flog.

Und es mehrte sich im Finstern rings das Räder-
rasseln anderer Gefährte; und es fuhren mit mir
Hunderte von Männern, die denselben dunklen
Weg genommen,

Mit der Lust zum Lieben hergekommen, und die Kitscha-
burschen, gleich den besten Kennern, unter Rufen
in das Finster trieben.

Anderer Kitschawagen schieben unsichtbar auf den finstern
Winkelwegen schon zur Heimkehr mir entgegen;
Tragen trunkenes Gelächter laut und übertrieben. Manche
Stimme haut wie ein übermütiger Fechter, und
die Zunge lallt aufgetaut, daß die Nachtluft schallt.

Diese Räderjagd um mich in der Dunkelheit stets zu-
 nahm, und nicht eine Handbreit Licht zu mir kam.
 Dreister Stimmen Rufen und Rumor
 Hängten sich wie fecke Geister an mein Ohr, rennen,
 kommen und verschwinden, ohne daß die Augen
 einen Schatten in der Finsterniß erkennen.
 Nur des Himmels blanker Sternenriß funkelt über
 schwarzen Hüttenlatten. Dann erleuchtet mich,
 wie mit braunen Bränden, eine Gasse bei dem
 Wenden um die nächsten Ecken.
 Sarküchen mit vielen flinken Händen braten, kochen, und
 mit Fettgerüchen sich die Dämpfe in die Straßen
 strecken.
 Auf zwei großen Eisenpfosten saßen mächtig zwei
 Laternen. Polizisten stehn als Posten. Durch
 ein bronzen Gittertor eingelassen,
 Öffnen sich mir lange Lichterstraßen. Tausende mal
 tausend von Laternen, weißen, runden ziehen sich
 in Reihen fort,
 Und begleiten, hell und ohne Wort, lockend durch die
 Mitternacht die Stunden. In den breiten Lichter-
 avenüen
 Mit den saubern Holzgehäusen hier zu beiden Seiten,
 blühen in der Mitte rosige Kirschenbäume, die
 im Lichterschein, wie geschminkt und gepudert,
 unterm Sternenhimmel rosig glühen.
 Alle Straßen sind gleich langen Sälen, wo die Wände
 und die Holzaltanen mit den Lichterketten weiß
 und rot behangen;
 Und der Kirschenbäume Blütenbetten in der Nachtlust
 rosig wehen, als sind rosa Seidenfahnen aufge-
 rollt an der Äste Stangen.
 Eine erste Eingangsstraße ist noch mädchenleer, fest-
 lich nur erhellt, erst die nächste Seitenstraße hat
 die wunderbaren Scharen von fünftausend Mädchen
 offen ausgestellt.
 Gleichwie helle Ladenreihen in der Städte Waren-
 straßen, stoßen hier, vor dem Volksgewander in
 der Häuser Erdgeschossen, offene, prächtige
 Gemächer voll von ausgestellten Mädchen an-
 einander.

Unterm Lichtermeer steht dort hellbeschieden eine
 Menschenmenge vor der Freudenhäuser lautlosem
 Gepränge. Statt der Scheiben trennen dicke
 Bitterstäbe diese Prunkgemächer von den Straßen.
 Drinnen aber saßen wie die Bilder, welche Künstler
 zart auf goldne Fächer malen, aufgereiht in jedem
 Haus fünfzig liebliche Gesichter;
 Wie aus rossigen Perlmutterchalen glühen ihre Wangen
 in dem Heer gedämpfter Lichter. Gleichwie matte
 Perlen eingefangen, und auf Seidenhaufen hin-
 gelegt,
 Sizen diese Mädchen unbewegt in den goldgewirkten,
 blumigen Stoffen ihrer Kleider, wie die Göttinnen
 vergoldet und gepflegt.
 Keine hat die Augen frech und lüstern offen, jede
 hockt am Boden auf den flachen Seidentissen,
 jede ihrer Gesten abgewägt.
 Und sie zeigt sich wie ein zartes Ei, das man hier
 auf zarte Watte vorsichtig zur Schau gelegt. Alle
 sitzen wie die Buddhagötter auf den Lotosblumen,
 Wie in stummem Selbstbeschauen, unerregt. Fünfzig
 stets von Haus zu Haus, eingehegt wie die kost-
 bar weißen heiligen Tempelpfauen,
 Sizen diese winzigen Frauen. Wie die Schar von
 weißen Mäusen, Maus bei Maus, schau'n sie
 aus den Goldgehäusen auf die Menschenmassen
 in den Straßen.
 Stets ein Strauß von hundert Mädchenaugen lugt
 aus jeder langen goldnen Bitterzelle in die lampen-
 helle Nacht hinaus.
 Unbewegt wie ein Zug von roten Fischen, die im
 Goldfischglase auf den Tischen stehen, lassen sie
 die Pracht der blumigen Seiden, wo die Fische
 ihre Schuppen, sehen.
 Und die Schaugemächer gleichen jedes einem Kleinod-
 schrein, sind wie goldne Becher, drinnen diese
 Mädchen leuchten gleich den hellen Tropfen vom
 vornehmsten Wein.
 Draußen alle Straßenaugen lebhaft in den Schätzen
 wühlen, und der Männer fünf menschliche Sinne
 wirbeln wie die Flügel von fünf Mühlen.

Über wunderbar geschnitzte Wände kriecht aus Gold-
 lack blendendes Getier; prächtig und erhaben gold-
 geschnitzt sind zur Augenweide die Gemächer hier.
 Goldne Tiger traben, die sich mit den Wänden halb
 verschmelzen, goldne Drachen, die sich aus der
 Decke wälzen,
 Goldgeschnitzte Flammenfeuer, und drauß schießen
 goldne Ungeheuer, zeigen goldgepanzert ihre Lei-
 ber, öffnen weite goldene Rachen,
 Als ob sie die Reihen dieser fünfzig tauben, stillen,
 kleinen Weiber wie Prinzessinnen bewachen. Jede
 Mädchenreihe zwischen goldnen Wänden sitzt,
 Jede Kammer, ringsum alle fünfzig, Gold aus allen
 Wänden schwingt. Anderer Häuser Schaugemächer
 sind aus rotem Lack, wie aus rotem Blut getrieben,
 Wie aus Eisen rot in Blut. Und gleich Reihen wei-
 ßer Monde hier die Kette der gepuderten Gesichter
 vor den rotgeschnitzten Wolken ruht.
 Rot von Lack, künstlich aufgebaut, sind da rote Pinien,
 rotgeschnittener Wellen Flut, roter Bambuswälder
 rote Speere,
 Und darüber lebensgroß rote Störche, rote Kranich-
 heere. Jede Kammer lebt voll Spuffiguren, gleich
 der Wollust, die hier bei fünftausend Huren
 Vielarmig, wie die rot und goldne Blut eines Feuers,
 niemals ruht.
 Aus dem Oberstocck der Häuser zirpte manchmal eine
 Flöte; eine dreiste Trommel brummt, und am
 Eingang sitzt der feiste Hausbesitzer, summt zu-
 frieden hinter seines Hauses Kasse,
 Und er zählt dabei seiner Gelder Masse. Unterm
 Lichte steht erleuchtet Gasse neben Gasse. Manches
 Mädchen tritt ans Gitter einen Augenblick heran,
 Schleift nach sich die Seidenmasse ihrer Schleppen-
 kleider wie ein Goldfasan; leicht tönt an auf dem
 Haarschmuck Filigran und Blumenflitter,
 Und es klingelt eine Weile hell der Kopfschmuck ihrer
 Taspispfeile. Und sie greift mit der Hand durch
 das Gitter, daß sie einen Atemzug aus der klei-
 nen, silberfeinen Tabakpfeife auf der Straße einem
 Freund antrug.

Dieser raucht einen leichten Zug. Sie begann ein
Geflüster durch die Gitterstäbe dann, bis der
Mann sich nicht lang' besann, trat vom Mädchen
lachend fort an die Kasse und zur Haustür schnell
heran.

Hie und da steht auch anderer Besuch an dem Gitter
dort. Mutter oder Schwester plaudern mit der
Liebesgöttin ohne Scham und Zaudern,

Tauschen fröhlich Neuigkeiten und ein herzlich Wort. —
Zu dem hellen Liebesmarkt, wo die Frauen, wie Ka-
ninchen zart und auch selbstverständlich, aus den
goldenen Ställen schauen,

Kam ich wie ein Bär aus dem unbeholfenen Europa
her unter Staunen, und mein Fuß ging, mit den
hellen Sitten unbekannt, wie ein Elefant auf
Eiderdaunen.

Und ich stand vor dieser schönen Mädchen Zahl, ging
vor allen Gittern hin, ging durch alle Straßen,
ging von Saal zu Saal,

Wanderte im Volksgewimmel und bestaunte an viel-
hundert Mal viele hundert Hurihimmel. Sah vor
mir der Liebe Leib, der hier, Weib bei Weib,

Mit vieltausend Augen nach mir glänzte. Aber von
fünftausend Gesichtern, die hier, klein und schmal,
auf die Qual meiner Sehnsucht hergeleuchtet,

Still und fröhlich wie die Blumenlichter, — nicht
auf ein Gesicht fiel meine Wahl. Ich verließ
des Yoshimara goldenes Gestühl,

Der fünftausend Mädchen ewig lächelndes Gewühl.
Mit der Leere, wie ich hergekommen, ging ich
unter meines Heimwehs Schwere.

Über sieben Meere sah ich eine, die hat meinen Lie-
besinn ganz zum Sklaven sich genommen,

Darum ist mein Herz hier wie ein Fisch, folgend
einer einz'gen Angelleine, an fünftausend Rädern
kühl vorbeigeschwommen.

Nachtabenteuer in Tokio

Daß das Schicksal einem jeden nachläuft bis in Ewigkeit, dies erfuhr ich noch zur selbigen Nachtzeit. Kaum wick ich heil und bedacht den fünftausend Mädchen in dem Freudenstadtteil aus, so hat sich mein Schicksal aufgemacht,

Und es lud mich schnell noch ein, in derselben Nacht, in ein kaiserliches Haus, und dort trat die schönste der fünftausend Tänzerinnen dann zu mir herein. Und mein Herz, das dunkel lag, sieht sie heut' noch hell dort tanzen bis zum Jüngsten Tag. Wie das Schicksal, wenn ihm einer flieht, nacheilt,

Davon sei die Kunde hier erteilt:

Die Tokiostadt war noch wach; an mancher Stell' noch mancher Laden bis Mitternacht hell. Ich trat kurz vor dem Hotel an einen Postkartenstand Und habe meinen Wagen heimgesandt, weil ich mich nah bei meiner Wohnung befand. Ich wählte Bilderkarten, gemalte, von Yoshiwaraschönheiten aus; Will zu Fuß dann nach Haus, verfehle aber die nächste Straße, bleibe noch stehen vor manchem Ladengelasse und tat mich oft um mich selber drehen. Kein Wagen war zu sehen, nur in den Massen der Straßen in langer Feier die Papierlaternen wie weiße erleuchtete Eier. Und endlich muß ich mir schnell gestehen:

Ich finde den Weg nicht mehr zum Hotel. Bei einem japanischen Schutzmann an nächster Ecke frage ich nach meiner verlorenen Wegstrecke;

Der aber steht wie ein Tauber am Flecke. Wir gestikulieren, wir begreifen uns nicht; je mehr wir agieren, desto mehr wir den Sinn verlieren.

Da treten drei japanische Herren zu mir und dem Schutzmann hin. Sie glauben, daß wir streiten, und dann erbieten sie sich, mich zum Hotel zu begleiten.

Ich danke ihnen nach drei Seiten und gehe in ihrer Mitten. Zwei von ihnen sind gekleidet nach des Landes Sitten, aber den dritten zeichnen europäische Kleider aus.

Als wir die Brücke beim Imperial-Hotelhaus überschritten, lud ich die Herren höflich und dankbar zu einem Trunk ein in meine Hotelbar.

Doch die Bar war geschlossen; da baten die Japaner ihrerseits mich zu einem Teehaustrunk; und hätte ich ausgeschlagen, ich hätte die drei unhöflich verdrossen.

Wir traten in eine der schmucken Seitenstraßen, wo die Papierlaternen mit den Hausnamen wie helle Gesichter über den Türen saßen.

Die niedern zierlichen Holzhäuserzellen standen, gleich feingefügten Lattenställen, unscheinbar im matten Papierlaternenschein.

Auf das Klopfen mit einem Klöppel an einem Haus erschien eine winzige Alte zwischen der Schiebetür Spalte, die warf sich vor den drei Herren mit dem Gesicht auf die Erde.

Sie nahm die Aufträge entgegen, immer am Boden knieend auf der Straße, ohne aufzusehen und mit tiefer Begrüßungsgebärde.

Es wurde mir aber vor dem stillen Haus klar, daß dieses kein öffentliches Teehaus war, und ich ließ darum die Herrn verstehen,

Ich nehme den Einladungstrunk an als geschehen, denn in ein Privathaus möchte ich nicht nach Mitternacht familienstörend hineingehen.

Indes aber ging die Alte über die Straße an eine hölzerne Wand; dort schloß sie ein Haus auf, das drinnen dunkel stand.

Zwei der Herrn aber sagten, daß ich nicht störe, das Haus gehöre dem dritten. Der war schon hineingeschritten, die Alte ist ihm gleich nachgerannt, Und bald hat Licht im winzigen Hausgang gebrannt. Ich ließ mich nicht länger mehr bitten, trotzdem ich mir im stillen gestand:

Vielleicht wird dir hier der Hals abgeschnitten. „Sie sollen sich nicht scheuen,“ sagte der eine Japaner, von meiner Furcht etwas betreten,

Und hat mich mit einer einladenden Handbewegung ins Haus gebeten. „Sie werden es nie bereuen, wenn Sie uns Japanern wie ehrlichen Europäern trauen.

Wenn Sie wünschen, sollen Sie einen Tanz hier im Hause anschauen, den schönsten von Tokios Tänzerinnenfrauen.“

Da trat ich ein mit heroischem Schritte. Ich zog im Hausgang nach japanischer Sitte meine Lackschuhe aus, und auf Strümpfen ging ich den beiden Führenden nach

Und betrat ein kleines, viereckiges, leeres Bambusgemach. Man öffnete ein paar Schiebetüren; ein winziger Garten draußen im Dunkel lag,

Und ich konnte aus seinem Finster den Duft der Kirschblüte spüren. Die alte und eine junge Dienerin stellten in des Gemaches Mitte den Aschentopf voll Blut vor uns hin.

Dann erhellten sie im Garten eine Steinlaterne, brachten mit eifrigen Händen Schreibpinsel, Lackblock, Papier und Tusche

Und verschwanden hinter den Bambuswänden mit dienstfertigem Gehusche. Wir Herren nahmen Platz auf den Fußbodenmatten mit unterschlagenen Beinen.

Wir saßen im Kreise um den Aschentopf, und die Unterhaltung und Vorstellung begann auf zeremonielle japanische Weise.

Der eine Herr schrieb auf Reispapier, mit großem Fleiße erklärend, die Namen; er war Arzt, der andere Gelehrte, der dritte, der in europäischem Kleiderschnitte,

Ist mir erschienen, als ob er kein Wort Englisch und Deutsch verstand, er saß mit ernstadeligen Mienen. Die beiden andern sprachen sich zu mir aus:

Dieser dritte sei nicht in Tokio zu Haus, sie taten ihn einen Gutsbesitzer nennen und sagten, er lasse morgen in Yokohama neun Pferde starten beim Frühlingsrennen.

Einer schenkte Kiribier ein, Bier nach deutscher Art aus japanischen Brauereien. Ich unterhielt mich mit den zweien,

Die in japanischer Tracht links und rechts von mir sitzen, laut gestikulieren und lebhaft schreien. Der dritte aber kaum einmal lacht

Und fast nie den Mund zu einem Wort aufmacht,
 doch schien er mir der Angesehenste von den dreien.
 Draußen lag der winzige Garten totstill mit sei-
 nem Laternlein,
 Es sah aus, als schwamm ein Gondellicht in einen
 dunklen See fern hinein; daneben schimmerte das
 gelbe kleine, niedere Bambusgemach
 Mit seiner Leere und mit vier Menschen unter dem
 Dach. Es schien mir wie ein Vogelbauer zu sein
 und die beiden radebrechenden Herren wie zwei
 sich laut übende Papagei'n.
 Ich wartete auf die Tänzerin und sah oft nach den
 Schiebetüren hin; diese aber sollte erst aus dem
 Yoshimura geholt sein,
 Und allmählich schloß die Unterhaltung beim Bier-
 trinken ein. Bis ein Ritschawagen rasselnd vor's
 Haus lief und die Ankunft der Tänzerin hereinrief.
 Unscheinbar tiefgrau gekleidet schob sich durch die
 Schiebetüre das feine Figürlein einer Frau. Das
 mondweiß gepuderte Gesicht der grauen Seiden-
 gestalt erschien wie ein Wachskerzenlicht,
 Die Lippen zugespitzt, wie eine Himbeerfrucht rund und
 rot gemalt, die Augen schauen wie schwarze blitz-
 zende Apfelerne unter den hochgezogenen Brauen.
 Sie verneigt sich in der Thür, tief mit dem Kopf bis
 zum Knie, bis man sie rief. Auf weißseidenen
 Strümpfen lief sie über die Dielenmatte herein
 Wie ein hurtiges Stallhäßlein. Dann fällt sie ins
 Knie, grüßt und saugt laut die Luft ein, wie eine,
 die niederfällt, die den Boden küßt und vor den
 Göttern Andacht hält.
 Und dann tanzte sie. Raum um drei Schritte dreht
 sich ihr Bewegen. Sie schleift den Rocksaum;
 sie hebt einen winzigen Fächer wie einen Vogel,
 dem sie nachschaut im Traum;
 Sie winkt in den Raum, biegt sich und dreht sich
 kaum. Und ihre Bewegungen sind wie ein kleiner
 blühender Fliederbaum, der in der Nachtluft steht
 Und seinen Honigdust über die Schlafenden hinweht.
 Diese, unter den Blüten liegend, hüten jedes
 Wort, sind wie blind und taub,

Und die Tanzrhythmen der Tänzerin tragen ihre Seelen fort, sanft wie die Nachtluft den Blütenstaub.
 Aus dem Tanz, wie die Nachtluft verfliegend,
 Kehrt sie zurück. Ehrfürchtig die Knie biegend, singt sie am Boden ein japanisches Lied. Und damit man der Gastfreundschaft die Krone bringt,
 Singt sie mir Fremdem mit einer winzigen Stimme, die piept wie ein Küchlein im Ei, das deutscheste Lied vom deutschen Rhein, das Lied der goldhaarigen Lorelei.
 Wie durch ein Nadelöhr fein, unendlich lieblich wisperst sie Wörtlein um Wörtlein. Und ich sah in der weitesten Ferne über den fünf Meeren den schillernden Rhein so klein,
 So weit, daß er nur war wie ein winziger Gartenbach klein, wie ein Bach in japanischer Gartenlandschaft voll Zwergbäumlein.
 Dann stürzte mein Herz wie ein Kartenhaus schwach unterm Luftzug der Heimat ein. Ich half mir aus meiner Seelenpein, die ich nicht gern offen zur Schau trug,
 Durch eine harmlose Geste, die aber schier wie ein Blitz ins japanische Haus schlug. Als blies man dem Feste alle Lampen aus, so entstand eine peinliche Stille im Raum,
 Als ich der Sängerin zuwarf als Dank und fast ohne Willen für ihr Lied eine Kußhand. Damit beging ich eine Sünde gegen japanische Sitte und Anstand.
 Jede Gunstbezeugung muß hier in Japan in Gesellschaft unterdrückt sein, und nur dem Hausherrn gebührt eine Verneigung allein.
 Es war, als ob ich mitten in allen Frieden hinein eine Pistole abschob, denn Kuß und Kußhand, öffentlich gegeben, gelten in Japan für schamlos.
 Als ich der Singenden meinen Kuß hingeworfen, entstand eine Leere im Raum, als versank im Meere eine glückliche Insel im Schaum,
 Die kaum erst geboren gewesen. Ich konnte offen blaffen Abscheu auf allen japanischen Gesichtern lesen, und dann war mir, als saß ich allein und verlassen.

Denn zu spät fiel mir erst mein Frevel ein. Meine Rußhand allen die Lust am Tanz und Spielen zerstörte, alle waren aufgefahren wie Empörte, Als ob ich jetzt auf die Straße gehörte. Die Tänzerin schneller, als sie kam, verschwand, wie verflüchtigt hinter die Bambuswand.

Man nahm kaum meine Entschuldigung hin, daß ich als Fremder in japanischen Sitten nicht tadellos bin. Man sah verlegen an mir vorbei,

Und man geleitete mich auf der Stell' auf den schnellsten Wegen zurück zum Hotel. Aber kurz vor dem Hoteltor sagte mir der japanische Arzt rasch ins Ohr: „Nun haben Sie erfahren, daß Ihnen nichts Schlechtes in einem fremden Hause in Japan geschehen, und Sie haben die beste Sängerin von Tokio tanzen gesehen und singen gehört.“

Ich sagte darauf: „Ich bedauere aber, daß meine europäische Rußhand die Dame und alle japanischen Herren heftig gestört.“

Der Arzt schwieg höflich. Dann macht' er ein Zeichen, und eh' wir das Hotel erreichen, spricht er wie zuvor in mein Ohr:

„Sie wissen noch nicht, wo sie den Abend zugebracht, Sie waren zum Tanzfest heute nacht

Bei einem kaiserlichen Prinzen.“ Und der Arzt trat noch näher an mich heran und lacht: „Sehen Sie sich den Herrn fest an, den in europäischer Tracht, Der, dem morgen in Yokohama neun Pferde rennen; Sie werden des Prinzen Bild morgen auf allen Ansichtspostkarten erkennen.

Das Haus, das Sie betreten, war eines der Absteigquartiere, davon er sich mehrere in Tokio hält, und wohin er sich immer die besten Geishas bestellt, wenn es ihm einfällt.

Und die Tänzerin heute war seine beste hier, die schönste von den fünftausend in Tokios Yoshiwara-Revier. Ich bin des Prinzen Leibarzt, sein Haushofmeister ist der andere Herr.

Wir hoffen, Sie langweilten sich heute abend nicht allzusehr. Der Prinz und ich kamen gerade von einem Diner, das wir einnahmen beim Haushofmeister,

Und wir machten noch eine Nachtpromenade, um uns Bewegung zu schaffen, als wir Sie bei dem Schutzmann trafen. Mein Herr, ich empfehle mich Ihnen und wünsche wohl zu schlafen.

Der Prinz selbst wollte, daß Sie erfahren, eh' wir Sie verlassen, daß Sie bei einem japanischen Prinzen zu Gäste waren."

"Erstaunen Sie nicht, ich bin gleichfalls ein Prinz," sagte ich dem Arzt und habe mich schnell gefaßt und sprach ohne Hast dem Herrn ins Gesicht.

"Aber mein Reich ist auf dieser Erde nicht. Mein Reich ist im Gedicht und Reim, ich bin ein deutscher Prinz aus Wolkenfucksheim."

Ich weiß nicht, ob mich der Hofherr verstanden, der mir den Prinzen zum Abschied gezeigt; ich habe mich dann vor der Hoheit verneigt,

Als ob uns gleiche Kronen verbanden. —

Also ist mir, weil ich im Yoshimura ausgewichen dem Tänzerinnenhaufen, in dieser Nacht im japanischen Reiche

Das Schicksal nachgelaufen, schnell wie auf einer Radspeiche. Und es hat sich die beste Tänzerin noch spät für mich aufgemacht,

Hat sich in ein kaiserliches Haus gebracht und tanzte und sang, bis ich mich wehrlos zu einer Rußhand entschloß,

Einer Rußhand, die ich lustig mimte, — die erste, die ich auf dieser Reise durch fünf Meere für ein anderes Gesicht als für das meiner Liebsten bestimmte, —

Einer Rußhand, die doch nichts anderes andeuten sollte, als daß ich mein Heimweh dahinter verbergen wollte.

Die Páonien blühen

Die Páonien blühen! Überall hin trug sich diese Kunde ohne Bemühen. Die Stadt führte der Páonien Namen im Munde,

Als nannte man den Einzug von Frauenschönheiten, die in die Stadtmauern von Tokio kamen. Da

Blumen zu allen Zeiten nicht warten können und
 nicht warten sollen,
 Wollen alle die Eingeweihten sie im frühesten Morgen
 auffuchen in ihrem Garten. Der Maimorgen
 schaute voll Helle auf mich von allen Häuserwänden.
 Jede Straße ihre kleine Häuserzelle, wie Bogelnester
 ohne Sorgen, an den Weg aufbaute zwischen
 leichten Bambusgeländen.
 Wie Musik von hundert Händen, erklangen aus den
 Werkstätten die Arbeitslaute, der Schreiner sägte,
 der Steinmeß haute;
 Manch kleine japanische Hausfrau segte den Staub
 aus dem offenen Bambusgemach; aus den Gärten
 glänzte goldgelbes Junglaub,
 Und jeder Falzziegel warf Spiegelfeuer von Dach
 zu Dach. Den blanken Straßen lief mein Wagen
 durch die Frühföhle nach.
 Die Sonne drehte sich ungeheuer, und die Mailuft
 rauschte frisch wie unter einer Mühle ein Quellbach.
 Viele Holzschuhe klappern, und das schallt, als ob hun-
 dert Störche um mich plappern. Nach langen We-
 gen hält der Wagen vor staubigen Bambusgehegen.
 Ich bin am Garten, und still steht das Räderrennen;
 ein bescheidener Vorhof läßt mich ein, dann durch
 Mauergänge trete ich in einen grünen Raum
 voll Schatten,
 Der ist kaum ein Garten zu nennen. Gelbe manns-
 hohe Bambusstangen waren in die Erde einge-
 steckt; darauf hatten die Gärtner, als Dächer,
 gelbe Strohmatte gedeckt.
 Der Garten dadurch wie ein niedriger, dämmriger,
 gelber Saal war, der Boden bestreut mit rotem
 Sand, und dazwischen boten sich in hohen Reihen,
 Schar bei Schar,
 Die kopfgroßen, violetten, weißen und purpurnen
 Blütenrosen der Páonien dar. An einer langen
 Wand zogen sich unterm Mattendach die geschützten
 Blumentöpfe hinaus in ein offenes Gartenland.
 Zwischen den langen Strecken der großen Blumen-
 flecken stand manch flacher Sittisch, belegt mit
 roten Wollendecken;

Darauf saßen japanische Damen, den Sonnenschirm
 aufgespannt, lassen in ihrer kleinen Hand den
 Fächer wippen. Es sind vornehme Tokiobürge-
 rinnen im Festkleide,
 Die mit ihren Augen wie dunkle Bienen von den
 Farben der Páonien nippen. In lila und tauben-
 grauer Seide, mit breitem, kostbaren Schärpenband,
 Mit viereckigen Schärpenknoten am Rücken, der wie
 ein flaches Rückenkissen von den Hüften bis an
 die schmalen Schultern stand,
 Sigen sie geschmückt für den Maitag zur Augen-
 weide. In den Gartenlüften stehen, wie Damen-
 köpfe groß, die feierlichen Páonien, wie Bräute
 in ihre Hochzeitsstunde verzückt.
 Lautlos trippeln vor ihnen japanische Holzschuhe, und
 es flüstern die Damen vor den Blumen in der
 Runde, und alle Augen schienen beglückt,
 Und sie benahmen sich ehrfurchtsvoll vor der Blumen-
 welt, die hier im Garten stand, als ob man sich
 bei den vornehmen Páonien wie am Hof des
 Mikado befand.
 Jede Páonienblüte stand vor den Frauenaugen groß
 und lichtbeflissen, wie die Liebesgeister in einem
 Luftschloß leuchtend, als ob sie bloß das Beste
 vom Leben wissen.
 Besser können auch nicht die besten Bücher den Menschen
 aller Sehnsuchtsorgen entheben, als die Maien-
 blüten im sinnlichen Maienmorgen.

Im Glyzinen-Tempel

Die Frühsonne flog höher ins Land. Über den
 Maimorgenstraßen in Tokio stand der Himmel
 wie ein blauer Papierschild mit rundem Rand,
 Und Menschen, Häuser, Tempel, Gärten darauf ge-
 malt, wie auf eine Goldpapierwand. Wie silberne
 Fächer schlugen sich Straßen auf,
 Und ein Tempelgarten voll blühender Glyzinen war
 da, wie ein Haus voll lila Seidengemächer. Tokio-

Damen und Herren sich hier in früher Morgen-
 stunde neben mir drängen,
 Zwischen den Porzellanbuden und Bilderverkäufern,
 unter dem roten Tempeltor hinein in den Garten,
 wo die Glyzinenmassen senkrecht über den Köpfen
 der Leute hängen,
 Wie lila Gardinen vom Himmel über den Garten
 herabgelassen. Eine tonnenrunde Brücke führt
 über einen Tempelteich, und alle Holzschuhe trippeln
 mit Dröhnen über den Brückenbogen,
 Und alle Augen suchen das Spiegelbild der Glyzinen
 im Wasserreich. Alle Männer werden von den
 lila Blütenmienen wie von seidnen Frauen an-
 gezogen,
 Und alle Frauen lassen sich von den Blicken der
 Männer und von den Blicken der Blüten verwöhnen.
 Statt der alten Götter hüten heutzutage die Mönche
 hier die guten Geister der schönen Glyzinen.
 Die Mönche wurden Gärtnermeister.
 Und die Blüten teilen aus unter die Beschauenden
 die Gnaden sanfter Frühlingsmienen. Die Holz-
 grimassen der alten Götter im Tempelhaus drinnen
 Verstauben vor ihnen, vor den Liebesgöttern der
 Glyzinenblüten, die, statt bekleistert mit Lack und
 statt vom tauben Goldschaum umgeistert,
 Voll warmer Maisonnette dasaßen und den blauen Garten-
 raum belauben. Unter den lila Blütenzelten
 gehen die Menschenherzen hier zwischen zwei Welten;
 Mit den Holzschuhen an den Beinen am Boden über
 den grauen Kieselsteinen und mit den gehobenen
 Blicken
 In den festlichen Hochzeitsfreuden der lila Blüten-
 trauben. Und die Menschengedanken mehr dort
 als nur die bloßen Blumen erblicken,
 Weil diese großen, schwanken, verliebten Blütenranken
 jeden Glücklosen glücklich zu seiner Geliebten schicken.

Tempel Usakusa Kwannon

Ich schlendre durch Verkaufsstraßen, wo die Buden,
wie zu einem Jahrmarkt im Sonnenlicht, wie
zum Kauf aller sieben Regenbogenfarben luden.
Keine Wolke veränderte diesen bunten Maimorgen,
der sich vor meinen Füßen nicht an Helle ver-
änderte.

Ein Gedränge von kauflustigem Volk blieb vor dem
Warengeränge, und wolltest du erfahren, was
alle die Dinge auf den Verkaufstischen waren,
So wurdest du von den Gemischen erstaunt. Denn alles,
was im Weiten nur Augenlust erschien und bunt
gelaunt,

War in der Nähe unter dem Budendache nur eine
einfache Gebrauchssache. Buden voll von schwarzen
Frauhaaren

Dargeboten als Waren, falsche, glänzende, schwarze
Haarknoten kunstvoll gewunden. Auf andern Tischen
stunden jene kleinen bunten Schlummerrollen,

Die den Schlummernden den Nacken stützen sollen.
Andere Buden packen Haufen von hellen, hölzernen
Opferschemeln aus,

Die vor den Göttern stehen wollen im Tempelhaus. Viel
Porzellanlampen und bunte Sommerstoffe bieten
sich an;

Aber im Maimorgen hätt' ich geschworen von weitem,
es stünde nichts Nützlich's da am Weg auf den
Emporen der Buden,

Weil sich die Strahlen der Maisonne wie ein Feuerwerk
darüber entluden. Und doch fühlst du dich wohl
geborgen,

Wenn die Welt des Alltags im Maimorgen wie ein
Fest ist aus bunten Alltagsorgen. —

Zu großen Tempeldächern mit roten Lackgemächern
kam ich in einem offenen Park, und hier wurde
eine Göttergestalt gezeigt,

Die war wild bemalt und uralte, die wahr sagte auf
seltene Weise. Der sie befragte, nahm ein Papier-
küglein in den Mund,

Und ohne daß er spricht, spuckte er dies Papier leise

dem Gott ins Gesicht. Fiel der Papierklump daneben, dann der Gott keine Antwort gab; blieb das Papier aber kleben, dann war dem Fragenden Erfüllung seines Wunsches gegeben. Mir zur Seite spuckten Männer und Frauen und waren ernst, als gält es ihr Leben.

Und ihre Wünsche sind mit Kraft aus dem Mund gefahren und selten flog ein heftiger Wunsch mal daneben. Den Tempelgarten beleben alle Arten von Lust wie 'nen Prater; da sind Käfige zur Schau, drinnen sprangen Löwen und Tiger und Schlangen; Da sind Marionettentheater im Freien, wo statt der Menschenpuppen Gruppen künstlicher Affen auftreten, Und eine Bühne, wo jede lebensgroße Figur, statt in die Kleiderschar, in wachsende, farbige Moosblumen gehüllt war;

Moos wuchert auf den Köpfen statt Perückenhaar, und die toten Puppen standen in lebenden Blumenkleidern auf einer Bühnenwelt.

In diesem Tempel die Gottheit mit Theaterspiel, Schaulust und Einfällen die Menschen unterhält. Denn auch der Zeitvertreib ist ein Gott und tut wohl dem dankbaren Leib, der gern aufatmet von der Tagesnot.

Im Kwannontempel hier gab es nur ein Verbot, das war im Tempelhaus, auf Papier geschrieben, angeschlagen:

„Niemand soll in das Tempelhaus der ‚Tausend Strohmatte‘ seinen Mittagsschlaf hertragen. Jeder schlafe erst draußen aus seinen Schlaf.“ Das war, damit keinen der Glücksgott schnarchend am Wege traf.

Reiseromantik auf dem Weg nach Nikko

Ein altes Sprichwort sagt dir an: „Noch keiner ehrlich in Japan das Wort ‚prachtvoll‘ gebrauchte, ehe er nicht Nikko gesehn, das machtvoll erlauchte, Und dort in den Wäldern, Bergen und in den Sälen der Nikkotempel untertauchte!“ —

Ich ließ manchen Tempelschrein deshalb in Tokio ohne Besuch sein, um nur noch die Tempel in Nikko zu sehn, und damit das Wörtlein „prachtvoll“ zu verstehn.

Denn die Buchstaben allein lassen ein Wort noch nicht zu Herzen gehn, und sind es auch ihrer zehn. —

In den Mai hinein fuhr der japanische Bahnzug; seine Wagen sind sauber und rein; und hält sich der Zug auf, bringt man schnell zum Verkauf Bier und Reiswein;

Und an den Hauptstationen man mittags zum Zug in weißen Holzkästlein verschiedene Speisen appetitlich ans Fenster trug.

Viele Leute reisen, viele japanische Herren und Damen, Männer und Frauen steigen aus und ein. Und durch die spiegelnden Fensterreihn

Springen die lauschigsten Landschaftswinkel im krausen Durcheinander zum Anschauen herein. Auch große Reklamebilder

Gemalt auf haushohe Schilder. Der Riesenkopf von Bismarck sogar in Japan am Bahndamme gemalte Reklame war.

Am Nachmittag, in weiten Bergebenen, wächst in Stufen höher die Landschaft, und von steifen Riesenkryptomerien eine Unzahl

Steht an einem steinigen Bergbach wie Masse fahl. Waschendes Schaumwasser raste. Es kommt von Körpern ferner Gebirgsmauern her, von dampfblauen;

Hat seinen Weg sich selber blickend gehauen. Und die mächtigen Kryptomerien, glänzend vom Harze, stehen am Bachrand wie Balken, pechschwarze.

Sie dunkeln hier, wie mit Tusche gemalt auf glänzend weißes Pflanzenpapier. Und die Augen schmerzen dir vor dem neuen Gebirgslicht,

Das mit weißen Wassern und schwarzen Schattenbäumen dich anspricht. Dann wölbt sich höher der Bergdom,

Gedrängt unterm Sonnenstrom. Der Zug hält am Eingang auf der schroffen Hügelwange vor einem langen, uralten Kryptomeriengange.

Das heilige Nikko! Du siehst Holzhäuser und manch
Schindeldach, hochgehängt über den Bergbach
zwischen die Berge hinein, an ein breites Klust-
bett aus bläulichem Stein.

Die Harzluft dringt frisch wie das Wassergezisch auf
dich ein. Die Rikschawagen jagen eilig mit den
Fremden auf einer Bergstraße auf die Anhöhe
zwischen Budenreihn,

Wo Hotelhaus und Waldgeröll und Berggärten und
rotes Ahornlaub aufwarten und die Fernsicht
über schwärzliche Wasserschlucht und grünliche
Gebirgsbucht.

Auf den weißen Altanen des Nikkohotels, das oben
auf den Bergstufen, erschienen mir die Leute aus
allen Nationen,

Wie von den roten Laubfahnen der Ahornbäume und
von den rossigen Kirschengeländen hingerufen. Ich
finde im Hotel auf der Stell' einen Freund,

Den traf ich schon in vier Meeren in verschiedenster
Zon'. Es ist ein junger italienischer Baron, Don
Juan vieler reisenden Damen. In manch indi-
schem und chinesischem Hafen

Wir oft zufällig zusammentrafen. Dann vertraut' er
mir immer an, daß er wieder nicht schlafen kann,
denn immer ein neues Weib wohnt in seiner Brust.

Bei jeder neuen Frau ruft er laut, daß er endlich
in dieser die einzige Lust seines Lebens von An-
gesicht zu Angesicht schaut! Und er schnalzt, wie
im kochenden Wasser ein Hecht, vor der neuen
Braut.

Auch in Nikko hier hämmert sein Herz wieder heftiger
als ein Waldspecht. Die Leidenschaft zu einer
neuen Schönen macht ihn zum Stallknecht,

Denn auch ihr Fußtritt ist ihm recht. Wieder ist es
eine andere, die er im Weltgewandere gefunden.
Eine Gesandtin aus Peking ist jetzt das Idol
seiner Liebestunden.

Und immer ist die letzte Liebe, von der er einst be-
sessen, wie ein schöner Sonnenuntergang längst
vergessen.

Er steht im Reitanzug beim Treppensaal vor dem

Hotel; seine Reitpeitsche mit Vergnügen in die
 Luft schlug; er begrüßte mich lebhaft, und ich
 frug noch nicht,
 Da deutet er schon, wie der sinkende Sonnenball rot
 im Gesicht, auf ein Bergpferd, das einen Damen-
 sattel trug.
 Dann neigt er das Knie wie zu einem Fußfalle und
 hält Zügel und Steigbügel, denn die schlanke
 Gesandtin erscheint in der Treppenhalle.
 Gleich danach jagen beide unter roten Ahornbäumen
 hin, Pferd an Pferd eng, als trägt sie voll Lie-
 besinn ein Gedanke,
 Als tranken der Reiter und die Reiterin, Schulter
 an Schulter, aus einem Becher von einem und
 demselben Liebestranke.
 Ich hörte die Hufe ihrer Pferde noch lange am Berg-
 abhänge; ich ging zu meinem Zimmer und dachte
 auf jeder Treppenstufe:
 Die Liebe reist in verschiedenem Gange. Des einen
 Reisenden Herz bleibt wie ein Feuer am Herde,
 und nur seines Leibes Gebärde
 Geht wie der Rauch um die Erde. Ein anderer
 nimmt sein Herz zur Ernährung mit wie seinen
 Bauch,
 Braucht zur Wegzehrung immer neuen Liebeschwung
 drall und füllt sein Herz mit Lieblust prall an
 wie einen Weinschlauch
 Und scheidet immer verzinste Liebe aus der Brust, wie
 man Kupons abschneidet mit der Schere.
 Er nimmt immer neuen Herzsprung wie eine neue
 Münzsorte zur Hand und prägt sein Herz um wie
 der Länder Geldwährung am neuen Orte,
 Immer neu in jedem Land der sieben Meere.

Mystik der Nikkotempel

Hin zu der immergrünen Kryptomerienbucht über
 die Nikkoschlucht führt eine rote Brücke; die ist
 aus einem Stücke, aus feinem roten Lack ge-
 schnitten.

Kein Sterblicher ist darüber je geschritten, nur der Mikado, er allein, wenn er den Nikkotempel sucht, nur dessen Fuß drückt sich im roten Lack der Brücke ein.

Drüben im Kryptomerienhain, der uralte und als finsterner Wald den Bergstein rund bedeckt, liegt droben Tempelschrein bei Schrein im mächtigen Gehölz bergauf versteckt.

Die Pilgerwege steigen bei Waldstämmen, die hochgestreckt, des Bergstroms Zischen hörst du tief vorüberschwemmen, Baumwipfel, die sich bauschen, Wischen ins Wasserschaumen der lauten Äste rauschen. Es wachsen allen Flügel, die hier lauschen, aufsteigend in die Hügel.

Und wär' auch keine zweite Brücke aus grobem Steine für die Sterblichen, — ein jeder, der im Wald die Nikkotempel sucht, —

Nicht einer wäre hier zu hemmen, es trügen ihn hinüber die Stimmen aus den hohen Waldesstämmen. Der stünde recht verflucht, als Feigling im Verzagen,

Den nicht die Sehnsuchtsstimmen, auch ohne Brücken, fort über Schlünde tragen. Verstiegen in des Bergwalds Gründe, leuchtet ein Rot,

Als ob ein Feuer tief im Baumschlag droht. Vors Grün der Kryptomerien, die sich wiegen, ist dort hochrot das Balkenwerk fünfstöckiger Pagodenungeheuer

Wie Scheiterhaufen aufgeschichtet. Mit Drachenknaufen und mit hochgeschwungenem Dach bei Dach steht hier die Nikkotempelwelt mit ihren Prunkgemächern aufgerichtet. —

Du gehst zuerst im Wald hinauf, unendlich hohen Treppen nach, darauf sich Moos und Alter, in grün und grauer Sanftheit, eng verdichtet.

Granitene Terrassen nehmen, gleich Waldaltären, dich dann auf, du siehst an dunkeln Zotteln der Kryptomerienmähen, gleichwie an mächtigen Bären, hoch hinauf.

Es stehen Tempeldach bei Dach, gleich Rähnen, mitten im fliegend grünen Waldgemach. Die Ein-

gänge, Tempelwände, Säulen und Geländer, die unter diesen Dächern sich hier dehnen,
Sind nicht nur aus grober Steinstärke, sind nicht nur aus steinernem Mauergedränge, — es sind Wunderwerke, belebt wie Blumen und gewirkte Bänder.

Sie gleichen Knäulen aus gilbendem Elfenbein, aus roten, schwarzen und goldenen Lacken und aus regenbogenfarbigem Perlmutterstein. Und alle Tempelwände zacken sich wie glutrote Wolkenränder Und sind gewirkt wie damastene Gewänder. Es sitzt, im Wandgetäfel lebensgroß hingestellt, feingeschnitten aus Lack, Elfenbein und Gold, eine Tier-, Pflanzen- und Vogelwelt hier.

Da sind riesige brütende Pfauenhennen und Pfauenküchlein, die aus grünem Perlmutter über den roten Lackgrund rennen,

Und die Räder der Pfauen lassen sich aus grünen Smaragd Farben auf rotem Feuergrund schauen. Da sind an den Schreinen

Phönixvögel aus blauen Lapislazulisteinen, die aus Goldflammen fliegen, die sich mit blausprühenden Federn über den gelben Feuerringeln wiegen.

Da liegen in rosigen Perlmutterkörben Berge voll siebenfarbiger Chrysanthemen, rund aus Porzellan, und häufen sich auf dem schwarzen Lackgrund.

Und es strahlen dich statt Steingemäuer diese roten, gelben, grünen und blauen Blumenungeheuer an, die, in der Nähe besehen, sich mit Perlmuttertränen betauen,

Als ob blühende Frauengesichter unter Glückstränen aus den Tempelwänden schauen. Scharen von getriebenen Bronzeschließen an diesen kostbaren Kassettenwänden

Am roten Lackgebälk waren. Diese Tempel glichen goldrot und schwarzen Büchereinbänden, gehalten von juwelengeschmückten Händen,

Die unter den Waldbäumen, den dunkeln, im grünen Sommermorgen funkeln. Auf den langen Steinterrassen saßen vielarmige Bronzeleuchter, Bronzeglocken, Bronzelaternen,

Die in den Formen von Schlangen, Lotosblumen
 und Lotosblättern schwarzgegossen prangen. Die
 schweren, geschweiften Tempeldächer
 Schützen, wie beschuppte Helme, die kostbaren Gesichter
 der Prunkgemächer. Auch die Türsäulen stehen
 hier, von Bronze, Elfenbein und Lack umkrustet;
 Darauf sind getriebene Blumen, gebauchte Wolken,
 gemeißelte Felsen, Vögel und Getier, als sind die
 weißen Säulen Lichter, die mit Flammenbildern
 Alle Wesen der Welt zusammenfassen und schildern.
 An einer Tempelwand sind drei Affen dargestellt,
 deren Abbildung ganz Japan auf tausenden Spiel-
 zeugen und Nippes gefällt.
 Ein Affe die Hand vor die Augen hält; er will dir
 gestehen: Du sollst nichts Böses sehen, dann läßt
 dich Böses in Ruh'.
 Der zweite Affe preßt sich das Maul, ein dritter die
 Ohren zu, und sie meinen: Willst du nichts Böses
 hören, mußt du nichts Böses reden,
 Dann leidest du keine Schäden, und du wirst nie-
 manden stören. — Löwen, schlummernd auf den
 Wurzeln von Föhren,
 Wolkenfiguren, Wasserfälle bei Schilffluren, Tiger
 und Drachen richten sich auf, öffnen ihre Rachen
 und überschlagen sich im Lauf,
 Durchjagen alle Wände und Pfosten und entzünden
 aus Metall, Gold, Lack, Elfenbein und Perlmutter
 farbige Brände.
 Diese alten Tempel sind wie ein brennender Welt-
 stall, wo die ewig jungen Urgestalten der Blumen
 und Landschaften sich vor dir unvergänglich und
 feurig entfalten,
 Als wäre hier der Welt Urbildnis in der grünen
 Wald- und Bergwildnis auf diesen Tempelzellen
 in Urmodellen erdacht,
 Und als hätte danach die Liebe im Weltgetriebe die
 Welt in Fleisch und Blut zur Welt gebracht.
 Es schien mir, als sind hier in ihrer Pracht die
 Waldtempel eine prunkende Wiege, von wo der
 Löwe und die Fliege, die großen Kühnen und die
 Kleinen hinausziehen

Und im lebenden Bogen die Welt durchflogen. Als
ob hier die Kraniche und Störche zum ersten Mal
aufstiegen,

Pfauen, Phönix, Affen und Ziegen haben sich hier
erschaffen. Und es ist, als ob aus den Nikko-
tempelschreinen alle Samen der feinen Blumen-
figuren und Gräser in die Wälder und Gärten
kamen.

Als haben sich von den Tempelwänden dort alle
Zeichnungen, entstanden aus Künstlerhänden, ver-
mehrt über Weltfluren, von Ort zu Ort.

Drinnen in den Gemächern auf goldenen Lotusblu-
men sitzen die Götter, die vielen, friedlich wie
Frauen, die mit der Welt wie mit ihren Fächern
spielen.

In ihren vergoldeten Gesichtern lebt ein Lächeln und
ein Vertrauen, das brennt ruhig gleich den Ker-
zenlichtern und duftet gleich dem Räucherwerke.

Denn alles Träumen wird zur Stärke, — Stärke,
aus der sich die Wälder mit den Kryptomerien-
bäumen aufbauen und sich die Bergschluchten stauen,
darin die grauen Bergwasser schäumen.

Denn die träumenden Friedlichen und Sanften sind
nicht die Schwachen und Feigen; träumende Götter
und träumende Frauen immer sanft im Schweigen
handeln,

Weil sie in die Stille wie in einen Kristall hinein-
schauen, darinnen die Anfänge aller Dinge wandeln,
Die bei Pflanze, Stein, Tier und Mensch im liebenden
Zuneigen die Gesichter der beiden Geschlechter zeigen.

Die Geschichte der Messinglaterne Bakemono- Toro

Seht, in den Nikkotempeln, in der Ecke des Hofes
des Shintotempels Futaara-Jinja, unter dem
grünen, nächtlichen Waldlaub die Messinglaterne
Bakemono-Toro steht,

Die spät nachts bei Nikko umgeht. Zum Herbst, bei
der Sterne Schnuppenregen, begegnest du der

kreisenden, großen Messinglaterne auf den Tempelwaldwegen.

Sie bligt Lichter, die bläulich und rötlich durch die Kryptomerienäste fegen. Sie hat hundert Gesichter, greulich verlogen.

Denn sie ist ausgezogen, um Leute irre zu führen, und lockt ihre Beute unter die Wasserfälle, die weißdampfend sich bei den Bergspalten Tag und Nacht rühren.

Dann, kommen die Leute heim, spüren sie Fieber und können kein Wort mehr für sich behalten und sagen der Welt ihre geheimsten Gedanken, den Jungen und den Alten.

Im selben Tempelhof, neben dem Pfeilerhaus, darunter die Messinglaterne steht, siehst du nicht weit an einem Pfosten eine schwarze Glocke schweben.

Die steht Wachtposten, und sie bekommt Leben, wenn nachts die Laterne sich dreht und fortgeht. Dann beginnt die Glocke dort ohne Klöppel zu schlagen.

Bis zum Morgen fort hörst du, von Zeit zu Zeit, den Glockenton vom Wind weit über die Niktoschlucht getragen.

Diese Glocke will warnend allen Wanderern sagen: „Sprecht ein Gebet, weil im Nachtnebel und im Sternschnuppenregen heut

Die Messinglaterne Bakemono-Toro auf trügenden Wegen falschleuchtend umgeht.“ Eine große Beule könnt ihr an der Teufelblaterne gewahren.

Eines Nachts kehrte die Laterne heim unter Geheule, denn es war ihr einer mit einem Schwerthieb über die hundert Gesichter gefahren.

Und ihr müßt wissen, wie sie handelt, wenn sie aus dem dritten Tempelhof nachts hinausgeht, wie viele Male sie sich dann unter Lügen und Geschwäg verwandelt.

Zuerst kommt sie zu dem „chinesischen Tor“; dem schwor sie stets, sie sei ein Barbier, der die toten Priester nachts auf den Tempelgräben schor.

Und das gute chinesische Tor, — es weiß, daß sie lügt, aber tut immer, als glaubt es ihr. Dann kommt sie zu einem Hügelgrab,

Von dort muß sie zweihundert Steinstufen hinab.
 Der Bronzestorch auf dem Hügelgrab, der einen
 Armleuchter hält,
 Der hat die Messinglaterne noch niemals zur Rede
 gestellt. Aber sie lügt, was ihr einfällt, und rennt
 die zweihundert Stufen fort,
 Dabei lockt sie den Storch und lügt, eine Störchin
 habe ihn drunten gerufen. Aber der Storch sagt
 kein Wort.
 Dann kommt sie im Jeyasutempel zum „Tor der
 schlafenden Kage“. Der lügt sie vor und be-
 schwor, daß der Mond die Sonne betrügt.
 Der Mond verwandele sich gerne zum weißen Kater
 und jage wie Mäuse die Sterne. Aber die schlafende
 Kage öffnet nicht eine ihrer Pupillen
 Und ist der Laterne nicht im geringsten zu Willen.
 Und die Kage folgt ihr nicht aus dem Torgehäuse,
 auch nicht mit einem Auge von ferne.
 Die gelbe Messinglaterne dreht sich nun mit eitelstem
 Gang und glänzt im Mondblau wie ein Pfauen-
 schwanz und rasselt und kommt zum „Kagura-do“.
 Das ist die Bühne zur Schau für den Priesterinnentanz.
 Und die Laterne bestellt sich zur Bühne die Priester-
 frau. Die kommt erstaunt im roten Scharlach-
 gewand, im weißen Überkleide
 Und mit weißer Stirnbinde aus Seide; nimmt ihr
 Tamburin zur Hand und tanzt, immer tanzend
 gelaunt, drei leise, kleine Schritte im Kreise,
 Drei Drehungen in der Bühne Mitte, so will es die
 Kagurositte. Die Messinglaterne rasselt vergnügt
 und lügt zur Priesterin:
 Das Tanzgeld lege die schlafende Kage hin. Die
 Kage bezahle mit Edelsteinen, die sie umkralle mit
 ihrer Taze. Und mit schnellem Sage ist die
 Laterne verschwunden.
 Immer lächelt dann die Priesterin und fächelt sich
 Luft mit dem Tamburin und setzt sich abwartend
 geduldig auf die Bühne im Mondschein hin.
 Denn nie kam und kommt der Kaguropriesterin, Nacht
 um Nacht, der Gedanke in den Sinn, daß die
 Messinglaterne sie lügend verlacht.

Die Laterne aber dreht sich, eitel wie eine Kofette, durchs prächtigste Tor „Yumei-mon“. Dessen Pracht hätte längst den Neid der Götter entfacht, Wäre an einer seiner Säulen nicht absichtlich ein Fehler angebracht. Nur so darf es strahlen, das Tor. Denn es will nicht fehlerlos sein und tut sich nicht über die Götter hervor. „Du hast keinen Fehler,“ lacht lügend die Laterne zum Yumei-mon-Tor, „Aber du wärst schöner als der Stern aller Sterne, wärst du nicht so genügend. Komm mit zum Fluß, dort sollst du dich spiegeln, im Wohlgenuß dich mit dir selbst vergnügend!“

Aber der bescheidene, bedächtige Pfeiler Ma-yoke-no-Hashira stützt das prächtige Tor und läßt die Messinglaterne lügen und wandern und schweigt wie die andern.

Die Laterne unter dem Schnuppenregen der Sterne muß weiterfegen wie ein Wirbelsturm durchs „Torrii“ mit goldenen „Taguwawappen“.

Und sie leuchtet bald grün wie ein Drachenwurm, bald rot wie ein Purpurlappen. Und sie kommt in ihrer ewigen Unruh?

Zu den drei geschnitten Affen „Sambiki-saru“. Auch die wollen nichts mit ihr zu schaffen und halten sich Augen, Mund und Ohren zu.

Und die Laterne läßt die drei ungeschoren, aber geht zu dem Stall des heiligen Schimmels unverfroren.

„Willst du Flügel?“ fragt sie das Pferd ins Gesicht. Und sie wirft vor ihm ihr rotes und grünes Licht in die nächtlichen Waldhügel und über die Bergstufen.

Der Schimmel aber wiehert, und statt daß er spricht, schlägt er mit den Hinterhufen auf der Laterne Bügel. Die sieht alle Sterne auf einmal, und, rasch gelogen, sagt sie, die Göttin Kwannon habe sie gerufen, und ist fortgeflogen.

Unten im Landschaftsgarten des Manywanytempel macht sie gerne einen Bogen um die eiserne Sorinto-Säule, die gegen Dämonen schützt.

Denn die erhebt, wenn sie böse Geister wittert, ein warnend Geheule. Beim Tempel der tausendhändigen Kwannon,

Der Glücksgöttin Amida und der pferdeköpfigen Kwannon eilt die Messinglaterne geduckt vor den letzten Tempeln davon.

Aber kaum ist sie unten am Berg, so grinst sie auch schon und wird zum Ungeheuer, spuckt Feuer und Nebel überall und lockt den Nächsten zum donnernden Wasserfall.

Ob er flucht oder fleht, sie umkreist ihn. Sie verdreht seinen Blick, bis er Blut schweißt. Sie sitzt ihm im Genick, und er stürzt fort nach dem Wasserfall, der ihm Leben verheißt.

Und er gerät zwischen die weißen Schaumpuppen vom vielästigen Wassersturz. Und zu spät stürzt er davon wie vereist und jagt her hinter Sternschnuppen,

Bis er erkennt, daß er, siedend und kalt, im Fieber fortrennt, daß er laut auf alle Gedanken jetzt nennt wie die fiebernden Kranken.

Und aus seinem rasenden Lauf wacht er niemals mehr auf. Und es lacht die Laterne und verfolgt sein Geschnauf, und über ihn stürzen die Schnuppen der Sterne.

Nur eines allein hält den Rasenden still. Das ist, wenn ihm über die verglasenden Augen die Hand einer liebenden Frau streichen will,

Die hinhorcht auf der nachwachenden Glocke warnendes Zeichen, daß den Mann nicht wieder von ferne verlocke die Messinglaterne,

Und nicht über ihn fallen von neuem die fiebernden Schnuppen der Sterne.

Ausflug zum Chuzenjisee bei Nikko

An der Unruhe des Bergwassers entlang eilte mein Nikschawagen in den Windungen im Talgang. Neben meinem Wagen war der schieferschwarze Gesteinraum,

Und es schoß mir das Bergwasser wie Tintenschäum entgegen und ließ nicht den blauen Himmelschein freundlich in sich ein.

Das Thal, groß wie ein versteinert Gewitter, bleiern
 mit Wasserbligen und Steinplatten dalag. Hoch
 darüber lebte harmlos über den Waldmatten der
 blauäugige Frühlingstag, sonnig und mit Behag.
 Ich hörte auf Stunden nur das Stromwasser leiern,
 das gewunden vorbeischoß, und das explodierte,
 wie angezündet von Pulverlunten.
 Ich kam vorüber an den Bergtoren, darin sich die
 turmhohen Wasserfälle senkrecht vom Gipfel in
 die Talsohle bohren,
 In Abständen, schneeweiß, wie kreiselnde Säulen das
 Thal beblenden und deinen Ohren Donner und
 Heulen entgegenschicken.
 Ich saß in den strohgedeckten Teehäusern an den
 Bergwegen, die winzige Teeschale in den Händen,
 und hörte die lauten Wasserfälle fegen
 Und sah daneben die lautlosen Berge mit ihren
 roten Frühlingsgeländen, den kletternden, roten
 Bergahorn an den Wänden,
 Die blühenden Kamelienbäume, die, grau und ohne
 Blatt, nur rosige Blüten verschwenden, sah Kuli-
 träger in blauer Sackleinwand traben,
 Die haben stundenlang vor mir her Hängematten
 am gelben Bambuspflöck über den Schultern hin-
 auf in den Bergstock getragen.
 Drinnen hatten japanische Damen Platz, eingehüllt in
 ihren blumigen Seidenrock. Einer jungen Dame
 Hände lagen spielend bei blaßblauen Bergveilchen
 in ihrem Schoß,
 Und ihre Augen ließen die Berggipfel nicht los;
 ihr papierner Fächer war aufgeschlagen, und sie
 genoß fächernd den Tag, als ob er hell wie das
 leidenschaftliche Bergwasser durch ihr Herz floß.
 Sie lag da, fein wie das schlafende weiße Käglein
 im Nikkoshrein am Tempeltor, und es kam mir
 vor, als ob sie Schöneres sah
 Und Gewaltigeres, und daß sie nicht bloß Thal und
 Berg genoß, wenn sie die Augen schloß. Da
 hörte ich hinter mir Pferde trappeln über das Moos,
 Sah Kofbeine, blankes Pferdegeschirr im Gewirr
 der kahlen Kamelienbäume die Berghöhe erkrap-

peln. Hinterm Geschäume der Pferdemauler sehe
 ich zwei,
 Die sind hitzig sehr, wie der hungrige Weih, hinterm
 Blutgeruch her. In englischem rotem Reittuch
 die Pekinggesandtin und der italienische Baron
 im Reiterfrack,
 Weider Gesichter hochrot wie flackernder Siegellack.
 Sie rasen wie ein Waldfeuer durch die Land-
 schaft hin, losgelassen wie zwei Falken aus einem
 Sack.
 Bald hinter den Waldmassen der Höhe erschienen
 grashohe Bergmatten, und es senkten sich jetzt
 die Straßen. Es erschien der Chuzenijsee in
 Hügeln ausgestreckt,
 Und Hügelschatten umzogen ihn im Kreis, wie graue
 Vögel, die ihn umflogen. Sauber weiß aus Holz,
 stand manch japanisches Haus nahe dem Seerand
 Und sah in den Zauber von Wolken, Wasser, Berg-
 ring und Schilfstrand. Ich ging um diese queck-
 silberne Seewelt, die nie stillhält,
 Die immer wie ein Blendspiegel dich überfällt; sah
 manchmal Tempeltore aufgestellt, verdunkelt und
 erhellt, als ob das Strandbild im Wechsel ent-
 steht und zerfällt.
 Und wie ein Kreisel sich blizend dreht, sah ich dann,
 im Rahne sitzend, das lebende Ufer wie eine
 Spukgestalt an, — die im Wahn vorüberschwebende
 Welt um mich her,
 Die, siehst du sie ohne Liebesgewalt an, ohne Halt
 und kernlos wie im Irrsinn das Lebende malt
 und wie ein Bergecho leer verhallt.

Beim „König der Kuriositäten“ in Nikko

Ich saß in den Abendstunden in Nikko beim König
 der Kuriositäten, der hatte Bücher, in alte, ge-
 dämpfte Seide gebunden.
 In denen habe ich die Liebesgeschichte des japanischen
 Reiches, in Farben und Holzschnitten, wie in-
 brünstige Gedichte gefunden.

Auf Strohmatten Männer im Frauenschos im Nachtschatten lagen, und der schwarze Tuschestrich konnte dir die Wollüste ihrer Umarmungen sagen.
 Mann und Weib, jedes die Augen schloß, und tausend Millionen Augen öffneten sich dafür an ihrem Leib, in ihrem Blut,
 Wie vor den Papierfenstern die Nacht mit tausend Sternensonnen klar liegt und doch im Dunkel ruht.
 Da war die Feier von Bacchanalen, wo die Falten der blumigen Kleider, die Landschaften der Wand- schirme, die Frisuren und Gesichter, die Reisschalen,
 Die nackten Schenkel und Brüste, die Gitter der Veranden und die Flammen der Windlichter und die rasierten Lippen der Männer, die fahlen,
 Die Frauenschultern und halbnackten Menschengestalten einen krausen Teppich der Wollust malen.
 Maler, die sonst nur Schmetterlingslandschaften auf den kleinen Fächern und in den leeren Gemächern hinstellen, ließen hier die Liebespaare erscheinen, —
 Männer von schwarzen Frauenhaaren umschlungen; dichter rücken die Körper zusammen, berebt mit Lippen und Zungen.
 Die erhitzten Gesichter werben um Gunst, und die blau und roten Gewänder, weit geöffnet, zeigen die fliegenden Frauenbrüste in der hellen Brunst.
 Der Mundwinkel, der geküßte, ist oft schmerzgebogen, als will er sagen, daß die Liebeslüste nur zu schnell vorüberzogen,
 Und daß ein Kuß oft nur ein knapper Trunk ist in unendlicher Wüste.
 „Wer ein solches Bild in der Tasche auf der Brust trägt,“ pflegt der König der Kuriositäten zu sagen, „der erweckt, wo er will, die Liebeslust,
 So daß kein Weib ihm einen Herzenswunsch abschlägt.“ — Ich habe nicht lange überlegt und kaufte die Bilderbände
 Und war wie einer, der im Gasthaus den Speise- zettel vorsichtig in seinen Koffer hinträgt und sich hungrig zu Bett legt.
 In der Nacht bin ich im Nikkohotel oft horchend er-

wacht. Der Bergstrom im Schluchtbett hat donnernd gekracht,
Und über den finstern Waldbäumen hat manchmal eine
Tempelglocke gedöhnt in langen Zwischenräumen,
Wie ein Ruf, der durch die ganze Erde hindurchtönt.
Als weckte mein eignes Herz mich auf, das ich in
Europa bei der Liebsten gelassen,
Getrennt von meinem Fleisch durch sieben Meeresmassen.

Das abendländische Yokohama

Je näher mein Zug von Nikko nach Yokohama hinkam,
desto mehr Europäer der Wagen aufnahm.
Man konnte dann bald nicht mehr sagen, war man,
in der Eisenbahn, schon im Abendland oder noch
in Japan.
In Yokohama kam ich an und fand eine kleine abendländische Miniaturstadt, die mit Bankhäusern,
Hotels und europäischen Hafen am Stillen Ozean stand.
Viele ins Auge fallende ausländische Dinge sind heutzutage ganz Japan verwandt; da ist das Heer von Telegraphenstangen,
Die in allen Stadtstraßen mit ungeschlachten, rohen Holzmasten die Wege einfaßten. Auch der europäische steife Hut wie ein Topf und europäische Mützen saßen auf jedem japanischen Männerkopf.
Aber sonst passen sich nur Soldaten und Studenten der abendländischen Hosensform an. Die großen Menschenmassen gehen in Japan im Norden und Süden im Seidenschlafrock durch die Gassen,
Mit dem Gurt um die Hüften. Und nur mit den Hüten mimt der Japaner die europäische Mode ohne Veracht.
Aber nie begegnete mir eine einzige japanische Dame und keine japanische Frau aus dem Volk in europäischer Tracht.
Solange die Frau, wie ihr geziemt, noch über die Schönheit ihres Nationalkleides wacht, ist ein Volk immer gut beraten und am besten bedacht.

Japanische Ringer

In der Theaterstraße von Yokohama stand eine Ringerbude, und die Menschenmasse drängte hinein von der Gasse.

Es waren nackte ringende Frauen zu schauen. Ich trat ein in das Zelt. Es war nachmittag, unter der grauen Leinwand großer Andrang

Und das Ringen bereits im vollen Gang. Um eine erhöhte Bretterbühne, eine breite, standen die Leute im Kreise von jeder Seite.

Kleine, nackte, fette Frauen kämpften schnaufend und paarweise. Die Kämpferinnen trugen nur einen Gurt um die Mitte.

Nur der Kampfrichter war in schwarze Zeremonien-tracht gekleidet und ging sacht und dicht hinter der nackten Kämpferinnen Schritte.

Das schwitzende Fett auf jedem Kämpferinnengesicht und auf den Leibmuskeln wurde von den ringenden Fäusten umpackt. Aber das Fett entglitt, und man hörte fortwährend, wie im Takt,

Das hohle Schlagen von Handflächen auf Rücken, Schenkel, Magen und von nackter Sohle den klatschenden Schritt.

Bis endlich eine ungeduldig, mit tiefem Bücken den Kopf untertauchend und zum Zustoßen brauchend, die andre umwarf auf den Rücken

Und beide sich am Boden wälzten, ähnlich zwei weißen Fettstücken, dabei vor Wut rauchend und wie Katzen pfauchend.

Ringsum stand die Kulimenge, dicht Bein an Bein, grinsend wie Masken und Fragen. Und mit Wohlgenuß sogon die Männer die Schweißluft der kämpfenden Frauen ein,

Die dort auf der Bühne, gleich Bällen aus Menschenfleisch, hoch über die Köpfe der Zuschauer schnellen. Auf Strohmattzen sitzen indessen zehn wartende Kämpferinnen am Seitenpodium, die sich bereits im Geist kämpfend messen;

Sie schauen sich blinzelnd um, wickeln ihre nackten

Rücken in weiße Wollenlaken ein, und jede raucht ihr Pfeiflein. —

Ich hörte diese pfauchenden Weiblein noch draußen in den Gassen, als ich das Zelt verlassen, lange in meinen Ohren rumoren

Und trug ihren Kampfgeruch unter meinem Nasenbein. Und ich brauchte viel kölnisch' Wasser auf mein Taschentuch, um mich von ihrer Muskel-Inbrunst zu befreien.

Hotelterrasse in Yokohama am Stillen Ozean

Auf der asphaltierten Hotelterrasse am Meer saßen die Fremden aller Nationen, wie zur Weltausstellung umher, im Smoking und weißen Abendhemden, Plaudern und trinken. Und draußen winken die Ozeandampfer mit den tausend Signalwimpeln, wie mit tausend Taschentüchern am Abendhimmel, die in allen Farben blinken.

Weil ich angekommen bald am Ende der Welt, schlägt mein Herz im bunten Reisebilderwald nicht mehr beklommen.

Es sieht das sechste und vorletzte Meer vor sich, das sich an die Hotelterrasse legt und in der Ferne Schiffe, wie wandernde weiße Europäerhäuser, auf seinem glänzenden Nacken trägt,

Das große Meer, das wie ein großer Akrobat die Schiffe wie Bälle schaukelt und wie ein Taschenspieler dem Geist Länder und Erde vorgaukelt und die Heimatstadt,

Die es hinter den letzten Wellen wie in einer großen Tasche hat.

Bist du im fremdesten Land allein und kommst an das Meer, — gleich bist du im nächsten Augenblick zu zweien.

Denn das Meer ist nie endlos leer: es reicht bis zu deiner Liebsten nach Haus, kommt es auch siebenfach daher, und sieht auch eine Welle wie die andre aus.

Das Meer ist ein Spiegel voll fernsehender Helle;

heraus schaut das Bild, das du ersehnt. Und
 kein Wald, kein Erdberg, mit grünem, braunem
 Felle, der sich dehnt,
 Rückt dich in solchem Flug von der Stelle, so wie das
 Meer, das sich an zwei Weltteile zugleich lehnt.
 Und es täuscht liebevoll zwei Getrennte, tut, als
 wäre das trennende Wasserreich bei dir und bei
 deiner Liebsten zugleich. Und du glaubst, bei
 deines Herzens Bitte wärst du schon zu Haus
 beim nächsten Schritte.
 Und mein Heimwehherz wurde beim Anblick des
 Meeres zufrieden und weich.

Der gigantische Buddha von Kamakuro

Noch mit dem letzten Schritt in Japan sah ich den
 gigantischen Buddha an in Kamakuro, — die
 größte bronzene Gestalt, die, umblaut vom Erzglanz,
 An den Ufern nahe dem Meer, vielhundert Jahre
 alt, dort sitzend in sich selber schaut und, von
 Geschlechtern zu Geschlecht bewundert, die Men-
 schen alle sterben sieht
 Und niemals selbst ergraut, als ist sie Erbe aller
 Erben.
 Es war ein emailleblauer Tag, der um den Stillen
 Dzean lag. Ich ging in Kamakuro auf sonnig
 grüner Tempelstraße hin.
 Die weiße, heilige pickende Taubenmasse vom Tem-
 pel Hashiman schloß oben auf der Tempeltreppe
 um meine Beine einen dichten Ring.
 Es war, als drängte aus dem roten Tempelschreine
 gefiedert eine gute Geisterschar, die sich vertraulich
 dicht an meine Schritte hängte.
 Beim Tempel hält der schwarze und tausend Jahre
 alte Ichobaum sein struppiges Geäst zum Licht.
 Im Grünen lief beschaulich dann mein Weg,
 Den grüne Hügelstucht und blanke Seebucht säumen,
 der endlich sich den Tempelhain des großen Buddha
 aufgesucht, nah bei dem Dzean, wo hell die Was-
 serfelder schäumen.

Geruch von Seetang und von Kirschenbäumen be-
gleiten dich im Frühlingsmorgen. Ich trete in
das Tempelgärtlein ein, wo niedere Zypressen
vielverschlungen stehn,

Als sind dem Boden finstere Figuren hier entsprun-
gen, die übern veilchenfarbenen Morgenhimmel
reichen, wie schwarzer Schrift geschwürfelte und
vielgewundene Zeichen.

Tiefer im Hain öffnet sich klein ein Rasen. Wein
über Wein geschlagen, in bläulich-silberigem Bronze-
schein, siehst du den mächtigen Buddha hockend
ragen,

Als würde er vom morgendlichen Dzeanlicht getra-
gen. Ein bronzenes Tisch mit bronzenen Blumen-
vasen und bronzenen Sonnenblumen ist vor den
Sockelstein gestellt.

Der Tisch, gleich einem Menschen hoch, scheint doch
nur wie ein Schemel klein. Der mächtige Buddha
hält still Hand bei Hand flach in dem Schoß.

Ein schöngefaltetes Gewand zeigt seine Brust im run-
den Ausschnitt nackt und bloß. Der Kopf sitzt
wohlgeformt und groß;

Sein vollgeschwungener Mund zeigt nicht zum Spre-
chen Lust; die Augen er gesenkt am Boden hält.
Er sieht nicht hin nach außen, er sieht in seinen
Schoß,

Als ob die ganze Welt von draußen tief in ihm
kreisend floß. Abweisend nicht und nicht hoch-
schauend, sitzt diese rundgegoßene Turmgestalt wie
auf sich selbst vertrauend.

Wie unter einer Perlenkappe, von Perlen regelmäßig
rund bestickt, blickt sein Gesicht unter dem Locken-
rahmen, mit einer runden Warze auf der Stirn,
ins Morgenlicht.

Vor der allmächtig eisernen Gestalt unter der Locken-
kappe wird selbst der große, blaue Meereshimmel
so unbedeutend wie aus blauer Pappe.

Die Warze auf der Stirn will tiefstes Auge sein, das
in sich selbst hinein den Weltausgang lenkt und sich
beobachtend in Ruhe senkt,

Als in den Anfang und das Ende von aller Urwelt

Dasein. Und höher als der Bäume Kranz und
einheitlich aus Erz mit blauem, sanftem Glanz,
Horch dieser Gott in alle Räume, über die Ozean-
schäume fort und zu der Morgenwolken fernstem
Ort, und übermittelt dir im Schweigen der Frie-
densweisheit einfach Wort.

Nur Frieden kann in deinem Geist vor diesem Gott-
gesicht aufsteigen. Wenn auch das Meer mit
Salzluft um sich beißt,

Kommt auch die Sonne wie ein Feuerdrachen, Blut
fordernd, stark daher, — das Schweigen nie im
Urgrund reißt.

Hinterm geschlossenen Gottheitmund die Welt in ewi-
gem Frieden kreist. Der Gott wie ein Verliebter
an dem Strande stund,

Als hält sein Blut nur fest im Aug' der Liebsten
Bild, das in ihm ruht, das sich in Leidenschaft
zu ihm gesellt. Wenn auch das Meer sich drau-
ßen lärmend stellt,

Sturzwellenflut hoch auf dein Haus hinfällt, und reißt
der Sturm ihm die vier Pfähle aus, — bist du
verliebt, die Liebe Ruh' dir gibt, und niemand
deinen Frieden dir vertreibt; wie um den Kama-
kurabuddha tief unerschütterlich die Ruhe um
dich bleibt.

Auch wenn die Sonne selber sich entleibt, auch wenn
der Erde die Vulkane funkeln und ihre Rinde
bebt, —

Dein Auge dir, wie's Gottesaug' aus dunkeln Erz,
beim Bild der Liebsten ewig friedlich lebt.

Die Glückseligkeit Insel Enoshima

Enoshima, die heilige Insel, liegt nah dem Kama-
kurabuddha. Verflucht von einem Drachen einst,
schaut sie jetzt friedlich hochauf aus dem Morgen-
meer, draußen vor der Sagami-Bucht.

Gleich einem grünen Sommerfessel steht sie im Meer-
ressausen. Dort geht des Glückes Göttin, die
schöne Benten, hell umher.

Sie schwebt auf flachen Wellen, gleichwie auf eines
Silberteppichs langen Fransen, und hält das
Glück in Silberzangen.

Sie tat sich einst dem Drachen zugesellen und liebte
sanft das Ungeheuer und küßte es auf seinen
blutigen Rachen und gab ihm offen ihre beiden
Brüste,

Bis sich die Bestie, tief betroffen, in einen Gott ver-
wandelt, weil dieses Weibes Leidenschaft von
Liebe hingerissen handelt.

Und es entweichen diesem Schuppenwurm, der sich
am Blut der Menschen wild besoffen, der uner-
hörte Blutdurst und die rohe Kraft.

Als er das Weib umarmt, erwärmt in seinem Leib
der kalte Saft. Er fühlt, daß Liebe ihm ein
Herz verschafft, und von ihm sinkt des harten
Panzers Buckelhaut;

Der Rachen schließt sich, wird ein Menschenmund,
zum frohen Lachen laut. Der Drachen wird zum
schönen, wohlgewachsenen Mann,

Der heiß nur noch ins Aug' der Göttin Bente
schaut; er wird der Göttin Glück und bleibt ihr
treu vertraut. —

Die Strandlandschaft liegt da im Morgenglimmer
mit weißer Sandbank, dunkelbraunem Tang und
grünen Tannen auf dem gelben Felsenhang.

Mit Hügeln, die im blauen Dunst tief in dem Land
verrannen, Wolken wie weiße Ballen in dem Blau
aufstauen,

Und draußen hauchen Wellen sich bei Wellen wie
hundert hohle Wannen. —

Ein Künstler einst verzweifelt, ohne Kraft hier seinen
Pinsel vor der Landschaft von sich warf, wie einer
der nicht weiterleben darf.

Seit dieses Künstlers Ohnmacht und Verzweiflung
nennen Japaner heut das Landschaftsbild: den
Ort, wo Künstler sich erkennen. —

Auch ich steh' ohne Wort am Strande. Weit fern
beim grünen Hügellande erschien, erhöht über der
Meereswelt, schneeweiß wie auf der Sehnsucht
sanft Geheiß,

Das blanke Kraterzelt des Feuerberges Fushiyama,
der hier allein das ganze Japanland, das Feuer
und den Schnee, den Himmel und das Meer
verschenkt, —

Wie eine Hand der Göttin Benten, die niemals leer,
die Glück verschwenden kann — wie nur an einen
Mann ein Weib mit Händen, Herz und Lenden.

Zwei Erdbeben in Yokohama

Draußen vor meinen Hotelfenstern erschienen tagaus,
tagein die Dzeandampfer gleich bunten Gespenstern
in den Nebelrinnen am Himmelsbogen

Und zogen wie winzige Rähne ins Leere und ließen
nach sich die dunkeln langen Linien ihrer Rauch-
strähne.

Ich bereitete mich vor auf den Weg in das sechste
der Meere. Nur noch eine Nacht stand davor;
war die verflogen, dann wurde ich wieder zu einer
Dampferfracht

Und sollte siebzehn Tage dulden müssen, daß die Die-
len unter meinen Füßen auf und nieder wogen,
daß mich morgens, mittags und abends, mich und
meine Gedanken,

Nur die Schiffsplanken und drüber der Himmel und
darunter das Wasser begrüßen. Als ich die Koffer
im Hotel am Abend schloß und sich der Schlaf
zu mir gesellte

Und ich am Bett das elektrische Licht abstellte, wußte
ich nicht, daß ich Ahnungsloser noch einen beson-
dern japanischen Abschied erleben mußte.

Nach Stunden wachte ich auf, als zerrte mich jemand
an jedem Glied. Das ganze Haus rasselte und
frachte rings um meinen Verstand,

So daß ich dachte, daß ich mich schon auf dem Meer
befand. Es wölbte sich neben meinem Bett, wie
ein lebender Körper, die Zimmerwand,

Als ob ein Sturmwind durch die geschlossenen Fen-
ster hereinrauschte und die Tapeten hohl bauschte.

Und mir in meinem Bette war, als ob ich eine
 Schlange verschluckt hätte,
 Weil mein Leib sich in Windungen hochwarf und vom
 Scheitel bis zur Sohle zuckt. „Erdbeben?“ fragte
 mein Gehirn, und das bange Blut sagte:
 „Wir müssen uns ergeben.“ Meine Füße, aufgejagt,
 springen unter die Tür, wie nach einem rettenden
 Ziele, denn ich wußte: viele Türrahmen und
 Türschwellen halten stand, stürzen Decken und
 Diele.
 Mein Gehirn ruft mir dies noch zu, mitten im
 Schrecken. Das ganze Haus wankt jetzt wie ein
 Schiff gebückt und will sich flach niederstrecken;
 Dann hebt es sich wieder wie aus einer Kniebeuge,
 die ihm geglückt. Menschenstimmen schreien aus
 allen Räumen wie unter Alpdruck und wie mitten
 aus wahnwitzigen Träumen.
 Das Haus muß sich wie ein Pferd bäumen. Die
 roten Teppiche im Zimmer und die Fußläufer in
 dem Korridor stoßen dicken Staub aus.
 Ich dachte schon, bald ließen sich alle Sterne durch
 die Zimmerdecke erblicken. Aber dann verlor sich
 das unterirdische Rollen in der Ferne.
 Als wäre mein Bett ein Drache und könnte sich gleich
 wieder rühren, so vorsichtig saß ich jetzt neben
 ihm bis zum Morgen auf der Wache
 Und konnt' zum Schlafen keinen Schlaf verspüren.
 Die Japaner, gewohnt an ihr wackelndes Land,
 sprachen am nächsten Tag so wenig vom nächst-
 lichen Beben,
 Wie von einer Fliege an der Hand; und nur die
 Europäer im Hotel taten noch im Schrecken leben.
 Ich glaubte schon danach,
 Es ist nur ein Traum gewesen und ich stand nur
 nacht wandelnd wach unter der Türe. Und ich
 ging umher und mußte bald nicht mehr, ob ich
 mir glauben durfte in dem, was ich spüre.
 Ich tat mich schon vor den Japanern schämen, daß
 sie so stark sind und keiner beim Erdbeben erwacht,
 Während ich jetzt noch alles kreuz und quer sah
 nach dieser Nacht. Ich ließ mir meine Rechnung

geben und stand eben im Treppensaale vor dem
 langen Kaffentisch, wo ich das Gold hinzahle, —
 Da betrachtet mich mit einem Male der japanische
 Kassier und ist wie eine Leiche, eine fahle; wie
 einer, den man frisch geschlachtet hatte,
 Stand er ohne Blut, totengrün, hinter der Tisch-
 platte. Ich entdeckte nicht gleich, warum mein
 Geld ihn so erschreckte. Er aber deutet bloß zur
 eichenen Zimmerdecke,
 Die sich über uns mit einem Riß groß aufreckte.
 Und der Japaner sagte blaß und tonlos: „Das
 war ein schrecklicher Erdbebenstoß, —
 Einer der gefürchtetsten, weil er senkrecht vom Boden
 hochschoss.“ Ich glaubte, ich verstehe ihn schlecht.
 Da stürzen von der Hotelterrasse zwei blasse
 Amerikaner herein.
 Sie, die aus San Franzisko vor dem Erdbeben, vor
 Wochen schon, nach Japan entflohn, riefen beide
 mit einem Ton: „Kein Erdbebenstoß in Frisko ging
 an jenem unheimlichen Morgen so ins Mark
 Wie dieser Stoß eben. Das ganze San Franzisko-
 Erdbeben war dagegen ein Zwerg bloß.“ — Ich
 stand erstaunt und wie vor mir selbst gerührt, —
 ich hatte von diesem Beben nichts gespürt;
 Denn meine Gedanken hatten mich eben schon über
 den Stillen Ozean meinem Heimweh nachgeführt.
 Ich war schon im Geist auf dem Ozeanschiff,
 Von wo mich erst die Stimme des Japaners wieder
 zurückrief.
 Wie weit von sich kann doch der Mensch fortleben
 und fühlt nicht die Erde dabei wanken. Will
 die Sehnsucht ihn nicht freigeben,
 Kann er sterben und nicht mal den Tod erleben.

Abfahrt von Yokohama

Wie auf der Heimkehr von einem großen Valle, trafen
 sich auf dem Ozeandamfer, dessen Schornsteine
 am Hafenspier rauchten, eine Herde von bekannten
 Gesichtern,

Die alle um die halbe Erde her neben mir rannten und vorbeieilten gleich Windlichtern, bald in Indien, bald in China auf Schiffen und in Eisenbahnen auftauchten.

Im dämmerigen Schiffsgang fand ich ein Liebespaar unter einer Kabinentür, von denen der Laut von Abschiedsküssen zu mir drang.

Sie haben nicht links noch rechts geschaut. Es waren der italienische Baron und die ausländische Pekinggesandtin, die einander hier verlassen müssen. —

Nach einigen Stunden beginnt des Schiffes Gewander hinaus in den Ozean, der grau in die Ferne rinnt. Und die umwölkte japanische Küste versinkt, Und mit ihr das ganze Asien gleich einem Nebelgerüste. Ich hatte bald keine Gelüste mehr, rückwärts zu schaun, und wenig Erinnerung ist mitgehinkt.

Ich ging im Geistersprung, der auf alles verzichtet, mit einem Mund voll Sehnsucht, die einen Ozean austrinkt, flink über den Stillen Ozean

Und kam im Geist im selben Augenblick, wo wir die Anker in Yokohama gelichtet, schon drüben in San Franzisko an.

Aber oft bin ich dann auf die Suche zurückgegangen und sah, gleichwie ein paar Kommas in einem Buche, meinen Leib, meine Koffer und das Schiff, die in siebzehn langen Tagen

Auf den Wellen zwischen Japan und Amerika lagen.

Auf dem Stillen Ozean

Im grauen großen Meeresteller, wo sich die Wellen mischen tagaus, tagein mit gleichem Fischen, kann nie die Dunkelheit sich ganz verwischen.

Die Sonne wirkt hier nur als Fensterluke; die Wellen mauern sich wie Stein bei Stein; das Schiff, nachschleifend schwarzer Schäume Schwanz,

Führt wie die Kellerratte einsam seinen Tanz. Und auf dem Schiff ein jeder Muße hat, mit langem Hals noch tiefer als zum Meeresgrund zu sehen.

Denn weiter noch als bis zum Himmelsrand des
Wassers dunkler Schiefer stand. Kein Schiff
begegnet dir im Stillen Ozean.

Auf Wochen hin läuft an des Dampfers Kiel des
Meeres Weile leer heran. Und auch das Menschen-
häuflein auf dem Schiff sieht sich im Riesenmeer
fast wie ein Häuflein fortgeworfener Knochen an.
Was sollen diesen vielen tausend Wassermeilen die
wenig hundert Menschenherzen, die in dem Schiffs-
bauch pochen,

Wo draußen Bänderwellen, größer noch als ganze
Länder, zwischen Erdteilen hin und wieder frochen.
Nur Albatros, Sturmadler, grau und groß, ver-
folgen tags des Schiffes Zeilen.

Und nachts sind sie verschwunden, niemals nach
Sonnenuntergang gefunden. Und jedermann fragt
sich im Schiff, ob diese Vögel in dem Mond
nachts nistend weilen.

Doch in den frühen Morgenstunden siehst du sie wieder,
wie ans Schiff im Flug gebunden. Der Schornstein-
rauch, im langen Zug gewunden,

Schleppt hinterm Schiff sich nach, gleichwie ein Aschen-
schlauch, als fallen hinter uns verbrannt die
Meerminuten und die Meersekunden.

Volk aller Herren Länder ist auf dem Deckholz laut
und stumm, bedrückt und stolz umhergerannt, als
war der kleinste Mensch Diener von einem Zweck,
der selbst ihm unbekannt.

Das Schiff ging stetig emsig fort und blieb doch stets
am gleichen Fleck. Wohl wechselt Ort um Ort im
Meer, und wie das Schiff wälzten sich Wellen fort.

Doch alles schien zugleich stets an zwei Stellen, in
wechselnder Bewegung unbeständigem Reich, und
blieb sich doch vom hellen Morgen bis an die
Mitternacht hin ewig gleich.

Raum fühlst du noch die Zeit verstreichen. Die Tage
sich wie leere, weiße, unbeschriebene Seiten gleichen.
Und auch des Schiffes weltlich Lebenszeichen, die
Stundenglocke, schlägt kaum an.

In diesem unersättlich stolzen, weiten Raum die Lüfte
kaum noch einen Schall verbreiten, als ob sie sich

nicht mehr um Zeiten drehen, nur um die Ewigkeiten, unbetreten.

Und alle Menschen hier, in diesem Reiche ohne Zeiten, im Schiffe täglich weiterreiten auf glattem Wasser-
schliffe und wissen unter sich die sonnenlose Meeres-
tiefe und über sich den Urweltraum ,

Mit seiner Ferne ohne Traum und Sinn, darin die
Sonne klein zum Sterne wird, wie nur ein Bläslein
Schaum. Doch auf dem Schiff die Menschen
nicht dicht zusammen rücken

Und sind auch nicht demütiglich, nicht wie ein Sünders-
zug, der hinzieht zu dem Jüngsten Weltgericht.
Sie, die aus allen Weltteilstücken kamen und
kaum die Namen voneinander kennen,

Sie werden nicht wie Mücken, die im Frost erlahmen.
Sie spielen fort getrost die Rollen, auch hier im
ungeheuren Meeresrahmen,

Die ihnen, von dem Schicksal ausgelost, bis in den Tod
zukamen. Und oft vermeinte ich, daß von vier
Himmelstrichen viermal die wochenlange Leere,
die sich gewaltig um das Schiff vereinte

Im unermessenen, blendendweißen Riesenmeere, —
sie mußte unterm Trieb von vier Magneten, von
Nord und Ost und Süd und West, dem Schiff
die Nägel aus den Planken reißen mit einem Hieb,
Daß nur ein Rest, gleich eines Fisches Gräten, im
schwanken Wasser kaum zu retten blieb. Aber das
Schiff ging zahm, nur mit Gedanken dicht beladen,
An seinem Lebensfaden und war wie eine Fliege, die
über dicken Rahm hinlief. Keiner im Schiff mußte
am Schreck ersticken, trotzdem doch Hoch und Tief

Und auch zurück die menschenleeren Meilen, viel-
tausendmal gedankenlos und ohne Hirn, bloß wie
ein Ballast auf der Stirn dir weilen. Aber ein
Herz saß dir im Blute tief,

Das wie des Meeres Ungestüm stark rastlos weiter-
lief, — ein Herz, das nachts auch wie das Meer
nie schlief. Und wenn der Leib im engen Schiffsb-
bett schwer zum Schlaf tat drängen,

Dann mußt' selbst keiner von dem eigenen Herzen
mehr. Und trotzdem mußt' er sich von ihm nicht

trennen, und trotzdem läuft es nachts dir noch
 bewußt,
 Denn niemals läßt es deine Brust im Leben ohne
 Leben leer. Und gleich dem Vogel Albatros ver-
 schwindet abends dein Bewußtsein dir samt der
 Gedanken klarem Troß.
 Des Nachts, gedankenlos, geht jedes Schiff groß,
 einsam durch das Meer und trägt dann eine Herde
 Unbewußter bloß, gleichwie ein Häuflein warme
 tote Erde.
 Aber des Morgens, ohne Schranken, kommen dann
 wieder alle die Gedanken den Menschen an von
 kreuz und quer, die gern die Herzen überlisten,
 Wie Sturmvogel, die nachts im Monde nisten und
 kommen tags von neuem an den Schiffstrand her.
 Dann fühlst du noch im Tageslicht, wie eine
 feine Sonde,
 Das warme Klopfen, das dir in dem Blut, gleich-
 mäßig wie ein steter Tropfen, von deiner Ewig-
 keit im Weltraum spricht. Gedanken brauchen
 wie die Glieder Ruhezeit.
 Dein Herz allein bleibt dir zu allen Stunden als
 Lebenswache Tag und Nacht bereit, — dein Herz,
 das nachts noch wach im Meere treibt,
 Das dir mit deinem Blut die roten Liebeslieder ins
 grauenvolle Leere schreibt. Und wie ein voll-
 geschriebenes Liederbuch,
 Kam auch der Dzean, gefüllt und eingehüllt vom
 Wohlgeruch der Liebe, mit seinem Herzen an
 dein Herz heran.
 Bald siehst du Liebeslust, so wie dir selbst im Spiegel,
 auch allen Dzeanwellen und Dzeanwolken an.

Dzeanfirt

Drei Tage grämte sich mit sehnsuchtsvollem Auge in
 die Weite der italienische Baron. Am vierten
 aber schon verwandelt sich der Sinne vage Klage
 in einen neuen Jubelton.
 Er weckte mich am frühen Morgen, getrieben von

der Lust der neuen Minnesorgen, und hat mir
 wunderbar beschrieben, wie lieblich die Gewalt
 der neuen Dame, ihre Gestalt und Haar,
 Die auf dem Dzeanschiff zu lieben jetzt einzig sein
 Gedanke war. Und bald sah ich sie beide voll
 Behag. Sie lag im Deckstuhl, weiß im Tropenkleide,
 Und überschien mit ihrem Lächeln den ersten blauen
 Meeresstag. Und er bog sich zu ihr herab; mit
 einem Palmenblatte sie Verstecken spielen.
 Sie ließ sich Fliegen fächeln, die es gar nicht gab,
 und ließ sich von der Meeresbrise wiegen; und
 ihre Bücher ungelesen in ihrem Schoße liegen.
 Und beide waren wie zwei Wesen, die sahn den
 Dzean an, gleich einem Park vor einem Schlosse.
 Von nirgends trat von den vier Seiten des
 Meeres Einsamkeit an sie heran;
 Weil sie in ihrer Minne gleich roten Kletterrosen bis
 an die Meeressäume verliebte Sinne breiten. Und
 beide sahen sich einander als einzige Passagiere an.
 Als machten sie allein dem Stillen Dzean das schöne
 Wetter, wenn sie lachten. Ein italienischer Konsul,
 der nah von seinem Deckstuhl auf dem Schiff den
 beiden zugeschaut,
 Versprach im Scherz, wenn man anlief den Hafen
 von Hawaii, würden sie gern von ihm getraut.
 Und er trug seine Konsulschärpe aus seinem Koffer
 ernstlich schon herbei. —
 Und sorgenlos, wie dieser Dzean im schönen Wetter,
 sah sich der ganze Reisetross in weißen Tropen-
 kleidern auf sonnigem Schiffsdeck täglich sorgenfrei.
 An einem Morgen aber war das Staunen groß;
 denn dieses Meer hat über allen Meeren Launen:
 es trat zweimal mit einem Montag zu uns her.
 Wir lebten einen Tag voraus und kriegten einen
 Montag mehr als andere Menschen sonst zu Haus.
 Man wußte kaum, wie kam man zu dem Tag in
 diesem Wasserraum,
 Wo einem nichts mehr an dem Zeitmaß lag. So
 ist es aber wohl mit allen Dingen, daß sie sich
 doppelt bringen an der Straß', wenn man sie
 halb vergaß.

Nur das, woran man unablässig denkt, das wurde niemals hier wie dieser Montag zweimal mir geschenkt, wie dieser Montag, der in Summa an achtundvierzig Stunden bei uns lag.

Ein Passagier

Neun Tage bald das Schiff im Meer hinlief, und alle Welt erschien sich alt, wie eine Festgesellschaft, die im selben Saal, immer dasselbe leierend, Neun Tage feierend sich auf einem Fleck aufhält. Zwischen zwei Pfosten auf dem Hinterdeck hing dick ein Riesenlederball. Damit der Männer Kräfte nicht verrosten, Üben sich Aller Muskeln mit Geschick. Du hörtest immer Knall um Knall klatschend von weitem schon den Lederball. Der Fäuste Ungeduld, besonders wenn sich mal der Himmel trübte, das Bogen heftiger und trotzig übte. Der Rauchsaal war von scharfen Spielern voll, Die Tag und Nacht die Karten faustdick warfen und sich in ihre Leidenschaft kopflos vernarrten, da keine Tage mit der Zeit hier sparten. Die Zeit, die wog sich nicht bedächtig mehr auf einer Wage, ging schrankenlos und nicht an Mond und Sonne angebunden hier umher. — Bei mir saß oft im Mondschein noch um zwei Uhr nachts, wenn die Matrosen schon das Deck gewaschen, die Hände in den Taschen, ein Passagier. Der redete, wie lange Bücher, aus seinem Leben dicke Bände und tat sich mir vertrauen. Sein Herz ging ihm, wie ohne Sinn, im Zwiestreit zwischen zwei geliebten Frauen. Er kam von China; denn um diesem Grauen der Doppelliebe zu entfliehn, tat er fort aus Amerika zwei Jahr nach Asien ziehn. Er ließ zurück die beiden Frauen an dem gleichen Ort. Und jede war ein Stück von seinem Lebensglück. Und beide, ohne ihm, dem Fliehenden, im Herzen zu mißtrauen,

Schauen ihm nach, gedrückt vom Trennungsleide.
 Und jede mit des Blutes Wünschen nach ihm
 blickt und glaubt, es haben ihn Geschäfte und
 nicht der Liebestummer über Meere fortgeschickt.
 Gleich wie ein Hummer festhält mit der Schere, was
 er umklemmt, so war ins Herz von diesem Mann
 die Doppelliebe eingestemmt. Und nichts dies
 Zwillingsherz in seiner Sehnsucht hemmt.
 Er kehrt jetzt heimwärts, ungeheilt, gleich jenem einen,
 der versuchte, daß er mit seinen Beinen von sei-
 nem Leib forteilt,
 Indes der Leib doch immer bei ihm weilt, mit Sanft-
 heit und mit Wut, gleich wie in aller Lebenszeit
 sein angeboren Blut.
 Und viele Abende beschwor der leidenschaftliche Er-
 zähler laut mein Ohr und sprach von diesen
 Frauen beiden, mit Bildern und dem Schildern
 seiner Leiden.
 Gleich einem scheuen Ausgestoßenen vor dem Tor,
 konnt' er sich keiner Stunde Ruhe freuen und
 reiste heim, schauernd entgegen einem neuen Höl-
 lenschlunde
 Und mit dem Munde zeitlos nur von seinem Unglück
 plaudernd. Des Meeres Riesenmuschel rauschte
 groß, indes er seinen eigenen Worten, wie in dem
 Beichtstuhl, lauschte,
 Wobei der Mond ihm sein Gesicht vertauschte; blaß
 und wie leichenblau saß er im Deckstuhl in dem
 mitternächtigen Licht, von jeder Freude arm.
 Doch sahst du ihn am Tag im Menschenschwarm, so
 hattest du vor dir ein Menschlein wie die andern,
 ganz lebensrot und schlicht.
 Und nur um Mitternacht, wenn schon das halbe
 Schiff im Schläfe lag, ging er mit sich, als wär's
 sein jüngster Tag, bleich ins Gericht.
 Er wurde wie ein klagend Ungeheuer, das aus des
 Blutes Feuer bricht. Hochragend überm Meer
 stellt' er sein Doppelherz befragend vor die Nacht,
 Wie an das hellste Licht sich tragend und, gleichwie
 Geißeln, Worte in das Fleisch sich schlagend —

bis er, erschöpft und endlich stumm, den Boxer-
lederball als Ziel sich nahm.
Von seinen beiden Fäusten Schlag auf Schlag fiel
in die Nacht, als prügelt er sein Unglück trumm
und lahm.

Meermaskerade im Stillen Ozean

Der italienische Baron kam in dem Nachtmeer stets
auf Deck, aus irgend einem Winkel hinter den
Rettungsbooten her, und täglich war sein Schritt
noch mehr beflügelt.

Und unterm Mondscheinschimmer stand er, wie glatt
vom Glanz gebügelt, und hat dem unvollkommenen
Mond von seinem Kopf, dem liebesroten, im
Übermut die Hälfte angeboten.

Und überschwenglich ganz sah er die Sterne in dem
Nachtmeer loten und lud die Passagiere ein zu
einem Maskentanz auf Deck am nächsten Voll-
mondschein;

Und seine Lippen piffen flott des Tanzes Noten.
Die Passagiere wollten alle sich im Tanz gern
dreh'n. Der Kapitän hat dann den Maskenball
auch niemandem verboten.

Und wie ein Papageienstall voll bunter Federn, so
voll von Seidenstoffen aller Länder der Speisesaal
am nächsten Tag voll närrischer Vorbereitung

Im Stillen Ozean gleich einem Vändermarkte lag.
Denn viele hatten ihre großen Koffer im Pack-
raum unten aufgeschlossen.

Und drunten saßen Herrn und Damenwelt und wühl-
ten unverdroffen, bis alle Räume sich mit den
zerknüllten Stoffen füllten. Aus Guinea Stroh
und Federn,

Aus Japan Seide, Stickereien auf chinesischem Kleide,
indische Schale, Schuhe aus bunten Federn, sie
alle lagen bergehoch am Boden in dem Speise-
saale.

Unter dem grünen Abendhimmel, als kaum das Stern-
gewimmel zu spuken anfing überm hellen Wasser-

ring, da öffnen sich Kabinenluken, und aus den
 Türen in des Schiffes Gängen
 Gucken und drängen unter Schmuckgebimmel unechte
 Hindumädchen, Geishas und Sklavinnen mit Perl-
 behängen,
 Japanerinnen, die den Fächer eifrig rühren. Und
 durch des Schiffes leuchtende Empfangsgemächer
 führen mit weißen Mänteln gefälschte Koreaner,
 Schlißäugige Chinesen und funkelnde Javaner die
 Damen sacht im Flüstern unter den Glühlicht-
 lüstern, als hätt' das Schiff die Wesen aller Zonen,
 Die um die sieben Meere wohnen, zu einem Liebes-
 feste paarweis aufgelesen und gleite jetzt mit
 üppigen Gedanken hin durch das Abenddüstern,
 mit seines Deckes hellen Planken,
 Gleich einem bunten Phönixvogel, dem alle glühen
 Federn im Abenddunkel sprühen. Die Albatros,
 die ließen im letzten Licht an diesem Abend
 Noch lange nicht des Schiffes Fahrte los. Das Schiff,
 auf dem Musik manch Tanzstück spielt zu rot und
 blau bengalischen Feuergarben, hielt selbst des
 Sturmes Bögel vom Schlaf im Mond zurück.
 Und noch der Morgenschein traf in Verbrüderung den
 Völkerschwarm, der Menschen närrische Scharen,
 um Schiffschornstein und Masten Arm in Arm,
 Als ob die bunten Nachtgespenster zu Fleisch und Blut
 geworden waren. An die Kabinentür zu mir kam
 früh schon, glücklich sehr, der italienische Baron,
 Erzählte, daß ihn wirklich dieses Mal in Honolulu
 morgen früh mit seiner Angebeteten sein italia-
 nischer Konsul vermählte.
 Und mancher tat, wie er, sein Maskeradeherz mit
 einem fecken Liebeschwur belasten, — Schwüre,
 die unterm Morgenhimmel mit dem Champagner-
 schaum zerbarsten.

Ein paar Stunden in Honolulu

Neun Tage wir die Wassermassen und Himmelsbläue als Begleiter hatten. Am Morgen vor dem zehnten Tag erschienen Schatten, nahe Inselgassen. Gleich grauem Einschlag in ein blau Gewebe zackte sich Land.

Am Himmel der Vulkane Rand sich in die Himmel steil aufpackte, — Hawaii, mit dem Konzert von Bergen, auf Morgenwolken überm Meer dastand.

Wir mußten jeder es zu jedem sagen: erstaunlich war, daß man nach den zehn Wassertagen auf Erden noch die Erde fand.

Der Tropenbrodem kam wie Brandgeruch von einem Herde bis auf das Schiff. Das Meer uns feuerblau entgegenlief. Das Wasser war wie brennend blaues Gas,

Als ob der Schiffskiel hier auf flüssigem Weltenäther saß, hinausgefahren übers Ziel. Zum Feuerfraß bereit standen die Mäuler der Vulkane hier an der Meeresstraß',

Daß man die Hölle bei dem Himmel nicht einen Augenblick vergaß. Vor einem Riesenbrocken Kraterland blieb an dem Nachmittag das Schiff hier eine Weile an der Küste hocken.

Bis man den Quarantänearzt und Hafengewache mit Signalen rief, bestaunte ich im Meer das Regenbogenwasser, das hier wie ein Getrief,

Smaragdengrün, karmoisin und blau wie Lapislazuli und silberweiß, vierfach gefärbt, am Uferstrand, als vierfach buntes Weilenband, hinlief.

Als mischte man Getränke hier aus vier Phiolen, ergossen sich vier Farbenbänke, grün unverhohlen, rosa, blau und weiß, und flossen unvermischt

Kings um die Insel hin, vierfach in farbigem Kreis vom Meere aufgetischt. Das Meer steht hier vor Honolulu gleichwie ein vierfach Gartenbeet,

Gleichwie mit hellem, grünem Weizen, mit rosa Türkenklee, mit blauem Enzian und weißem Schnee besät. Darüber, schwarzgrün, starrten Palmgebirge hoch

Und, wie gebrannter Töpfe Röte, brandbraun vulkanischer Erde Schlöte, die sind hinter dem farbigen Meeresgarten düster der Zaun.

Und aus der indigogebläuten Meereslauge, nahe der Schiffswand, dicht vor meinem Auge, steigen, farminrot, Meeresquallen aus der Tiefe, erscheinen wie die Fliegenpilze,

Steigen und fallen und gleichen Augäpfeln von einem Tollen, die feuerrot sich dir für Augenblicke aus blauem Abgrund zeigen wollen.

Ach, blutig haben hier sich einst die Augen der braunen Honolulukönigin am Meer geweint und mit ihr alle Augen ihrer Frauen, die sie im Rat um sich vereint,

Damals, als dieses Blumeneiland der Fuß der weißen Leute zum erstenmal betrat, vor denen gleich zum Gruß — wie selbst der Feuerberg, der Kilauea, niemals tat —

Das Meer mit Strömen Blut sich färben muß, mit solchen Massen, daß hier die Meeresgassen den roten Gliedern von Korallen gleichen

Und abends statt den Liedern um die Hütten, in langen Länderstrichen, Raubtiere, Menschenknochen frachend, vom Leichenschmause nicht mehr wichen.

Jetzt ist der Weiße hier zu Hause, und er erfand statt Blumenketten, die man sich einst am Morgen frisch zur Tagesreise hier um Hals und Körper statt der Kleider wand,

Dem braunen Manne, statt der Blumen, die Perlen nur vom Arbeitsschweiße und drückte ihm des Geldes tote Marke in die Hand.

Dem harmlosen, von einer Frau regierten Volke, dem unter ewig blauem Himmel der Gott in einer roten Wolke auf großen Feuerbergen täglich nahe stand,

Seit langem schon aus diesem Meer der alte Freudengott verschwand. Es geht der Gott des Arbeitsschweißes jetzt umher.

Fabrikshornstein und großer Faktorein Geschäftigkeit und langer roter Dächer Rand auf neuen, hellen Hafenuauern stand.

Ein Heer von Steinpalästen, von Ladenfenstern, Tram-
 bahnwagen steht, gleichwie ein Arbeitslager, kreuz
 und quer, als neues Honolulu aufgeschlagen;
 Und Telephon und Telegraphen tragen die Sorgen
 und Gedanken über Stadt und Meer. Und Pal-
 menwälder stehn im Hintergrunde nebenher.
 Und Palmengärten weh'n, die, auf die Berge flüch-
 tend, dem Rauch aus den Fabriken kaum ent-
 geh'n. Nur drinnen in dem Land die braunen
 Krater und die Urwaldschluchten,
 Die schicken unberührte Lüfte noch und ihrer Düste
 Urweltlieder hinunter in die vierfach farbigen
 Meeresbuchten.
 Bei Magazinen, Dach bei Dach, kreischten der Schiffe
 Warenkränen, auf Meerkolossen, die mit finstern
 Mienen, mit Rauch und Arbeit in den Hasen
 stoßen.
 Sie füllen sich mit Säcken, Körben, Kisten ihren
 Bauch und hüllen sich in Wolken gleich Vulkanen.
 Und rasten siehst du keinen.
 Sie hasten alle wie die Länderfahnen an den Masten,
 die unruhig eilig in die Meerluft tasten. Als ob
 sich Fliegen an Kadavern mästen,
 So liegen dicht die Schiffe mit den Treppentritten
 und mit gefrässigen Gestein an diesem Blumen-
 eiland, dessen Volk, in Nesten,
 Die Blumenketten, wie zu letzten Festen, auf Wagen
 jeden Morgen legt und frisch aus ihren Wäldern
 hin zum Ufer trägt. Da sitzen jeden Morgen
 Männer, Frauen im Hafen bei den Warenmaga-
 zinen,
 In langen Reihen an den schmutz'gen Wänden, um
 sich das tote Geld mit dem Verkauf von Blüten-
 ketten der Urwaldblumen zu verdienen, —
 Das Geld, von dem doch ihrer Väter Lied nichts
 singt, und das die Kinder, Männer, Frauen zum
 Sitzen hier im Hafenschmutz demütig zwingt.
 Die Tropenblumen, aufgereiht in purpurn, gelb und
 weißen Blütenketten, blitzen in hingestreckter,
 brauner Hand. Sie zeigen sie den Fremden, den
 blassen Weißen,

Die von den finstern Schiffen steigen. Die Fremden
 kaufen, schmücken sich der Sommerhüte Rand;
 und ungeschmückt der Eingeborene, über die Kup-
 fermünzen still gebückt,
 Daneben sich am Boden drückt. — Für Stunden
 und nur eine Nacht hat sich mein Dampfer, der
 die Post aus Asien hergebracht, im Honolulu-
 Hafen eingefunden.
 Dann hat er wieder sich für neue sieben Tage mit
 mir hinaus ins Meer gewunden, und alle Erde
 dann verschwunden blieb,
 Bis San Franzisko sich am Himmelsrand hinschrieb.

Die Erdbebenruinen von San Franzisko

Sechs Wochen waren erst verflossen seit jenem großen
 Beben und dem Brand.
 Wie totgetreten und wie fortgewaschen, mit riesigen,
 ausgebrannten Steingerüsten am grauen Küsten-
 land die Aschenstätten grüßten. —
 Mit Fernrohrgläsern auf des Landes Ränder schauten
 die Reisenden an Bord, vom Morgen bis zum
 Mittag, übers Schiffsgeländer.
 Sie suchten sich die Stadt, die da gelegen, und
 fanden kaum noch von der Stadt, der raschen,
 ein silbriges Gerippe aus Schlacken und aus Aschen.
 Verschwunden war der Häuser Herde auf allen
 Wegen,
 Als tat aus Blitzen hier ein Wesen die Erde von
 den Häusern sauber fegen. Lautlos und langsam
 zog mein Dampfer in den Geruch des Todes ein,
 im Junisonnenschein, im trägen.
 Weit lag nur todesstille Trift, wo sich die Zeilen
 der quadratischen Gassen, zwischen Ruinen, über
 Meilen, öd, menschenleer und leblos, ziehn.
 Darüber in der Luft voll Brandgeruch hing überall
 noch groß der Schall von einem wilden Fluch.
 Und wie die Aschen, so sind die Reisenden zer-
 stoben mit Koffern und mit Reisetaschen,
 Nachdem der Dampfer, als das einzige Schiff, sich

zu der Landung in den großen, leeren Hafen
hingeschoben. Kaum ein paar Leute trafen wir
am Kai;

Und jeder uns, mit Wigen statt mit Klagen, hier
zurief, wir seien seit den Schaudertagen das
fünfte Schiff erst, das zur Hafenmauer lief.

Ein einziger Trambahnwagen geht drinnen zwischen
Häusern, die am Boden lagen. So weit die
Welt dir vor den Augen steht, ist sie mit Stein-
ruinen, grau in grau, besät.

Rostrote Eisenträger, wie die Gedärme wild verdreht,
wie ausgerissen einem Magen, in roten Massen-
bergen rings an den grauen Wegen lagen.

Und in den Straßen ragen, zerrissen wie Papier-
kulissen, einsame Wände, dreißig Stock oft hoch,
und gleichen dunkeln Brettern, flach an den blauen
Sommerhimmel angeschlagen.

Der mächtige Hotelpalast, in dem ich Rast zu nehmen
dachte nach siebzehntägiger Reisehaft,

Ist nur ein leeres Riesenmauerwrack, von dem Gespinst
geschmolzener Balkone eingefaßt. Und statt der
Herrn und Damen, mit Schleppen und im Frack,

Ist drinnen nur die Kohle und der Schutt zu Gast.
Der Junihimmel mit der trocknen Blut stand
über rauchgeschwärzten Meilen dort mit großer
Grelle

Und ohne eine kleinste milde Wolkenzelle. Die großen
Firmenschilder, die schon rosten, großer Plakate
Bilder sprechen hoch bei des Himmels blauem Fleck
Noch von der Ruhe vor dem Schreck. Sie starrten
von den Häuserpfosten wie Traumgedanken ohne
Zweck. Ich las das Schild von einem großen
Arzt, auf den jetzt keine Kranken warten;

Die Wechselbanken standen leer, und keine Kurse
sanken, und keine Kurse stiegen mehr; die Uhren
über den Kontoren zeigten mit ihren Zeigern
noch die Stunden, da sich hier alle Waren,

Statt sich in Geld rasch zu verwandeln, in Rauch
und Flammen unsichtbar verloren. Die Reste
dieser Riesenbauten in dieser einzigen Riesenstadt,
die standen wie Gerippe großer Ungeheuer,

Dreißig und vierzig Stock hoch im Gemäuer. Auf dem geborstenen Pflaster liegen die Kassenschränke vor den Banken, wie fortgeworfner Kehricht vor den Häusertoren;

Zersprengt vom Dynamit die dicken Eisenplanken von mächtigen Tresoren; und Bogen Wertpapiere fliegen fort vor deinem Schritt, einstige Aktien und Vermögen,

Die ihren Sinn, unter dem Tritt von ein paar bebenden Sekunden, schnell verloren. Auf einem freien Platz hab' ich ein eisern Standbild, das das „Symbol der Arbeit“ dargestellt,

Noch unverseht und aufrecht vorgefunden. Ringsum die Häuser hingefallen und mancher Stadtteil platt vom Erdboden verschwunden;

Nur noch das Eisenmonument der „Arbeit“ stand da auf dem granitnen Sockel breit. Vier bronzene Arbeitsmänner, muskelstarke und halbnackte,

Und jeder haft sich hoch an einem Riesenarme von einer einzigen Hebelstange, und jeder Muskel hat noch zugepackt in heißem Arbeitsdrange.

Die vier, sie hingen in der Luft und drückten auf die Riesen-Hebelzange; und ihre Arbeit war, gleichwie im Überschwange, noch mitten in Ruinen, den zerstückten, im vollen Gange.

Als war die Arbeit hier ein Tanz von Halbverrückten, so hingen diese vier aus schwarzer Bronze an schwarzer Eisenstange bei diesen Straßenfluchten, den zerpfückten,

Und schienen mit dem finstern Hebelriesen, den sie mit letzter Kraft umschlingen, wie mit dem Arbeitsgotte selbst, hier ganz allein in dieser toten Stadt zu ringen. —

Und weiter dring' ich in die Straßen zerfallener Paläste ein, wo auf verbranntem Hügel viel rauchgeschwärzte Gärten saßen: der Milliarden prunkende Terrassen.

Fünf Tage hier die Feuer fraßen, und wie der Rest vom Glanz, vom Sport und Spiele, liegen vor manchem Gartentor zerknäulte Eisenhausen, Skelette der geschmolzenen Automobile.

Die Wagen keinen Weg mehr fanden und dann hier Feuer fingen, damals, als unterm großen Beben die Pflastersteine von der Stelle gingen Und aufgerichtet standen wie die Mauerwände. Rings in den Parks auf verkohlten Rasen liegen die goldenen Rahmenmassen der Bildergalerien ohne Bilder.

Die Leinwandmalereien haben schnell die Diener vor der Flucht, eh noch das Feuer an das Dach geschritten, mit Scheren aus den Rahmen ausgeschnitten.

Breit von dem Hügel sieht dein Auge weit und immerfort dasselbe Bild auf Meilen; nur leerer Himmel kann des Brandes Wüste mit deinem Auge einsam teilen.

Du stehst wie nach der Menschheit Ende, wie nach dem Untergang von allem Fleische dort. Und hilflos krampfen sich, wie blöde Narren, in deinen Taschen deine Hände.

Und alle Meilen, Ort bei Ort, nur in Ruinen starren, und nur des Himmels Wände, ewig blau und aufrecht, weilen

Und doch nie einen Zuspruch dir erteilen, mit keinem Mitleid diesen baren Schrecken heilen und wie ein blau versiegelt Buch im Schweigen rauh verharren. —

Stoß einen Fluch aus, Fluch dem Himmel, der hier, groß an Gier, dem heißen Raubtier überlegen! Doch horche, kannst du's noch in deinen Lippen dir verbeißen, —

Hörst du nicht dort das Tippen in der Stille, wie einer kleinen Vogelkehle Wippen? Fühlst du dein Herz im Blut von deinem Blute nippen? „Der große Brand und auch das große Beben,“ sagt klug dir dein Verstand, „der Schreck, der hier gehaust mit Wut und scheinbar ohne Zweck, Er war auch deines Herzens Wille. Das ganze Weltall ist ein Leib und Blut.

Das Weltall nichts als aller Herzen Willen, im Schreck und in der Liebe, tut.“

Eintritt in das Land der Riesen

Und ich verließ die umgestürzte Stadt, die umgerannt an „Goldner Gasse“ lag, — so ist die Meeresstraße, die ich von Westen kam, benannt. Ich hörte noch in meinen Ohren, an manchen Orten, neuen Hammerschlag und sah auch Häuser schon mit neuen Pforten und mit jungen Pfosten. — Doch reißt' ich schon am gleichen Tag davon, in Eile hinter meinem Heimwehstern nach Osten. — Dacht' ich zurück an Japans Küstensaum, an die gemessenen Tempel, an Stille und Bescheidenheit und manchen rosigen Kirschblütenbaum, Dann glaubt' ich mich vor Friskos Trümmerraum wie angekommen in dem Chaos. Als tobte in dem Land, unsichtbar an Gestalt, ein Heer von ungeschlachten Riesen, Das seine eigne Tobsucht lobte. Groß standen noch die Riesenreste schwindelnder Häuser überflüssiger Gewalt auf diesen grauen Aschenwiesen, Die alle mir im stillen anvertrauten, daß meine Augen beide leibhaftig hier ins Land der Riesen schauten. — Beim Bahndamm, wo der Zug mit mir im blauen Abend gleichwie ein langer Fisch hinschwamm, lag überall, gleichwie auf einem Riesenarbeitstisch, Quadratisch Feld bei Feld hin über Berg und Tal gestellt. Drangenbäume abgezählt wie Regimenter von Soldaten. Und Meilen über Meilen von Quadraten, gequält, symmetrisch, rechts und links vorübereilen. Wie ein Fabrikarbeiter lebte jeder Baum in Reih und Glied in einem Arbeitsraum. Und jedes riesige Drangefeld, so weit du siehst, sprach nur von Geld. Kein Dornenbusch, kein wilder, lauschiger Bruch, Kein Blümlein hatte in der Ordnung, in diesem großen Arbeitsbuch, für eine kleine Laune Zeit. Und nichts erschien gefällig hier zum Schmuck und nichts gefellig hier zum Wohlgeruch. Nur hinterm Eisenstachelzaune, da lebte, wie die

Biene von dem Fleiße, Orange abgezählt hier
 bei Orange auf langer, langer Stundenreise.
 Als hätte hier das ganze Land sein Heil im Rechnen
 und im Zählen stets gefunden, so quälten diese
 Meilen Bäume in den quadratischen Revieren
 den Menschen, den vernunftgesunden.
 Es war, als ließen sich hier ganze Königreiche, ohne
 sich vor den Augen zu genieren, wie Schiefer-
 tafeln quadratieren. — Und diese Landschaft war
 mein Reisekamerad,
 Die unterm Zahlenfluch gezählter Bäume leiden tat,
 bis sie, erlöst von Nacht, ins Dunkel trat. —
 Daß auch die Symmetrie ein Chaos werden kann
 Und in ein Chaos dein Gehirn und Herz versetzt,
 das mußte ich bis jetzt und bis hier in Amerika
 noch nie.

Auf dem Wege nach Los Angeles

Die Nacht und noch den nächsten Vormittag hab'
 ich im Pullmanwagen zugebracht. Die Landschaft
 wurde an Plantagen leer.
 Das Meer im Mondschein ging am Schienenwege
 nebenher. Am nächsten Morgen lag viel Dünen-
 wildnis kreuz und quer; Kakteen hoch mit gelben
 Blütenkerzen vor gelben, sandigen Bergen standen.
 Doch dicht vor meinen geistigen Augen fanden sich
 immer noch Franziskos graue Trümmersfelder und
 auch die abgezählten Bäume quadratischer Orangen-
 wälder.
 Erst als ich eine lange Weile im Pullmancar den
 kalifornischen schönen Damen, den weißgekleideten,
 und ihren kleinen flinken Töchtern und ihren
 kleinen wachen Söhnen zugesehn,
 Dann, fand ich, konnte erst der Morgen lachen bis
 an den Meeresrand. Der Frauen und der Kinder
 Lust war hier so heilend wie in jedem Land.
 Ich hatte, schien es mir, seit ewigen Jahren auf
 Erden nirgends Völker mehr gesehn mit zarter,
 rosiger Haut und weizenblonden Haaren.

Jetzt kam der Morgen amarantröt her und fiel auf grüne Kissen, in den Salon der Pullmanwagen, wo schöne, heimatfarbene Frauen mit ihren schönen blonden Kindern spielend lagen.

Mein Zug fuhr immer südblich nach Los Angeles, zur Stadt, genannt die „Königin der Engelscharen“, und sehr zufrieden war mein Sinn, als ob die Engel alle um mich waren.

Die Landschaft kreiselt draußen, wie aufgedreht auf Walzen. Des nahen Meeres sonnige Wellen falzen den platten Dünen sand. Und manche Welle stieg empor

Und horchte für Sekunden, gleichwie ein schillernd Muschelohr. Das Meer voll blauer Himmelsflammen stand. Es zeigte mit den Lichtern, mit tausend Fingern seiner Riesenhand

Auf all die schön blauäugigen Damen, die es durch alle Fensterrahmen halb schlafend in der frühen Morgenstunde fand.

Wir grüßten uns, das Meer und ich. Es bauscht sich, deutet in die Runde und sagte falsch, mit einer Doppelzunge in dem fischigen Munde:

„Läutet dir nicht dein Herz entzückt zu dieser Stunde, dein Herz, das stets im fernen Asien klagte, daß es nie blondes Haar, nur schwarzes sah?“

Rückt dir nicht diese Frauenschar im Pullmancar in Kleidung, Haltung, Geste, Haar ein wenig deine Liebste aus Europa nah’?

Dir ist wie einem Greis, dem von dem Haupt die Sorgenhaare fallen, alle grauen, und er darf wieder neuer Jugend trauen.

Gleichwie durch viele Alter alt geworden, so hast du müde dich gereist, müde vom Schauen fremder Trachten, müde von fremden Sitten und müde vom Betrachten fremder Frauen.

Und du vergaßest bald, daß dieses Erdenleben auf Liebe zum geliebten Leib hinweist, und daß die Welt nicht nur zum geistigen Anschmachten vor deinen Augen gleißt.

Jetzt weißt du erst, du warst sechs Meere weit, seit deine Augen heut im Morgen dir aufgehen und

wieder auf die abendländischen blonden Frauen sehen!“

So sprach verlockend draußen der Riese Morgenmeer und warf den Sonnenball in seiner Riesenhand umher. Und kalifornische Sonne loht und flackt. Mir war, als zeigt sie mir die Frauenkörper verführerisch und nackt und deutet mit den Fingern dreist auf alle Damen, die in dem Zug mit mir gereist. —

Als aber wiederum dann in Los Angeles, am Nachmittag, in hellen Scharen, die Sonne hier auf allen Straßen die vielen Damen, weißgekleidet, die Wege hat beleuchten lassen,

Fand ich fast lästig diesen lauten Frauentrost, der, während sich der Mann in Arbeit arbeitsam in das Kontor einschloß, groß zeittotschlagend auf die Straßen lärmend Lärm ausgoß.

Ich fand den Straßenlärm der ersten abendländischen, lebendigen Stadt, die ich jetzt wiedersah, herzlos. Bei himmelhohen Warenhallen mit ihren Eisenpfeilern, Spiegelgläsern, welche gigantischen Würfeln glichen aus Kristallen,

Unter dem Rennen, Tuten, Rasseln, Schallen, vor diesem ewigen Sichsputen erschien ich mir als winzig graue Maus unter den stolzen weißen Reihen Frauen allen,

Wie unter tausend weiße Kagen hingefallen, und fühlte mich nach tief asiatischer Stille noch lange nicht im Abendland zu Haus.

In der Texaswüste

Ich floh mit nächstem Zuge schon vor diesen lauten weißen Engelscharen entsezt nach Osten hin, bis meine Augen wieder in grauen Wüsten einsam waren.

Zu lang' hatt' ich im Geist mich stets am fernen Bild der Liebsten nur ergezt, jetzt hat ein großer Schrecken mich gehezt:

Vielleicht kommt nie mehr heim mit mir jetzt mein

Verstand; vielleicht hab' ich vertauscht im Reisen
 um die Erde meinen Leib
 Durch alles, was ich sah, und alles, was ich still
 belauscht! Vielleicht ist dieser Sehnsuchtsdruck
 nach meiner Liebsten nur ein Spuf
 Und ist verflogen, komm' ich heimgezogen über das
 siebente von allen Meeren? — Ach, ein Gigant,
 ein neuer, lief jetzt nebenher:
 Der Zweifel hat mir alle Knochen in meinem Leib
 verbogen. • Des Zweifels Feuer konnte ich nicht
 wehren; der Zweifel lächelnd mir Gedanken-
 ungeheuer gab.
 Er sprach: „Vielleicht gräbst du jetzt besser mit einem
 schnellen Spaten dir ein Grab und legst die Seh-
 sucht dort hinab,
 Nachdem du sie getötet wie ein Karnickel mit dem
 Taschenmesser; und leg dazu auch deinen Wander-
 stab.“ —
 „Reise nicht erst nach Haus,“ sprach laut der Riese
 Zweifel, „bleib hier und laufe meinem allbekanntem
 Riesenbruder nach, dem Dollar, dem Giganten,
 Der macht dich riesenstark und nicht, wie Liebe, mäuse-
 schwach; den Dollar nimm dir zum Verwandten.
 Die Liebe kann dich weich, der Dollar golden betten;
 sag Lebewohl der Lieb', der überspannten, und
 bleibe hier im Dollarreich!“ —
 Der Riese Zweifel mir zu Leibe rückte und schrie,
 er wolle mich erretten, indes er wütend mir das
 Herz zerdrückte.
 Und bleich saß ich und halb zerschlagen im Rauch-
 salon vom Pullmanwagen und ließ die Meilen
 grau vorüberjagen.
 Ich sah die Männer ihren Gummi kauen und gelb,
 wie mit der Farbe längst gestorbener Leute, gleich-
 gültig mit erworbener Kälte um sich schauen,
 Eiswasser zu der Mahlzeit schnell sich durch die Zähne
 spülen und, immer ohne Zeit, in riesigen Tages-
 blättern wühlen. Ich sah den größten der Giganten,
 Die Lettern der Reklame, hoch über Bretterflächen,
 wie Hexenformeln einer Ware Name vieltausend-
 mal zu Ohr und Auge sprechen.

Da war manch Wort zu sehen wie ein Fresser, das
 hielt dir die Pistole vor die Stirn und schrie dir
 in dein Hirn, daß dir's nach Stunden gelst:
 „Die Schmitts Rasiermesser sind besser als alle die
 Rasiermesser der Welt.“ Und mitten auf der
 Reise in den Eden
 Tauchen die Riesenlettern auf, wie um die ganze
 Landschaft zu verblöden, haben nicht Gnade Tag
 und Nacht. Du wirst von den Giganten der
 Reklame,
 Gleichwie von räuberischen Blendlaternen, bis auf
 die Haut und in des Blutes Kernen angeschaut.
 Und hinter ihnen steht die Dollargier,
 Der größte der Giganten hier, der Kaiser aller Mienen.
 Nur eine Frage in dem Zuge die Männer im
 Vereine schert:
 Wie viele Dollar ist der Mann auf seinem Sitzplatz
 neben ihnen wert? —
 Bergnügt sah ich die dürre Texaswüste an; im Morgen
 lag sie beinah ohne Sorgen. Sie lag versteinert
 zärtlich fast, ohne verwegene Reklamen
 Und ohne Goldbegierde, wie eine Zierde in dem
 Himmelsrahmen. Sie trug nicht Riesenlettern und
 nicht Hast und nicht Gewerbenamen.
 Sie war ein ebenes versteinert Buch. Ein Segen
 schien mir ihrer Dürre Fluch und ihrer Steine Last.
 Und Wüste draußen, Wüste drinnen in meiner zweifels-
 regen Brust haben sich unbewußt, wie gute Freunde
 und mit Schnelle, einander angepaßt.
 Doch auch die Wüste saß nicht lange still an gleicher
 Stelle; in ihrer Morgenhelle erschienen der Borax-
 lager ausgegrabene Gefälle.
 Und dürstige Arbeitsleute, in dürstiger Arbeitszelle,
 kamen mit fahlen Mienen und verschwanden.
 Denn auch die Wüste heute, sah ich ein, war schon
 der Goldgier breite Beute.
 Und überall des Dollars goldne Füße standen, die
 auch zu den entlegenen Salzen dieser entlegensten
 der Wüstenei'n hinfanden.
 Ueber dem heißen, bratenden Gestein erschienen fern
 des Berges Bernhardino schneeige, kühle Flanken

und sahen in die hitzige Wüste wie eine stete
Pein für die verschmachtenden Gelüste.
Der Berg war wie die weiße Wüste von einem Weib,
das einer stets im Herzen trug, und das doch
unerreichbar seinem Leib.
Wohl gab es Eiswasser im Zug, doch mehr noch als
der Riese Durst mein einsam Herz als Riese
nach mir schlug.

Rothhäute in der Texaswüste

Zwei Tage fort, immer nach Osten, schoß weiter-
rasend hin der Pullmanwagen durch Arizona, wo
von einstigen Riesenwäldern, die verschwunden,
groß, wie versteinete Puppen,
Blos noch die runden, kalkigen Stämme, in Massen-
gruppen grau, gleich steinigen Bergen stunden.
Als würden auch die Tage und die Wochen in
diesen Länderstrecken still zu Stein,
Lag, wie ein abgenagter bleicher Knochen, das Land
im Schrecken einer Sonne, die selber steinern über
brachen Steinen und salzigen Laken stand.
Und wieder hat das Chaos unter Sonnenkochen mit
mir gerungen. Steinleere rief mit Geisterzungen
aus Bergen, schädeltahlen, aus den baumlosen
Talen,
Die haben wie zerbrochen unter Qualen, durstig und
lebensleidend, im Lärm des Zuges laut mit mir
gesprachen. In öd' verlassenen und winzigen
Stationen liefen mit Quieken und Geschrei,
Aus erdigen, staubigen Hütten Matronen der In-
dianer an den Zug. Und jede Rothhaut trug ein
Häuflein bunten Glanz aus schlichten Glasperl-
ketten feilbietend zu dem Bahngleis herbei.
Und dieser feiste Schwarm von alten Rothhautweibern
bringt, bis die Wagenkette wieder weiterreiste,
dem Schnellzug einen heftigen Freudentanz.
Die Weiber, die hier hüpfen, tragen nur rot und
gelbe Taschentücher vier als Kleid, das sie sich
um die Schultern knüpfen.

Am dicken Kopf der schwarze Zottelbausch von bläulich-schwarzem Haar tanzt mit bei ihrem Freudenrausch. Und in dem Steinmeer, im verwunschenen Chaos-Lande

Tanzten die roten Weiber als einzige Freudengeister im Wüstensande hier umher. Die weiße Rasse lebte rings vom Reisen, und nur die weisen, stillen, roten Leute,

Um deren Nähe schwebte noch von einer toten Landesseele der letzte Funken heute, der sich auch an geringster Wüstenscholle, zwecklos und göttlich, bloß am Dasein freute.

Sie sind in diesem weiten Kontinent die einzigen Künstler hier, die dieses Land noch kennt. Sie bringen schönbemalte Krüge, Flechtwerk und Teppiche an die Station.

Und schlagen in den Wüsten bunte Märkte auf für alle Fremdenzüge. Aus bunten Wollenfäden sie in die Tuche Linien weben, die, gleich den Uranfängen, ein edlig Tier- und Pflanzenreich dir geben.

Sie sind die einzigen Menschen hier im ganzen Land, die nicht gewandt dem Gold allein nachtanzen, Die noch des Lebens Farben, Formen und Figuren, in seinen bunten Spuren, gern auf die Alltagsdinge stanzen.

Die Rothautweiber lachen mit breitem Mund noch hinterm Schnellzug her und blasen aus der Pfeife blaue Ringe.

Und leer liegt rund die Wüste, wie eine große graue Schlinge dem, der vorüberreist, —

Nur nicht dem Rothautweib. Das setzt sich glücklich still hin in den Staub zu seinem Mann, Dem es die Kupfermünze, die aus dem Schnellzug fiel, jetzt weist.

Und beide sehn sich schmunzelnd an, und beide zeigen dann,

Daß man zu zwei'n sein Glück auch in der Wüste finden kann.

Grand Canon im Colorado-Gebirge

Station Williams

Fort von Los Angeles, der Stadt der Königin der
Engelscharen, war ich zwei Tage jetzt im heißen
Eisenzuge hingefahren,

Bis ich dann ankam an der Erde größtem Abgrund,
der war so breit und tief, als ob mein Fuß dort
an dem Ende des Planeten stund. Auf viele
hunderte und hundert Meilen die Riesenschluchten
hier mit vielen tausend Abgrundkeilen

Der Erde rote Rinden tief zerteilen. Man sagt, es
leide hier die Erd' an Wunden, die nimmermehr
vernarben, nie mehr heilen und immer rotgetrocknet
offen stunden. —

Und hier droht einst dem Erdball End' und Tod.
Hier soll die Erde, diese Kugel Rot, in ihren
brachen bunten Rinden sich einst im letzten Kampfe
winden,

In Teilen auseinanderkrachen. Denn tiefer als Ge-
birge sich sonst zur Höh' aufmachen, verschwinden
hier zur Tiefe hin die Gründe, in deren Länge,
deren Breite die Augen dir erblinden.

Du kannst des Abgrunds Ende nirgends finden, es
können deine Blicke sich über dieser Spalte Riesen-
weite hinüber nur durch Luft mit Luft verbinden.

Und in der Runde, uferlos für deine Augen, deine
Hände, stehst du hier vor der Erde einstiger Todes-
stunde, stehst du vor dieser gähnenden Gebärde
oben auf grünen Waldeswiesen

Vor einem einzigen, großen, roten Abgrundriesen,
wie vor dem Totenbette deiner Erde. —

Die Cowboy-Station Williams

Oh' ich den Grand Canon erreichte, sah ich im Spät-
nachmittag Williams an, die winzige Cowboy-
Station. Und nachts erst keucht bergauf der Zug
zur Bergregion, auf eine waldbestellte Platte,
Wo ich am Morgen dann den großen Weltabgrund
dicht an dem Waldhotel zu Füßen hatte. —

Williams liegt flach, mit kaum drei langen Straßen,
hölzern auf einem Feld, das kahl und brach.
Cowboys, mit Fassbündeln an den Sätteln, er-
scheinen in der Abenddämmerung,

In Hemd und Gurt und Hose, gleichwie Geschosse
in den staubigen Wolken, auf kleinen Pferden und
reiten durch die leeren Gassen mit ihrem Freiheits-
drang in den Gebärden.

Da stehen Budenladen, in Staub und Rasenerden
wie versunken, die mit Kellamelettern prunken
und in den leeren Fenstern einladen in der
Prärien Lede

Zum Kaufe von viel eisernen Gespenstern, Auto-
mobilen, Nähmaschinen und Telephon und Schreib-
maschinen; und diese Worte wirken hier in dieser
Wüste endlosem Revier in ihrem Ton

Wie Wracks von fernstem Hafenorte. Die alten,
grünen Spiegel in den Bars und den Salons
erglänzen jetzt nach Sonnenuntergang.

Und selbst die Stars der großen Städte, die schreien
hinter dem Büfette mit Blechgewalt aus Grammo-
phonen um die Wette. Und Cowboys mischen
sich den Brandygrog an den Bartischen, an den
langen,

Und wischen sich den Bart ab an den Wangen von
jungen, fahrigem Dirnen, die sie sich im Vorüber-
gehen fangen, die, aufgepußt und abgenutzt, von
einem Barhaus in das andre sprangen.

Trugig trinkt, kaut, raucht, haut, schreit, schimpft
und speit die Cowboyschar, als ob sie mitten in
Newyork hier war. Und war doch, von der
Welt weit abgeschnitten und verschlagen,

Nur eine kleine Gilde, auf ihren Kleppern dürftig
nur beritten, im fargen Steingefilde. Und weil
sie alle hier nur für ihr eigen Leben, nur ganz
allein für sich,

Für niemand als für sich, im öden Land hier waren,
so müssen sie sich atemlos das Leben in die Ohren
schrein und haben nichts sich als Geschrei zu
sagen.

Denn ihrer Lebenszeit, in diesen Prärien der Einsam-

feit, gilt nur der Trug als höchster Puz; und ihre Herzen leerer jagen als Bracks, die niemals heim mehr finden, in Wildnisse verschlagen.

Am Weltabgrund

Am nächsten Morgen steh' ich oben am Grand Canon,
im braunen Holzhotel, drinnen die Halle, voller
Büffelköpfe, bei mächtigen Kaminen hockt,

Behaglich ausgeschmückt mit Jagdschloßlaunen, und
gern als Gäste Milliardäre lockt. Im Garten
stehen neugepflanzte Bäume, die, ohne Schatten,
noch auf Laub und Breite warten.

Vom Hause fort, hinter dem letzten Baum kaum hun-
dert Schritt, trittst du an einen meilenlangen
Raum, der, dir zu Füßen, dich erschreckt verwun-
dert. Du siehst nur eine Tiefe ohne Ende, und
drinnen, wie entzündet von farbigen Flammen
ohne Fesseln,

Stauen sich Felsenbuchten in Erden Schlünden und
Erdfesseln, gleich hunderttausend roten, blauen,
grünen, grauen, weißen, gelben gigantischen Kie-
senschesseln.

Sie steigen aus dem bodenlosen Raum und schweben
auf der blau und violetten Tiefe, als wären sie
der Platz für alle Unterwelten.

Als ob die Höllenfürsten und alle Engelscharen sich
hier die Sessel für den jüngsten Tag hinstellten,
so dehnen sich Millionen von Arenen

Und ründen sich mit feuerfarbenen Thronen. Es ist
ein riesig rosiges Gebirge dort unten in den un-
bekannten Gründen. Die Höhen aber ragen nicht
herauf.

Glatt an der Kugelfläche dieser Erde enden, in einer
Linie, alle platt. Es ist, als hat man hier auf
Meilen, ins Innere der Erde, die mächtigsten
Gebirge eingerissen,

Und drinnen tief sieht man nicht mehr die Wurzeln
von jenen unergründlich tiefen Keilen. Die Ferne
fort in einen violetten Nebel lief.

Und niemand rief über den Weltabgrund jemals ein Wort. Kein Ruf aus einem Mund, kein Schall erreicht den unsichtbaren Jenseitsort hinter dem Nebeltuch im leeren All. —

Jede Arena, die du eingebuchtet unten siehst, ist stundenweit und wie ein Muschelohr gewunden.

Und tagelang und tagetief sind diese Windungen, die runden; und wie in einem Irrgang, und ohne daß du dir ein Ende in diesem Chaos in der Tiefe dort gefunden,

Hältst du die beiden Hände vor die Augen, erschrocken, wirr. Du siehst die Blutfarbe von deinen Fleischgeweben auch in dem Abgrund in der tiefsten Erdennarbe leben.

Vom dunkelsten Karbon bis tief hinab zu dem archaischen Gneis liegt hier die Bläue toter Adern, zerschnitten wie der Erde treue Pulse,

Als hätten sie hier langes Hadern und hätten hier entsetzten Kampf gelitten. Und mitten in den Tälern, den zerfetzten, liegt hier die Wunde, wie ein Welttheater,

Der Neugier in der Runde offen. Du findest nirgends hier von diesem Schauspiel je das Ende.

Du kannst die Gegenstände drunten nicht erkennen, Die Meilenzahlen, die die Felsensessel drunten trennen, nicht mehr nennen. Ich sah tief unter mir ein weiß Papier, nicht größer als ein Zeitungsblatt;

Das aber war ein riesiges Hotel auf einer Felsenstufe in den Schlünden; und was ich sah, war nur das Dach im Felsgewirr,

Das lag wie ein Papier so klein und flach im halben Abgrund unter mir.

Es war, als hätt' sich hier ein zackiger Planet einst wie ein ungeheuer Rad in das Erdinnere hineingedreht; und nun blieb ewig, wie gefärbt vom Feuer zweier Leidenschaften,

Durch die Millionen Jahre fortgeerbt, die Wunde rot und aufgebrochen in unserer Erde siebenfarbig haften.

Und hier wird einst die Todesstunde, hier einst der

Jüngste Tag der Erdenwelt, wenn sie zerfällt unter
 den Todeshieben, hier dieser Stelle zugeschrieben.
 Hier an der Waldesschwelle, wo ich stand, und die
 sich „glänzend Engellager“ nennt, sagt man, fah-
 ren Erzväter und Erzengel dann auf ihre Sessel
 hin in heiligen Scharen.
 Und in der Tiefe in den Schlünden, wo sich pech-
 schwärzlich die Gesteine ründen, erstehen die Ge-
 beine aller Sterblichen, die fortgegangen, um den
 Tod in seiner Tiefe zu ergründen,
 Und die sich dann von neuem hin zum Leben sehnen.
 Und in den tausend purpurnen Arenen, auf blau
 und violetten und weiß und rosigen und gelben
 Felsensesseln sitzen, der Todesfesseln bar,
 Dort Schar bei Schar paarweis die Glücklichen, die
 sich zum Lichte wieder retten und sehen an ihr
 Sehnen, allein dann in der Liebe klar.
 So geht die Sage von dem Weltgericht, die hier am
 Abgrund groß andächtig und gesprächig spricht. —
 Ich ließ die Luft des warmen Kiefernstandes, der
 fühlen Waldbergeichen, von Moos und Matten
 und der bleichen Birken Duft
 Um mich und meinen Schatten an dem Waldweg
 streichen und fühlte überall bei Harz und Rinden,
 als könnt' ich hier den ersten Lufttrunk aus mei-
 ner Heimat wiederfinden.
 Und dicht schien mir die Heimat durch die Luft ge-
 naht, trotzdem mich noch ein letztes, großes, sie-
 bent' Meer, leer, von der Liebsten trennen tat.
 Nichts scherte mich der rote Höllenabgrund, der wild-
 gerippte Kreuz und quer; es ging die Waldbien'
 honigsuchend, und Sommerwärme nebenher.
 Lag auch die Erde aufgerissen mit rot und blauem
 Felsgedärme, und hielten dort im Engellager
 Erzväter heute schon Gericht
 Über der Menschheit gut und schlecht Gewicht, mir
 war es recht. Mich quälte nicht die Tiefe jener
 Schlünde, die hier noch keiner zählte, und denen
 jeder Boden fehlte.
 Die Füße stießen mir nicht hier an aller Erde Ende.

Ich sah die Felsenwände nicht zerrissen. Ich sah
 sie nur wie einen Haufen rosiger Seidentkissen,
 Die drunten durcheinander und rund umhergeschmissen.
 Ich sah nicht Höllenschlöte, sah nur die Abgrund-
 farbe wie zweier Menschen herzerblühte und tief-
 verliebte Röte;
 Und nirgends sah ich Todesnöte und nirgends wild-
 zerschliffen Erdenmunden. Mir war, als hätt' ich
 hier für meine alte Sehnsucht endlich ein offen
 Hochzeitsbett am Ende dieser Welt gefunden.

Sieben Schaukelstühle

Unter der Mittagsonne brännte rot, unauslöschlich in
 dem siebenfarbigen Feuerton, der Grand Canon.
 Ich ging zurück im Waldstück, das sich das „glän-
 zende Gezelt der Engel“ nannte.
 Und ich erkannte, daß ein Name in der Welt oft
 mehr enthält, als uns beim ersten Hinschaun in
 die Augen fällt.
 Die schwersten Reifestunden lagen hinter mir, das
 durfte ich laut sagen; und überall, wohin ich jetzt
 geschaut, sah ich die Welt, auch wenn sie Schlucht
 und Felsen mir in meine Wege stellt,
 Glänzend wie ein Gezelt der Engel ragen. — Ich
 habe die Veranda im Hotel El-Zovar aufgesucht,
 die lag im Morgenstundenmeer
 Mit Schatten kühl und nah dem Waldgewühl und
 war noch leer. Nur große sieben Schaukelstühle
 hatten im Luftzug Kurzweil dort.
 Der Morgenwind kam her und rührte bald den einen,
 bald den andern an, und ich kam auch heran und
 setzte mich hinzu, und mit mir sahen in den Wald
 Die andern sechs der Stühle. Und wir begannen
 alle schaukelnd ein Wiegen und ein Wandern. „Es
 schaukeln jetzt daneben sechs Engel jener Meere,
 Die hinter dir schon liegen,“ sprach ich still glücklich
 vor mich in die Leere, „und mit dem siebenten
 mußt du nicht weit mehr fliegen.“ Da meckern
 höhnisch plötzlich aus dem waldigen Garten

Berg-Ziegen, die im Sand dort scharren. Und meine
 Augen starrten auf ein Indianerhaus, das machte
 mich jetzt völlig wach, als lachte es mich aus mit
 Dach und Wand. Meerweit war ich noch fern
 von meiner Liebsten Land!
 Wohl sind sechs Meere hinter mir geblieben, doch
 ach, wie viele Meereswellen trieben noch Schaber-
 nack, gleich diesem Ziegenpack vor mir,
 Die sich die Stirnen stoßend rieben. — Die Heimat
 lag noch fern im grauen Sack. „Nein,“ sagte
 ich mir dann, „auf sieben Stühlen hier
 sitzen nicht Engel überwundener Meere nah bei mir.
 Mein Herz, es dreht sich zwischen Lust und Schmerz-
 gefühlen.
 Ich glaube, daß jetzt hier um mich, weil ich so sehr
 verzagte, der siebenfache Geist von sieben Städten
 der Indianer, die man in der Provinz die ‚sieben
 Sterbenden‘ jetzt heißt,
 An meiner Ruhe nagte. Die sieben Städte liegen
 nahe hier, im Bergrevier, und ihre müde Seelen-
 welt um meine kreist.“ — So sagte ich zu mir.
 Ich habe mich auf meine festen Füße vom Schaukel-
 stuhle wieder aufgerichtet und sah mich bald er-
 haben, bald vernichtet, bei Engeln und bei Ster-
 benden, am Ende aller Welt,
 Zwischen die Wollust und den Schauer gleichwie an
 einen Scheideweg gestellt, und mußte bald Ge-
 plauder und bald Erschrecken fühlen, —
 Sogar bei sieben leeren Schaukelstühlen.

Des Montezuma Schloß

Ich trat in das Indianerhaus; dort in den höhlen-
 artigen Zimmern stellten Indianer ihre Waren
 aus. Da hockten einige am Boden an den Webe-
 stühlen,
 Und andre knüpften dicke Teppiche und sangen mono-
 tone Lieder, die ihnen kaum halblaut aus ihren
 Zähnen schlüpfen. Und keiner hat aus seinem
 Liede aufgeschaut.

Die Zimmerwände waren aus gestampftem rotem Lehm
 und mit den Teppichen, in blau und grauen
 Scharen, breit verhangen;
 Und an gequerten Stangen, dicht an der Zimmer-
 decke, glänzten gebauchte Krüge, Körbe, Töpfe,
 die mit grellgelben, schwarzen, roten Zickzacklinien
 im Dämmerlicht in deine Augen sprangen.
 Nach einer Weile bin ich wieder aus diesem Urwelt-
 haus hinausgegangen. Da lagen immer noch der
 Engel rosenrote Zelte bei Gezelt im Weltabgrunde
 aufgeschlagen.
 Nicht eines fehlte, doch mir war, als hätte mich der
 kurze Blick in das Indianerhaus für Tausende
 von Jahren weit zurückgetragen,
 Als ob der Ort gleich einem Zaub'rer handelte und
 mich in einen andern Leib verwandelte. Ich fühlte
 dieser sterbenden Indianerleute dumpf Geschick,
 Die untergingen, weil sie nicht den angeborenen
 Blutblick stillen konnten und jetzt an Webestühlen
 in den Hütten wohnten und waren sonst wie
 Ragen wild gewesen
 Und wußten in dem Gräsertau die Fußspur eines
 Feinds im Morgengrau zu lesen. Sie saßen
 heute noch mit ihrem Haar schwarzblau,
 Als ob es blank aus Adlerflügeln war, prachtvoll zur
 Schau, verdurstend ohne Blut und ohne Beute,
 gleich einer Bergforellenschar,
 Die ohne Quellenwasser war; gleichwie im Stalle,
 eingeschlossen ohne Jagd, verschlafen eine Hundes-
 meute. — Auf halbem Weg, im Abgrundschacht,
 Zeigten mir dort Indianerleute ein Höhlenhaus, das
 in die Felsenwand gemauert stand, das nannte
 noch des Volkes Mund des Montezuma Schloß.
 Da, wo der Koloradostrom im Zickzack hin am Grunde
 floß, dort lag es wie ein graues Maskenangesicht,
 im Schlund beleuchtet von dem felsenroten Ab-
 grundlicht,
 Als ob es dort in ewiger Mitternacht am Rand von
 einem roten Feuer stand. Der Grand Kanon
 lag, wie des Montezuma Kron' gezackt,
 Tief in das Erdeninnere verbissen. Nahm man auch

einst dem letzten König der Indianer all sein Land, die Krone hat ihm keiner noch entrisfen. Und wieder, ohne Widerstand, war ich der Trauer in dem Lande hier verwandt, die, wie in ewiger Dauer, als „der Gigant des Todeschauer“ über den Rotgesichtern der Indianer stand.

Brücke über den Diabolo Kanon

Fortschob mit mir, durch Haufen weißen Arizona-sand, der Eisenzug mit Schnaufen. Er überschritt am Nachmittag das stählerne Gespinnst von einer Brücke,

Die, wie ein Seil, auf dünnen, himmelhohen Eisenstelzen über den Teufelskanon lag, so dünn, als könnt' sie in der Sonne schmelzen,

Als wälzen sich des Zuges schwere Eisenwagen nur auf zwei schwarzen, dünnen Haaren hoch in der Luft über dem steinigen Tale;

Und drunten lag im Felsensaale ein Steinmeer, fahl im Tag, graslos und blendend weiß, als wär' ein jeder Stein dort unten von einem Menschen eine Schädelchale.

Und frachte diese Brücke einmal ein, die gleichwie ein Gestell aus Nadeln zitterte, dann machte man den Todesprung, fiel hundert Meter in die Luft hinein,

Und drunten dann zersplitterte zu Stücklein und Atomen dir dein Herz am Stein. — Doch nein, dir übrig blieb ja immer noch der Sehnsucht, ach, gigantischer Schmerz,

Groß wie ein Geist allein, der große Fernen witterte. Von allen den Giganten, zu denen sich hier in Amerika die Leute laut bekannten,

Nannten mich nur der Sehnsucht Riesen als ihres Lebens Kameraden, sie, die jetzt meinen Eisenzug wie einen dünnen, schwarzen Faden über die Nadelbrücke vorwärtsstießen,

Die Sehnsuchtsriesen, welche Dampf ausbliesen aus zwei Lokomobilen, aus den Ventilen und den

Schlößen und unter Pfeifen und Gestampf mich
vorwärts weiterriß, blind mit den Abendröten.
Hier drunten in dem Teufelsrachen ist mancher Kampf
und Greul gewesen. Blutdürstig manche Reiter-
schar der furchtbarsten Indianer, der Apachen,
Wegelnd mit Kriegsgeheul hier einstens bei der Ar-
beit war, beim Niedermachen und Skalpieren.
Und mit der Feinde blutigem Skalp-Haar an
dem Gürtel

Sah ich die Reiter galoppieren; in Knäulen wild
gedrängt, verhängt die Pferdezügel, sind sie durch
meine Träume hingesprengt unter der Brücke in
den Talen,

Als sich vom Zug des Dampfes Wolkenschatten drun-
ten, rötlich im fahlen Steinmeer, rauchend malen.

Im Koloradoland

Zwei Tage und zwei Nächte, ohne Unterlaß, flogen
die Ddeneien vorbei an meiner Eisenstraß'. In
Morgen, Mittag und in Nacht hinein
lagen aus knochen grauem Stein, zerbröckelt und vom
Sand umschlungen, die ungeheuren Wälder der
Versteinerungen.

Die steingewordnen Vorweltbäume stießen sich, Stein
an Stein, in graue, brandige Sonnenräume. Und
also stand ein anderer Gigant,

Die Steinwelt, riesenhaft, bei mir in diesem Riesen-
land. Der neue Riese war von dürrer, starrer
Kraft, und keines seiner Glieder schnell verschwand.

Sie lagen ausgestreckt, grau, ohne Saft, vom Mor-
gen bis zum Abend hart zur Schau, als blieb der
Eisenzug stets an der gleichen Stell' und starrt,
Trotzdem das Stahlrad und die Schiene kracht und
knarrt. Mit Andacht in der Miene standen an
seltenen Stationen Navajo-Indianer, Männer
und Frauen;

Und jeder ließ ganz zahm den prozigen Federbusch
beschauen, der, wie zum Trug auf Kopf und Rück-
ten hingestellt, ihn sehr erlaucht erscheinen ließ.

Die Adlerfedern waren mit den Spitzen in gelb und grün und rote Tinten eingetaucht; kriegslustig sie vom Nacken bis zur Ferse, senkrecht gleich einem Hahnenkamme, sitzen.

Aber die Augen den Indianern unfriegerisch darunter blitzen. In ihren gelbgegerbten Lederröcken mit rot und blauen langen Fransen, in weiten Lederhosen, und um die Schultern Gläserketten

Und eckigen Metallbehang, den sie aus Silber stanzen, erschienen an dem Bahnsteig die Indianer wie Lämmer, die sich stellen,

Als wollen sie gern Löwen sein in umgehängten Löwenfellen. Die Frauen ihre tintenschwarzen Haare wie Riesenpilze an den Schläfen, vom Kopf abstehend, seitwärts bauen,

So daß dies Wülste, groß wie schwarze Käber, waren; als kam ein jedes Weib mit den zwei Käbern an dem Kopf, gleich einem Karren, durch die Luft gefahren.

Doch alle mild und sanft wie Tauben starren. Des Abends kam ich mitten durch ein Dorf mit meinem Zug gerollt. Die Abendluft war wie von Hitze braun und taub,

Und graue Häuser standen da wie Haufen Staub. Die Menschen sind auf hohen Leitern in ihre Häuser außen hochgeschritten und standen, wie Akantusblätter ausgeschnitten, auf ihrem platten Häuserdach.

Die Häuser fensterlos und flach, wie irdene Würfel, mitten in Staub und Stille. Und jedem Schritt um dieses Wüstendorf ging noch die Spur im Sande nach;

Und alles stand wie Sand so schwach, und wie von einem Sterbenden der Wille. Und über einen toten Lavaström wie über einen Steinrom in der Wüste setzte

Der Eisenzug, der abgehetzte. Im sandigen Koloradoland der Tafelberg, der blinde, der verzauberte, am Weg im Wüstenlicht erschien.

Rahl wie ein magerer Mumientopf war sein Gesicht. Er wechselte und wurde wie ein Aschentopf, und wechselte und wurde dann ein Riesenfuß,

Darauf der Riese Durst und Einsamkeitsgenuß mit einem Bein nur stand. Das andere Bein hat niemand noch gesehen, niemand es fand.
Man sagt, es war ihm selber unsichtbar und fußte, weit und fern, im reichsten und im schönsten wein-
getränkten Land.

In den Rocky Mountains

Hinter Albuquerque und Santa Fé erschienen die Rocky Mountains wie Landkarten an den Himmel gerissen.

Bergwände, die keine Spuren von Sagen, von vergangenen Menschentagen den Menschengedanken als Bild überließen.

Immer vorwärts von Eisen und Dampf durch Steine getragen, war ich in die leblose Maske einer Steinwelt verschlagen, wo Einsamkeiten an Einsamkeiten stießen.

Lebendig an dir ist da nur dein Magen, der ist ohne Geist allein weitergereist. Du mußt dich beinah hier fragen, warum brauchst du Koffer, warum sollst du Kleider tragen,

Wenn die Einsamkeiten um dich nach nichts als nach Steinen und Einsamkeiten fragen. Es ist, als ob aller Lebenssinn entgleist,

Und du wirst nur, wie der Kohlenkasten in der Lokomotive, im Vorüberjagen an den Bahnhofbüfettis morgens, mittags und abends rasch abgesselt.

Du giltst in der Einsamkeit umher nicht mehr als ein Gaul am Futtertrog. Wenn die Nacht als Riesin bei den Prärieriesen einzog, haben die Steinechos um den Eisenzug im Flug doppelt laut gekracht.

Der Negerdiener im Pullmanwagen hat dann die grünen Sofas zu weißen Betten umgeschlagen und hat aus dem Salon einen Schlaftaal gemacht.

Die Reisenden krochen hinter die blauen Gardinen in ihre Bettkabinen, und die Schienen haben weitergesprochen wild und laut,

Und jede Eisenachse hat wie ein Hammer auf einen Meißel gehaut. Und der Riese Lärm hat in die Nacht gelacht, wie einer, der sich vor dem Riesen Einsamkeit Mut macht.

Die Stadt Denver

An einem Morgen von der Stadt Denver das schwarze Bahnhofsfeld auftaucht, mit seinen hageren Schornsteinen, seinen Lokomotivenremisen, Seinen Kohlenlagern, gleich einem Kohlenriesen, der aus Nase und Mund zugleich rauchte. Hunderte Schloten bliesen die Sonne schwarz an in der frühesten Morgenstund'.

Erschreckendes Gehämmer und Gedröhne, schwingendes Eisen- und Stahlgestöhne tobte dort auf dem Erdrund.

In der heißen Junisonne brannten den Schienengeleisen die Stahlsehn. Die Riesenretorten der Gasfabriken und Eisendächer schicken Blitze, gleich Brenngläsern, nach allen Orten.

Die Luft muß sich von diesen eisernen Sonnen überhizen, der frühe Morgen verdorren im Ruß, und alle Waggon des Zuges müssen Ölfarbe schwitzen.

Als fliegen die Eisenzüge den Hizen nach, jagen sie hin und her, kreuz und quer mit den fliegenden Wagenkästen, die voll Menschen angestaut sitzen. Menschen, die unter der Kohle verstauben, und die sich frei glauben und doch nichts als Futter sind, um die Riesenstädte zu mästen.

Jeder ist, wie eine Schraubenmutter, genietet an eine der Riesenmaschinen, an die Kraftmaschinen des Handels, an die Maschinen der Kriegskunst oder an die Maschinen der Wissenschaft,

Denen sie ihr Leben lang dienen. Und nicht dem Menschen ist hier Freiheit gegeben; die Ungeheuer der Maschinenwelt sind wie Menschenfresser hingestellt, Und jede brausende Maschine, gleich den Eisenmolschen, Tausende Menschenleben in den Zähnen hält. Ich sah diesen Stahlriesen der Lokomotiven nach,

Die sich, wie toll, in Freiheit dehnen. Sie stampfen
 die Morgensonne wie billiges Stanniol blaß und
 breit, und ihre Dämpfe wallen. Und ich sah Koh-
 lenberge und Kohlenabgründe gähnen,
 Schwarze Fabrikhallen voll Eisenwalzen, und hörte
 Eisenräder schallen. Und ich sah auf zu den Eisen-
 krähnen, die die Warenballen in die Luft trallen.
 Die Dampfsirene pfeift, die zur Arbeit ruft wie ein
 Sklavenhalter, der zur saufenden Nilpferdpeitsche
 greift. Und die Sonnenstrahlen brannten um die
 schwarze Riesengebärde dieser Bahnhofsgiganten,
 Als ob auch sie vor Arbeitshize keine Ruhe kannten.
 Ich trat in die Stadt, welche die Häuser und
 Straßen stattlich und glatt und hoch hat,
 Als war jedes Haus ein Kassenschrank, darin die
 Dollars die Menschen fraßen. Müde, matt und
 krank machten mich Steinquadrat um Quadrat,
 Straßenblock um Block, Stockwerk über Stock, daß
 meine Gedanken lieber zurück an die roten Ab-
 gründe am Weltende dachten.
 Denn nur die Todesstunde allein machte hier frei und
 frank. Jeder Mensch aber war hier sein Leben
 lang der Sklave von jedem Straßenstein.
 Ein Riesenhotel schluckte mich ein. Siebzehn Stock
 hoch war die Halle vom Treppenhaus, war wie
 ein Börsensaal, denn die Geschäftsleute feilschten
 drinnen in Unzahl
 Und liefen hinein und hinaus. Am Nachmittag, als
 ich mich durch die Straßen schlug, traf ich einen
 Zirkusumzug.
 Mit Schneckenketten geschmückte Indier auf Kamelen
 und Elefanten saßen; Chinesen und Japaner, die
 leise auftraten; Zebras und Giraffen.
 Die Stadtleute kamen zu gaffen. Mir schien, als
 wäre der Zirkus, mit roten und gelben Lappen,
 mit Gold- und Silberüberfluß, mit Kronen aus
 Silberpapier und Pappen,
 Ein Ausschuß, aufgelesen aus meinem Reisegehirn,
 gewesen, als hätte das gefüllte Zirkuszelt hinter
 meiner Stirn gelebt als Gedankenwelt.
 Und mir wurden meine asiatischen Bilder hier auf

das amerikanische Asphaltpflaster hingestellt, als wenn einer der Riesen sie mir zum Vergleich hinhält und sagt:

„Was will denn die kindische Buntheit und das Lappenspiel gegen den Eisenernst, den du hier lernst.

Die Farben sind ein Zuviel in der Welt,

Wenn der Dollar zum täglichen Brot uns fehlt.“ Aber mein Auge wendet sich ab, gequält von dem Geschäftsriesen, der mir seine Weisheit hinhält.

Und mein Auge fällt in ein Schaufenster, da sitzen, wie des Landes freundlichste Gespenster, Holzkrüge, welche die Indianer schnitzen, Korbgeflechte und Teppiche, schön geschmückt,

Gearbeitet von Indianern in Not und auch um tägliches Brot, aber von Bescheidenheit, Traulichkeit, Frieden, Freundlichkeit und Farben beglückt.

Rot und grün, gelb und blau, sind Linien aufgedrückt, welche in Bildern die Pflanzen und Tiere und Menschen schildern. Und ich sage als Zwerg dem Straßenriesen:

„Amerikanische Städte sind aus Sorgen ein Riesenberg, wo die Geschäftsriesen von jeher jedem Herzschnrei einen Dollarbeutel als Knebel in den Mund stießen.“ —

Am nächsten Tag traf ich den Sonntag wieder, den ich viele Monate vergessen in den fernen, friedlichen asiatischen Ländern, wo nie ein Sonntag gewesen.

Abgemessen und totstill war die Denver-Stadt, als lagen plötzlich Stein, Eisen und Dampf in einem vierundzwanzigstündigem Starrkrampf.

Ich trat in eine Kirche ein und wußte kaum: wer war im Raum der Mann dort an dem Kreuz, der, von Wunden gräßlich entstellt, die Augen aller entgeistert

Zu seiner qualenden Nichtstätte hin wachhält? — Statt eines sanften, goldenen Buddha auf einem Lotosthron sah ich unter einer Dornenkron' den ohnmächtigen Gottessohn.

Und ich hörte Choräle und Orgelton, wie Dinge aus einer Sagenzeit, als war das Christentum ein veraltet Lied hinter sieben Meeren der Vergessenheit.

Und ich verlasse gleich einem Heiden das Kirchenhaus,
denn ich fühlte: Kein Gott reißt dem Verliebten
die Liebesnot aus.

Denn die Geliebte allein ist Herrscher über Leben
und Tod. Die Geliebte allein mir Frieden gibt.
Was weiß denn von Frieden Gottes Sohn! Er
hat ja nie ein Weib geliebt.

Und durch die Spalte der Kirchentür meine Seh-
sucht, die süße und alte, mir meine Füße wieder
froh zur Straße hinschiebt.

Der Lärmeremit und der letzte Koloradobüffel

Im Bahnhofgelände von Denver zeigten die Hände
der Mitreisenden hinaus auf einen Mast, der
stand mitten in der eisernen Unrast zwischen Schie-
nen, Kohlenlagern, Lokomotiven.

Dieser Mast sollte einem Eremiten als Aufenthalt
dienen. Oben auf dem Mast war eine Plattform,
darauf aus Brettern ein Kasten saß, der kaum
einige Schritte maß.

In diesem Häuschen lebte ein Mann auf der Mast-
spitze. Eine lange Leiter führte zu seinem Ere-
mitensitze. Um ihn lärmten unten die Eisenzüge,
Wärmten die Sonnenstrahlen die Kohlenlager und
Schlackenhaufen. Und mitten in der Arbeitshize,
im Schienenleben, im Erbeben der Eisenhämmer
der Fabriken

Saß beschaulich der alte Eremit, mit dem Frieden
und der Ruhe vertraulich, oben auf dem Mast,
der in die Rauchwolken tauchte.

Und der Alte lehnte in seinem Häuslein jahrein, jahr-
aus, und nur daran, daß sein Tabakpfeiflein droben
rauchte, wußte man, er war immer noch in seiner
Einsamkeit

Mitten im Bahnhofslärm zu Haus. Wie dieser Eremit
mitten im Lärmen, so lebte mein Herz hier in
Amerika einsam auf Schritt und Tritt mit Här-
men. —

Als ich am Sonntagnachmittag, draußen vor Denver,

meinen Weg durch einen sonnenverbrannten Stadtpark nahm, kam ich über die Wiesen zu einem Gitter,

Dahinter, in engen Klausen, rannten stark und fast zahm am Gitter entlang mit Geschnüffel die letzten paar Koloradobüffel.

Der braune, zottige Stier war schier wie ein brauner wandelnder Erdbrocken, und ich stand lange im Anschauen im Graspark am Zaun

Und dachte: Dieser Präriegigant muß untergehen und läßt sich heute nur noch als Schaustück, wie der Eremit, besehen.

Denn nur der Arbeitsklave darf hier in diesem Land der Freiheit frei bestehen. Die Freiheit aber selber mußte mit Büffeln und Indianern untergehen.

Im Garten der Götter

Noch am Abend rollten mich Eisenbahnräder weiter ins Land, nach Kolorado Springs, wo der rote „Göttergarten“ am Fuße des schneeweißen Pikes Peak stand.

In der Nacht in dem Badehotel ich kaum einschlief, denn tief die Begierde nach dem „Garten der Götter“ mich immer neu wachrief.

Eine große Welt von Reisenden schon frühmorgens um die heißen Quellen des Badeortes lief, und Hallen waren über die Brunnen gestellt, und breites Bergwasser rauschend durch das Städtlein rief, Kälte und Wärme fortwährend tauschend. Vom hohen blauklüftigen Pikes Peak und seinen Wälderschwärmen kam, sich aufbauschend, ein Luftstrom,

Der sich an Granit und Athereis stahlte. Kein Eisenlärmen quälte hier die Birken und Kassen, sie ließen ihr Grün sanft wirken, und die würzigen Tannen am Pikes Peak-Abhang in Massen,

Als Ureinwohner angestammt, festsaßen. Urmweltlich eingerammt, ragt aus weißem und rotem wilden Gestein der Göttergarten auf einer grüngelben Ginstersteppe,

Zu Füßen des weißen Pikes Peak und seiner dunkel-
 blauen Borhügelstreppe. Ich kutscherte mit leichtem
 Gespann durch den Morgensonnenschein
 Auf breitem Weg in den Göttergarten hinein. Zu-
 erst sanft bergan, dann hinab zu dem Steppen-
 tale, das gleicht einem rot und gelben Festsaale.
 Wie Kathedrale bei Kathedrale bauen sich mitten im
 Ginstersfeld die gotischen Felsengerippe, die sich
 gleich Speerbündeln zu Spitzbergen senkrecht an-
 stauen,
 Und die aus dem grünen und gelben Ginstergewimmel,
 wie beleuchtet von angewachsenem, ewigem Morgen-
 rot, in den feuerblauen Frühmorgen schauen.
 Dies rote Felsgestein büßt nie sein Feuer ein. Wie
 Menschenfarbe rosig rot, steht es mit Rissen und
 Narbe. Wie große feuerrote Puppen stehen ein-
 zeln Gesteine in die Luftleere
 Und bilden Rissengöttergruppen. Vor ihnen warfen
 sich die roten Indianer einst nieder und beteten
 vor den roten Felsengestalten
 Und haben sie für ihre rothäutigen Riesenherren ge-
 halten. In den gelben Ginstersfeldern stehen hier,
 höher als die europäischen Dome, diese roten
 natürlichen Felskirchen der Wilden,
 Die sich ohne Menschenhände aus den feuerroten
 Rippen der Erde bilden. Aber diese roten Spitz-
 tempel lassen keinen in ihr Inneres treten.
 Alle Andächtigen müssen draußen bei sich selber beten.
 Zwei Kathedralen erscheinen als Tor zum Götter-
 garten, und ein kleiner Fels als Pfortner liegt davor.
 Zwischen dieser beiden Kirchen scharlachrotem Gestein,
 fort über die gelben Ginsterswiesen, vorbei an
 schneeweißen Kalkhügeln, trittst du in den Götter-
 garten ein.
 Und als einzige große, weiße Lotosblume in dieser
 roten, grünen und gelben, versteinerten Garten-
 welt empfängt dich im Hintergrund der schaumige,
 mächtige, eishelle Pikes Peak,
 Der seinen Schneekelch in den Äther hält. Die Weite
 der Steppe, die Nähe des Schneeberges, die
 tannenbesteckte grüne Vorgebirgstreppe,

Die gelben Ginsterbüsche, wie gepugtes Messing
rund um die roten Steingerippe im Ring, —
nichts dringt hier kleinlich auf dich ein,
Alles läßt dich in Freiheit bei den roten Steinriesen
allein. Du darfst bei den Götterriesen ein Gott
hier sein im verklärenden Morgenschein, nur auf
dein Herz angewiesen.

Am Niagara beim „Donner der Gewässer“

Ich bin noch hinaus in das Steppenland gefahren.
Es stand eine Felswand weit fort im Tages-
brand der Junisonne;
An ihr fand ich ein mächtiges verlassenes Adlernes,
aber keine Feder von einem Adler lebte mehr
dort, nur der braune Reifighaufen als Nest in
dem Felsriß an senkrechter Wand.
So leer wie das Adlernes stand bis an den Erbrand
für mich Amerika vor meiner Hand. Zwar glänzte
der Göttergarten rot, wie zu einem Fest, in das
Land,
Aber mir schienen alle Götter tot, wenn ich nicht
bald die Heimat wiederfand. — Am Nachmittag
stand ich oben am Pikes Peak, zu dem sich eine
Zahnradbahn hinaufwand,
Und sah an dem fahlen Gipfel eher die Leere noch
näher. — Und gleich einem geschleuderten Speere
schob vom Göttergarten fort noch am Abend mit mir
Ein neuer Eisenbahnzug durch der Meilen neue Heere,
entgegen dem letzten und siebenten Meere. Und
ich stand nur noch, kaum wie ein Schlafrunkener
im Traum,
Halb hörend, vor dem Niagarafall, dem „Donner der
Gewässer“ im amerikanischen Weltraum. Und
sein Brüllen war wie mein Herzhall, und wie
meine Sehnsuchtsrut stürzte er voll Dampf und
Schaum,
Als ob er bergab den Weg sich kürzte, als wäre der
eiskalte Wasserbrei voll Hitze und Blut und wollte
hinrasen zum Weltfaum.

Raum gibt es ein Hochzeitspaar in Amerika, das
 nicht zur Hochzeitsreise an seinem Ufer war und
 mit dem kleinen Dampfschiff, zwischen Schaum
 und Riff, in die nassen Nebelhüllen,
 Dem weißen Giganten in die entbrannten Arme lief.
 Das Schiff rief sich „Nebelmaid“. Und ich stand,
 ins schwarze Gummikleid eingewickelt, am schwanken
 Bootsrand
 Und fuhr an den weißen, donnernden Wasserberg
 und sah in dem Hufeisenfall die rennenden Wasser-
 mauern sich fortreißen
 Und sah die schwarzen Felsen, genannt die „Blöcke
 des Alters“, angerannt von Sturz und Fall.
 Und überall war wieder die Größe von einem
 Gigant;
 Aber meine Herzstöße sind mir, noch lauter als der
 Donner der größten Gewässer, vor Heimweh in
 der Brust entbrannt.
 Ich vertauschte mein Gummikleid wieder und verließ
 die Nebelmaid und den Niagaragott, dem einst
 jährlich das Indianervolk die schönste Jungfrau
 als Opfer bot;
 Und ich dachte: Einmal schweigt sich auch der Donner
 dieser Gewässer tot, aber niemals die Liebes-
 sehnsucht, die das Weltall süß und schauernd
 und unendlich durchloht.

Das himmelgetürmte New York

Fort von des Niagaras weißem Wasserstrauß und
 seinem donnernden Hammerschlag war ich an
 einem Tag am letzten Djean,
 Wo schon, halb wie zu Haus, das himmelgetürmte
 New York lag. In dieser Stadt, die wie ein
 Riesenhegenwerk, ich spät im Abend aus dem
 Bahnhof trat.
 In breiten Straßen schien mir plötzlich für einen
 Menschen so viel Massenraum entstanden, als hätt'
 ich eine Weineschar, Arme so viel wie an dem
 Haupt mein Haar.

Breit und in die Höhe ohne Ziel die Luft voll Häuser-
 flächen war und der Myriaden Fenster Flammen-
 spiel. Scheinwerfer künstlich Tag in grellen Stücken
 Wie weiße Brücken durch die Himmelsnacht hinrücken.
 Und drunter, goldenbraun, gleich Flächen Gold-
 papier, baun sich die Häuserfronten glänzend,
 unwirklich schier,
 Aus tausend Fenstern tausend Lichter sendend, in
 höchster Wolkenhöhe noch nicht endend. Und
 dieser Fenster gligernde Myriaden
 Und die millionenfachen Mauerräume, die sich in
 weiter Nacht aufmachen, sind wie Facettenaugen
 großer Fliegen, vergrößert unter Riesenlupenlinsen.
 Die Straßen alle droben ohne Himmel liegen. Die
 Häuser haben sich zum Unsichtbaren hoch verstiegen,
 wie Prismenhaufen wuchern ihre Scheibenscharen.
 An dem Manhattansquare, in dem gigantischen Hotel,
 sich Lift bei Lift schnell hift, als ob die Welt
 verschiebbar und versenkbar ist.
 Zu meinem Zimmer dröhnt noch in der Mitternacht
 von Autohupen eine wilde Jagd. Am Square
 ragt die scharfe Messerschneide des riesigen
 Flatironhauses her.
 Dies Eckhaus ist so schmal gefalzt, als wär es nur
 aus dünnem Stahl, ganz flach gewalzt, und ohne
 Ende ragt es in die Nacht.
 Der Asphaltplatz liegt drunten braun, in Goldlicht-
 pracht, und andre Häuser säulen schlagen sich mit
 Steinsatz über Steinsatz auf, gleichwie getürmte
 Türme,
 Wie Riesentunnel, die sich steil hinauf, tief in den
 Nachtschlott, wagen. Und mit irrsinnigem Gestürme
 jagen Schatten am platten, spiegelnden Asphalt, —
 die Pferde und die Autos wie die Ratten.
 Mein Auge aus den siebzehn Stöcken des zwanzig-
 stöckigen Gebäudes schaut. Und nur Signale
 werden draußen aus jener hellen Tiefe laut.
 Mir ist, als liegt Europa vor der Türe, weil ich den
 Ozean nahe spüre und nichts mich von Europa
 mehr jetzt trennen kann, als nur ein paar Kubikfuß
 salzigen Wassers, —

Fünf Tage nur auf einem Dzeankahn. In meinem
 Zimmer seh ich Licht und Heizung, Bad und
 Lift zur Hand,
 Doch das ist nicht genug: gleich einem „Tischchen
 decke dich“ an einer Wand sich eine runde Scheibe
 Glas mit einem Zeiger dran befand.
 Unter dem Glase stand gedruckt, was alles nur dein
 Wunsch und Wille. Du hast den Zeiger nur auf
 einen Namen hingeruckt,
 Und augenblicklich hat die Wunscherfüllung Einzug dann
 gehalten durch deine Tür in lebenden Gestalten.
 Speisen, gewürzte, fette; Bankier und Goldarbeiter;
 und Operabillette; Pferde für jeden Reiter; und
 Reisetickets um die Erde
 Erschienen auf die winzigste Gebärde des Zeigers,
 den du sacht gedreht. Kaum, daß er auf dem
 Wort über der Glasscheib steht,
 Kaum einen Druck auf einen Klingelknopf im Mittel-
 punkt, und wie ein Spuk bringt dir ein Groom
 das Wort, das du genannt,
 Von kleinster Briefmarke hinauf bis zu dem größten
 Elefant. Es zaubert hier elektrisch ein Gigant,
 der tausend Fäden Draht in allen Mauern um
 dich spannt.
 Und alle Waren, die du dir erbeten, rund aus den
 Läden der Millionenstadt, von ihren Clerks ge-
 bracht, zu dir ins Zimmer treten.
 Du liegst im Sessel voller Ruh, nickst nur, stellst dir
 den Zeiger ein und ruffst: „Herein“; schüttelst
 als „Nein“ den Kopf dazu, wenn schon der
 Wunsch veraltet,
 Eh er sich in der Türe mit Blitzesschnelle dir ge-
 staltet; du rührst dich nicht von deiner Stelle,
 die weite Welt kommt hier, auf einen Klingeldruck,
 Mit einem Ruck hin über deine Schwelle. —
 Nur ach, ein Herz, das einzige, das dein, wenn es sich
 weit von dir getrennt, das ruft auch kein Gigant
 herein, nennt er auch alle Kräfte und alle Drähte sein.
 Mit einem Kopse, wie zertrümmert von allen Wünschen,
 deren keiner mich gekümmert, schlief ich hier vor
 der Scheibe ein.

Sommerabend in New York

Es ist der letzte Abend vor der Djeanreise. Das sommerheiße New Yorkpflaster riecht nach den Gummirädern und nach der Wagen eingedöhten Federn. Über der Hochbahn Eisenpfeilern jagen und rasseln die gefüllten Abendzüge, die, gleichwie Eisendärme, die Menschen durch den Riesen New York tragen. Benzindämpfe und Abendstaub, die lagen noch in stillen Seitenstraßen, wo lange Reihen Boardinghäuser, wie Tafeln regelmäßig, ragen.

Unter den Türen auf den Häuserstufen, die auf die Straße führen, sitzen in Hemdsärmeln die Herren und, weißgekleidet, Damen, daß sie die Abendluft ein wenig spüren.

Und drinnen aus mechanischen Klavieren ruft in die tote Straße ein neuer Walzer seine Notenmasse. Des Tages Hitze steckt als Anebeltuch

Noch allen Häusern dick in jeglichem Gelasse. Vom heißgekneteten Asphalt dampft Pechgeruch; Rauchwolken, die sich plötzlich rühren, umrasen dich im Knäuel Mit giftigem Benzingestank, wie Spuk und Greul. Und rings der Wagendonner aus den Nebenstraßen ist wie ein unterirdisches Geheul zu spüren.

Ich lasse mich von einem Tramkar, fort durch die Straßenschar, nach einer Landungsstelle zu dem Fluß hinführen,

Wo an den dunklen Anfahrtshallen und ihren Stiegen, in gelber Abendhelle, Flußdampfer blendend weiß wie Wassergeister liegen.

Viel tausend Menschen drängen abendheiß und hängen wie die Fliegen aneinander und zwingen sich um jeden Preis auf diese Schiffe hin zum Nachtgenuß der Wasserluft.

Es ist ein schattenhaft Gewander der Riesenbäuche dieser Dampfer auf dem Abendfluß. Ich sitze auf dem Deck, in reingekleidet frohe Menschenmassen eingestaut,

Und sehe auf New York am Ufer, das sich, gleichwie ein finster Säulenmeer, mit seinen Häuserhälsen gleichwie sich selbst beschaut.

Die höchsten Häuser stehen granitnen Pfeilern ähnlich
in der Nacht. Milliarden Lampen strahlten von
manchem himmelhohen Dächergarten zur Abendluft,
Als ob die Menschen in der Höhe dort mit Licht
Nachtgöttern hell aufwarten. Die Riesenhäuser
ragen wie die Stümpfe von Boreweltbäumen
Und wie phosphorglühend hoch zu den Uferräumen
an dem Hudsonfluß. Sie sind wie aller Menschen
höchstes Wagen,

Als ob sich Menschenwünsche ein Lebenszelt aus
Stein und Eisenleitern, hoch und breit, als Weg
hin zu der Sterne Unergründlichkeit, an Stelle
der Gedankenwelt aufschlagen.

Mein Auge fällt dann hin auf meines Schiffes Deck,
das trägt von Tausenden von Damen, die alle
weiß gekleidet, ein einzig weißes Kleid, gleichwie
ein weißes Zelt vom Bug bis an das Heck.

Das Schiff trägt lautlos diese weiße, junge Frauen-
welt. Fast alle jungen Damen zärtlich mit einem
jungen Mann am Arm zur Nachtlust kamen.

Und viele Reihen halten sich umschlungen, und einige
Männer hatten Mandolinen, die haben Sehnsüchte
zur Nacht gesungen.

Die Damen alle ohne Hut, die Herrn in Hemdärmeln,
weißen, und um die Hüften einen knappen Leder-
gurt. Schulter an Schulter haben sie auf langen
Bänken dicht gedrängt geruht.

Nie sah ich Ähnliches je in der alten Welt wie hier
bei der Millionenstadt New York, wo öffentlich
und ungezwungen zu Tausenden das Frauenherz
und Männerherz

Gleichwie ein einzig Paar zusammenhält. Bewundert
staunte ich, daß in dem Land, wo eben noch der
Weltstadtriese New York mit Stein und Eisen
himmelsstürmend im Sternengewimmel in der Nacht
verschwand,

Die Liebe jetzt als Riese und als Riesin vor meinen Augen
auf dem Dampfboot stand. Das Schiff glitt hin
weit fern vom Häuserschwarme, verstummt

Und eingemummt in Herrn- und Damenarme, zärtlich
umsummt von dünnen Mandolinen und wie

behaglich dumpf umbrummt im Schiffbauch von
 den Stahlmaschinen.
 Die Eisenhebel schlugen Takt. Weit draußen, in
 die Finsternis gepackt, erschien hoch überm flachen
 Ozeannebel die bronzene Figur der Freiheit, der
 eine Riesenfackel breit im Arm elektrisch flackt.
 Sie ruft, am Hafeneingang in die Dock's als Riesen-
 weib gestellt auf ein paar Riffe, die fremden
 Schiffe hin zu ihrem Eisenleib.
 Und ihr elektrisch Fackellicht kreist in der Nebelluft
 wie eines Weibes Wille, der dir den Weg zu
 deinem Hafen weist.
 Die Brooklynbrücke, wie aus Seidenfäden über die
 Nacht gespannt, hing hoch im Wolkenland, von
 Strand zu Strand, über der Wasserlücke.
 Als wäre sie ein Spinnwebfaden, gewoben von der
 Freiheitsfrau, die dort am Ozean stand, das Eisen-
 haupt gehoben.
 Und Coney-Eiland, die Vergnügungstadt, fand sich
 jetzt ein mit rot und weißem Lichterbrand, die
 mit Musik und Licht die Nacht und auch den
 Meerstrand hell erfreut,
 Mit lichtgesäumten Türmen, Schanzen, wie eine Stadt
 aus Goldsand in die Nacht gestreut, dicht an des
 Ozeans Rand.
 Das Schiff, von weißen Frauen dicht bedeckt, gleich-
 wie von einem weißen Vogelheer, lief an die
 Lichtstadt an und an das Glühlichtmeer.
 Mit hunderten Theatern und mit Myriaden Lampen
 an den Meeresrampen ausgespannt, lag hier das
 lachende Vergnügen in diesem Land der Riesen
 als Gigant.
 Du kamst dort in Vorwelttheater, in Krater und in
 Eisregionen; der Bühne spielende Maschinen ent-
 führen dich in Steinweltzonen,
 Wo als Schauspieler Adam, Eva und auch Gottvater
 dir erschienen, und rote Sonnen gleichwie Riesen-
 tropfen Blut, wo sich die Schaulust
 Wohltut nur an Weltssystemen und an Sündflut und
 läßt im Chaos Erden grünen und untergehen und
 ergrauen; nur Riesenhaftes war zu schauen,

Für Riesenfinder zum Vergnügen, die hier in vollen
Zügen die Welt entstehen und zerbersten sehen
wollen und greifen auf Millionen Jahre voraus
der Zeit,

Und lassen nicht sich an dem kurzen Menschenalter
warm genügen und spielen zum Vergnügen, im
Sommerabend nach getaner Arbeit, ein wenig mit
dem Riesen Ewigkeit.

Um Mitternacht kam ich zurück zur Weltstadt, unter
die Wolkenhäuser, wo jedes Haus groß wie ein
Urweltbaum.

Das weiße Schiff voll still verliebter Männer und voll
Frauen lief aber mit mir tief noch bis in meinen
Schlaf und Traum.

Siebentes und letztes Meer und Heimkunft

Ich schiffte mich ein und kam in das siebente Dzean-
reich, das sich vor dem Riesenland Amerika hier
klein wie ein Parfteich ausnahm

Und winzig für meinen Sinn, nachdem ich dorthin
vom Weltende und vom Göttergarten und vom
Donner der Gewässer kam.

Das Schiff voll fröhlicher Sommerleute wie ein
zwitternder Bogelkäfig hinschwamm. Denn viele
tausend Amerikaner trieb ein Sommerheimweh
nach der Alten Welt über den kleinen Dzeansee.

Wie an Bord einer venezianischen Gondel nahmen
mich Abende lang wieder Wasser, Himmel und
Sterne in Empfang,

Die gleich ersten Heimatlichtern mir wieder freundlich
bekannt erschienen nach den fremden Mienen von
großen, tropischen Sternge Gesichtern.

Auch begegnete mir mancher Bekannte aus manchem
Meer zur Heimfahrt auf demselben Schifföver-
decke. Und alle, ungeduldig sehr,

Singen tagelang auf des Schiffes Bretterstrecke hin
und her, als kürzte ihre Ungeduld dadurch den
Weg übers Meer.

Eines Morgens kam mich einmal die Angst an, daß
 es doch möglich sein kann, es würde Europa nie
 erreicht. Da gerade nahm
 Unser Schiff ein drahtloses Telegramm von einem
 Londoner Postdampfer, der vorüberschwamm. Und
 eine an Bord gedruckte Zeitung erschien,
 Die legte der Steward jedem am Morgen auf den
 Frühstückstisch hin. Und alle Reisenden teilten
 schon viele Tage vor Europa der Heimat alltäg-
 liche Sorgen. —

Eines Mittags erschien der erste Brocken schwarzer
 Europaerde. Küstenriffe von Irland hocken senk-
 recht vor mir in des grauen Meergesichts ewig
 bewegter Gebärde.

Mit seinen finstern, verwitterten Knochen ist der Hei-
 materdteil dem Schiff entgegengetroffen, und Wald-
 und Heulust haben am nächsten Morgen
 Beim englischen Strand von europäischen Wiesen-
 blumen gesprochen. Und ich habe mich noch in
 denselben Sonntagmorgenstunden
 Im Liverpoolhafen gefunden, und meine Ohren noch
 zu der Nachmittagsmusik im Hydepark von London
 eintrafen.

Und nun ist mir die Besinnung fast geschwunden.
 Eilig eilte mir die Erde voraus unter den Füßen
 davon. Ich übersprang den englischen Kanal in
 der Nacht,

Und ich glaube, ich habe die Reise von Belgien nach
 Köln dankbar knieend gemacht. Ob man erst
 englisch um mich sprach,
 Oder französisch hernach, oder endlich dann deutsch
 sich vertraute, — alle Sprachlaute endeten für
 mich in einem erlösenden — Ach!

Europa nur in einer einzigen Sprache zu mir sprach.
 Mein Auge blieb nur noch verwundert auf man-
 chem bunten angeklebten Hotellschein an meinem
 Koffer hängen.

Als schrieb ein jedes Land erinnernd sein Monogramm
 ins Kofferleder ein, so drängten sich dort rot und
 blau und eckig auf allen Kofferdeckeln Schein bei
 Schein.

Und jeder Kofferschein rief eine Flucht von Tagen
 in mein Kupee herein. Ich seh' in Kairo spig
 die Pyramiden ragen; Bombay am Meere und
 die Kulibajadere;
 Die Balsamhändler von Seipore; die Elefanten zu
 dem Amberschloß; und Delhi groß, die Großmo-
 gulenstadt, die ewigen Sandsturm hat;
 Im Mondscheintal den Taj-Mahal in Agra; des Gan-
 ges Morgenbad der Stadt Benares; der Himalaja
 weiß zum Himmel trat;
 Der Tibetleute ungekämmt Geschmeiß; Kalkutta mit
 der Drogenluft und Ruß; in Birma dann in
 Goldguß, in Rangoon, die Schwe Dagon-Pagode;
 Holzklöster an dem Irawaddyfluß; Ceylon mit Zimt und
 Brotfrucht bäumen und seinem Buddha, schlafend auf
 der goldenen Wange in goldenen Nirwanaträumen.
 Ich sehe noch die Dame, die halbblinde, die ich dort
 in drei Meeren dreimal wiederfunde; von Sin-
 gapor' bis Hongkong dann auf eine Weile
 Die große Hure aller Erdenteile; und Kanton mit
 dem Gassenwirrsal und seinen Blumenbooten ohne
 Zahl und seiner Nebelfahrt zum Fluttheater;
 Und Japan mit dem Fushiyamakrater; Kioto mit den
 Kirschenblütentänzen; und Tokio mit dem Yoshi-
 wara, wo die fünftausend Freudenmädchen glänzen;
 Und sehe Nikkos Tempelzone; die englische Gesandtin
 auf dem Pferd neben dem italienischen Barone;
 den großen Bronzebuddha nah' dem Meer;
 Die Fahrt im Stillen Dzean, begleitet von den Al-
 batros; das Maskenfest im Schiff, gleichwie in
 einem Wasserschloß;
 Seh' San Franziskos riesige Ruinen, die wie vom
 Weltenzorn verbrannten; auf Schienen stets be-
 gleitet von Giganten,
 Seh' bis ans End' der Erde dann, wo tief die größ-
 ten aller Todesstunden starrten; über den Götter-
 garten zum siebten Dzean. —
 Ich kann jetzt keinen Herzschlag lang mehr auf die
 Heimkunft warten. Es ist, als bringen mich nicht
 mehr die Monate, die Tage, die Stunden, — nein,
 die Sekunden um.

Ich höre kaum im Ohr die deutsche Sprache, die ich
 erst eben neu gefunden. Ich meine: alle Worte
 sind nur Schaum. Ich will, daß sich zwei Frauen-
 arme runden.

Ich fühle, als die deutschen Häuser, der rheinischen
 Städte liebe Giebel, auf mich schauen, als hab'
 ich mir nach Tausenden von Sterbestunden
 Endlich ein neues Leben neu erfunden. Doch traue
 ich noch nicht den Schnellzugfenstern; vielleicht ist
 dieses deutsche Bild am Rhein,
 Gleich allen andern fliegenden Gespenstern, ein Ding,
 das nicht in Wirklichkeit mehr lebt. Vielleicht ist
 dieser Rhein auch nur ein Zettelein,
 Das man als Namen an den Koffer klebt. So fürchte
 ich, weil mir seit Monaten nichts still mehr steht,
 weil sieben Meere weit die Welt in Kofferzetteln
 und immer nur in Namen leer vergeht.

Mißtrauisch frag ich mich: Vielleicht nie mehr ein
 Stillstand lebt? Vielleicht bin ich von ihr, zu der
 mein Eisenzug hinstrebt,
 Vergessen längst schon wie ein Wolkenflug und habe
 sie um sieben Meere nicht erreicht, wenn sich die
 Sonne morgen wieder hebt? —

Mein reisend Hirn kann es noch nicht verstehn, daß
 Länder wirklich endlich stille stehn und sich nicht
 mehr auf Rädern nur vorüberdrehn.

Ist's möglich denn, daß meine Augen das Wirklichste
 und Liebste in meinem Herzen endlich als Bild
 mit den Pupillen vor sich sehn,
 Daß meine Arme nicht vor Leere länger schmerzen? —
 Je näher ich dem Main vom Rhein entgegenfliege,
 ach, desto bänger wird mir meines Blutes Blei,
 Und desto enger schnürt sich ein in meinem Hals ein
 Schrei; weiß nicht, schnitt Jubel oder Angst die
 Zunge mir entzwei,

Als ob das Warten auf Sekunden das Haar mir
 bleicht. Wie langsam schleicht der Schnellzug
 doch, als ob er nie den Nachmittag erreicht!

Noch saß das große Deutschland nebenher, leer wie
 ein Atlas, fahl wie ein Globus, nur ein Loch,
 weil jedes Aug' noch kalt und fremd mich maß.

Ich lese Kilometerzahl um Zahl, die sich vermindern
 soll. Und endlich engt sich liebevoll des Maines
 Thal mit seiner grünen Krümmung, Zoll um Zoll. —
 Hier mir das Herz in Tränen aus den Augen quoll.
 Klein wie in Japan, wähen meine Augen, sind
 hier die Weinberghügelein und Täler.
 Die Wange wird mir jetzt vor Sehnsucht schmaler,
 weil ich noch fünf Minuten, fünf tödliche Minuten,
 leiden soll.
 Will sich die Zeit nicht sputen auf dieser Abenderde!
 Ich weiß nicht, ob ich sterbenstoll die Notleine
 nicht reißen werde;
 Denn ach, es brennt das Herz mit kopfloser Gebärde.
 Es faust mein Blut im Sturz mit einer Schnelle,
 die kein Schnellzug kennt, voraus zur letzten Schie-
 nenschwelle.
 Bis endlich im Abendlicht der Liebsten Gesicht am
 kleinen Bahnhof in Franken aus dem Schwanken
 der Ferne, und mit ihr die Wirklichkeit, den Will-
 komm spricht
 Und nach der bunten Leere der sieben Meere wir,
 gleich den Todkranken, einander die Bitterkeit der
 Trennung uns von den Lippen tranken. —
 Und nun ist die Heimat, wie der Liebsten Herz, mir
 angewachsen an meinen Rippen. Und für die
 Abendstunden habe ich der Erde Flügel aus Reimen
 und Rhythmen erfunden.
 Und sieben Meere lassen sich, Geliebte, am Abend an
 deinem Fenster nieder und bringen dir über die
 ganze Erde, mit geflügelter Gebärde, huldigend
 ihre Lieder.
 Dem Haus sind die Türen dann vor Lust herausge-
 nommen, wenn im Abend die Länder an unsre
 Brust, geflügelt, kommen. —
 Zur Stunde, wenn die Abendglocken den Wein im
 Becher anrühren und alle Dächer in der Runde
 die Glocken wie Pulsschläge spüren,
 Dann eilen die Lieder herbei über der Erde gehügelte
 Länder, dann eilen zu dir, wie Vögel, der Erde
 geflügelte Länder.

Geliebte! Nicht Nachtgespenster und Schatten stehen
mehr um deine Wand, es setzen sich am Abend-
fenster Singvögel her auf deine helle Hand.

Geliebte, höre, die sieben Meere singen und springen
wie Singföhlen um unser Dach. Laß dir erzählen
und laß dich umschlingen,

Keine Trennung darf uns mehr quälen, tausendfach.

— Laß dir erzählen:

Im ersten Meer nenn' ich das Schiff „Die rote
Jahreszahl“, weil es mich in ein neues Jahr und
wie mit Blut um dein Herz rief.

Liebste, im zweiten und dritten Meer nenn' ich das
Schiff „Erdlose Qual“, weil ich darauf zehn Tage
ohn' deine Erde weiterlief.

Im vierten Meer nenn' ich das Schiff „Brennender
Saal“, weil ich dort unterm Meernachthimmel
unter den Sehnsuchtsflammen schlief.

Liebste, im fünften Meer nenn' ich das Schiff das
„Feuermal“, denn mehr, als dort die Hure aller
Meere gezeichnet ist, tief schlugen mich die Sehnsuchtsnarben kreuz und schieb.

Im sechsten Meer nenn' ich das Schiff das „Letzte
Tal“, weil ich von dort, den Erdberg überwunden,
aufatmend dir entgegenlief.

Liebste, im siebenten nenn' ich das Schiff nicht mehr,
du kamst schon über den Atlant mit jedem Morgen
zu mir her.

Inhalt der Geflügelten Erde

Anfang und Ausgang 5 / Meer, Feuer, Erde, Wolken 5 / Des Schiffes Räume 7 / Sieben Meere 7 / Im Schiffsinnern 8 / Im Speisesaal 8 / Das neue Jahr 9 / In der Schiffskabine 10 / Am vierten Tag 10 / Afrikas Gesicht 11 / Kairos Frauen 11 / Das Land der Toten 12 / Im Speisewagen 13 / Kairos Fischmarkt 14 / Die Leiern der Wollust 15 / Der arabische Dichter 16 / Bei Ambrazigaretten 16 / Der grüne Nil 17 / Der Wüstenand 18 / Unter den Pyramiden 19 / Alltag um die Pyramiden 20 / Der Begriff von oben und unten 20 / In der Cheopspyramide 21 / Der Klang der Totenkammer 22 / Die Königskammern 22 / Es ist gleich, wohin du mich trägst 23 / Der Sphingleib 23 / Schlüssel aus der Heimat 25 / Afrikanische Tierwelt 25 / Die Spuren des Propheten 26 / Im Gemühle der Moseen 27 / Der Stein der Weisen 28 / Staub der Totenstadt 29 / Der Garten Pharaos 30 / Nilpegel 31 / Die Rose der Tochter Pharaos 31 / Der Baum ohne Schatten 32 / Traumgesicht 32

Vorbegriff vom Weiterreisen 34 / Von einem Einerlei zum andern Einerlei 34 / Im Deckstuhl 35 / Zwischendeck 36 / Das Hochzeitsbett 37 / Rechts Afrika, links Asien 38 / Arabiens Küste 39 / Sonntagnachmittag 39 / Somaliner 40 / Die armen Adenleute 41

Ins dritte Meer 43 / Schiffswahnsinn 43 / Beim Schiffsbardier 45 / Bordspiele 47 / Die Schreibmaschine 47 / Der Tag vor Indien 48 / Die Ferne ist der schlimmste Dieb 49 / Bombay 50 / Menschenmasken 51 / Nicht mal der Menschen Angesichter konnt' ich mehr erreichen 52 / Indischer Boden 53 / Hotelhaus Taj-Mahal 54 / Tropenglut 55 / Telegraphenamt 56 / Indisches Straßenleben und Straßenschlaf 57 / Lotos und Pest 58 / Vom bösen Blick 59 / Indisches Diner 60 / Die Parsentürme 61 / Von Zeit zu Zeit 62 / Sonnenuntergang 63 / Die Korsowagen 64 / Indische Herren 65 / Neben dem Corso 66 /

Eiland Elephanta 66 / Und Götter sind hier ganz
 allein zu Haus 67 / Sie zeigen sich dir alle lächelnd 68 /
 Bald sind sie Mann, bald sind sie Weib 69 / Götter-
 augen und Menschenaugen 70 / Die Indier, wenn
 sie beten, bringen Kötel mit 70 / Lingam 71 / Asia-
 tischer Sonntag 72 / Der Zauberstab 73 / Nacht-
 fahrt im Eingebornenviertel 74 / Das Kulitheater 76 /
 Die Kulibühne 77 / Die Kulibajadere 78 / Der
 Tanz 80 / Die Tanzpause 82 / Stall der alten
 Götter 83 / Stall der alten Tiere 84 / Jeipore 85 /
 Die Affen von Ahmedabad 86 / Ein Stück Wüste 87 /
 Der Berg Abu 88 / Neumondnacht in Jeipore 89 /
 Die rosenrote Stadt 91 / Der Marktplatz von Jei-
 pore 92 / Die Tauben von Jeipore 93 / Palast der
 Winde 93 / Lebende Statuen 93 / Willkommen 94 /
 Ein wahnsinniger Elefant 95 / Im Schloß des Maha-
 radja 96 / Der Hof der Sterndeuter 98 / Der
 goldene Damenschuh 100 / Verkäufer, Schlangen,
 Papageien und Schafe 100 / Rubinen 101 / Schloß
 Amber 102 / Die Göttin Kali 105 / Auferstehungs-
 zeichen an indischen Waffen 105 / Beim Balsam-
 händler 106 / Lied der Getreidemühlen 109 / Gräber,
 Affen, Sand und Bettler 110 / Delhi 112 / Todes-
 waren in Delhi 113 / Palast des Großmoguls 114 /
 Der Pfauenthron des Großmoguls 115 / Palast-
 stille 116 / Sandsturm 117 / Der Esel von Purana
 Kila 118 / Schrein Nizamuddin 119 / „Der Turm
 der Welt“ Kubar Minar 120 / Die rätselhafte Eisen-
 säule beim Kubar Minar 120 / Der Spiegelring 122 /
 Das Geisterheer 122 / Agra 123 / Der Taj-Mahal 124 /
 Im Taj-Mahal-Garten 125 / Unter der Grab-
 kuppel 125 / Das Bild einer Toten 126 / Das
 Flötenlied im Dom 127 / Der Taj-Mahal am Tag 128 /
 Abendfeuer 129 / Die doppelköpfige Schlange 130 /
 Kobra und Mungos 131 / Das Fort von Agra 133 /
 Hundertdreizehn Schritte 135 / Der Angelthron am
 Goldfischteich 136 / Der blutende Thron 136 / Die
 Palme in der Todesstille 137 / Fatehpur Sikri 138 /
 Mirjams Garten 140 / Der Turm des Elefant 140 /
 Das Wunder des toten Heiligen 141 / Agras Teppich-
 blumen 143 / Bahnhof zur Nacht 144 / In Luck-

now 145 / Bessies Traum 146 / Auf der Gangesbrücke 147 / Benares, die Prachtigste 148 / Pilgerankunft 149 / Der goldene Tempel und der Asket 150 / Beim goldenen Tempel und Tempelstier 153 / Eingambuden 155 / Tempel der Ruhe 156 / Der Affentempel 157 / Sonnenaufgang in den Gassen am Ganges 159 / Die Asketen 161 / Bootfahrt 163 / Totenverbrennung am Ganges 163 / Hanumantempel und Sündenpfuhl 166 / Einige Regentropfen 167 / Segelfahrt 168 / Buddhas alter Wohnort Sarnath 170 / Buddhafiguren 171 / Fahrt nach dem Himalaja 174 / Von Siliguri nach Darjeeling 176 / Tibetleute 177 / Über den Wolken 179 / Himalajabäume 181 / Eine Stunde Aussicht 181 / Ankunft in Darjeeling 182 / Himalajanacht 183 / Sonnenaufgang am Tigerhügel 184 / Tibetische Straßen 186 / Tibetisches Tempelleben 187 / Tibetische Gebräuche 189 / Himalaja-Türfise 190 / Himalaja-Teeblüte 191 / Auf der Gangesfähre 192 / Im Gangesdelta vor Kalkutta 193 / Kalkutta 193 / Der Jaintempel in Kalkutta 194 / Der Banyanbaum im Edengarten 196 / Abfahrt von Kalkutta 197 / Ankunft in Birma 199 / Ein Wiedersehen im Hotel 200 / Erste Schritte in Birma 201 / Holzschnitzereien und Rubine 203 / Die Sule Solay-Pagode 204 / Hinfahrt durch die Gärten von Rangoon zur Schwe Dagon-Pagode 205 / Das Treppenhaus der Schwe Dagon-Pagode 208 / Die goldenen Gassen um die Schwe Dagon-Pagode 209 / Ein Tiger auf der Schwe Dagon-Pagode 216 / Bahnfahrt nach Mandalay 218 / Der hölzerne Königspalast von Mandalay 220 / Birmanische Holzarchitektur 222 / Die vierhundertfünfzig Pagoden 222 / Birmanisches Kloster 223 / Um Mitternacht in Mandalay 225 / Morgenweg zur Arrakan-Pagode in Mandalay 229 / In der Arrakan-Pagode 231 / Dampferfahrt auf dem Irawaddystrom 232 / Wasserstimung auf dem Irawaddystrom 234 / Am Irawaddyufer 234 / Die Prom-Pagode 235

Auf viertem Meer 237 / Sonnenuntergang vor Madras 238 / Morgen in Madras 239 / Der Götter-

wagen von Madras 241 / Ankunft in Ceylon 242 / Die Raben vom Galle Face-Hotel 244 / Die Fremden im Galle Face-Hotel 244 / Die rote Strandstraße vor dem Galle Face-Hotel 245 / In den Zimmetgärten von Colombo 247 / Auf den Ceylonstraßen 249 / Der goldne schlafende Buddha 250 / Fahrt in das Innere Ceylons 253 / Aufstieg in die Ceylonberge 254 / Nuwara Eliya 255 / Umblick von Nuwara Eliya 256 / Randy 258 / Die Talipotpalme 259 / Mondschein-fahrt um den Randysee 260 / Der Peradenyia-Park bei Randy 262 / Bei den Arbeitselianten von Randy 264 / Der Tempel des heiligen Zahnes 266 / Das liebeiche Randy 268 / Ceylon-Juwelen 269 / Abschied vom glänzenden Eiland 271 / Tropengewitter bei Sumatra 272 / Eine Stunde in Penang 274 / Sternennacht in der Malakkastraße 275 / Einen Augenblick in Singapore 277

Die Hure der sieben Meere 279 / Ankunft im Hongkongnebel 283 / In Hongkong 285 / Mitten im Hongkongnebel 287 / Uhren und Ahnen 288 / Arbeitsstraßen in Hongkong 290 / Chinesische Opferpuppen 292 / Chinesische Gräber in der Landschaft 293 / Hongkong-Deat 294 / Nächtliche Flußwanderung auf dem Perlstrom 296 / Ankunft in Kanton 297 / Kanton 299 / Kantonstraßen 301 / Chinesische Werkstattgassen 306 / Werkstatt des Medizingottes 307 / Im Ahnentempel von Kanton 308 / Nachtfahrt zum Kantontheater auf dem Perlfuß 311 / Zweiter Tag in Kanton 317 / Bei der chinesischen Sängerin am Abend des zweiten Tages in Kanton 322 / Chinesische Abendmahlzeit 326 / Zwischen China und Japan 331 / Erste japanische Eindrücke in Nagasaki 335 / Japanisches Seelenbild und japanisches Lächeln 338 / Japanische Allgemeinheiten 340 / Im Tempel des bronzenen Pferdes zu Nagasaki 344 / Ein Kirschblütengarten bei Nagasaki 348 / Rückkehr aufs Schiff 351 / Durch Japans Inlandsee 352 / Erster Blick in Kobe 354 / Abend in der Theaterstraße von Kobe 356 / Am Nunobikiwasserfall bei Kobe 363 / Fahrt nach Osaka 364 / Osaka 365 / Das Schloß von Osaka 367 / Glocke

und Schildkrötenteich im Tennoyitempel in Osaka 369 /
 Ankunft in der alten Kaiserstadt Kioto 370 / Natur-
 liche Jahresfeste in Japan 371 / Im Kirschblüten-
 theater in Kioto 373 / Oben beim Kiomizu-Tempel
 in Kioto 378 / Im Kaiserpalast zu Kioto 380 /
 Kiototempel 385 / Die Arashiyama-Stromschnellen 387 /
 Das heilige Nara 389 / Beim Daibuts von Nara 395 /
 Am Sarasawa-Teich 396 / Tempelkel 398 / Fahrt
 zum See Biwa 400 / Der alte Baum am Biwasee 402 /
 Die acht Seebilder beim Mijdera-Tempel 403 / Im
 Bergkanal zu Dzu 405 / Im goldnen Pavillon bei
 Kioto 406 / Japanische Gärten 408 / In der kaiser-
 lichen Dschindschitsu-Schule in Kioto 411 / Unter-
 wegs nach Minoshita 416 / Die Delphine vom Nagoya-
 schloß 418 / Auf den Straßen in Nagoya 420 /
 Nacht in Nagoya 421 / Die Fische am fünften
 Mai 423 / Die Bergtreppe in Shizuoka 424 / Von
 Kozu nach Miyanoshta 426 / Fushiyahotel in Miya-
 noshta 427 / Bergpaß nach Hakone 429 / Die Ge-
 schichte der Brüder Juro und Goro und der Kurti-
 sane Tora Gozen 430 / Der Gott aller Reisenden 437 /
 Der Fushiyama am Hakonesee 438 / Tokio 439 /
 Gedanken und Abendstunde im Stadtpark von Tokio 443 /
 Die fünftausend Mädchen im Yoshiwara in Tokio 446 /
 Nachtabenteuer in Tokio 451 / Die Päonien blühen 457 /
 Im Glyzinen-Tempel 459 / Tempel Asakusa Kwan-
 non 461 / Reiseromantik auf dem Weg nach Nikko 462 /
 Mystik der Nikkotempel 465 / Die Geschichte der
 Messinglaterne Bakemono-Toro 469 / Ausflug zum
 Chuzenjisee bei Nikko 473 / Beim „König der Kurio-
 sitäten“ in Nikko 475 / Das abendländische Yoko-
 hama 477 / Japanische Ringer 478 / Hotelterrasse
 in Yokohama am Stillen Ozean 479 / Der gigantische
 Buddha von Kamakuro 480 / Die Glückinsel Eno-
 shima 482 / Zwei Erdbeben in Yokohama 484

Abfahrt von Yokohama 486 / Auf dem Stillen
 Ozean 487 / Ozeanflirt 490 / Ein Passagier 492 /
 Meermaskerade im Stillen Ozean 494 / Ein paar
 Stunden in Honolulu 496 / Die Erdbebenruinen
 von San Franzisko 499 / Eintritt in das Land der

Riesen 503 / Auf dem Wege nach Los Angeles 504 /
In der Texaswüste 506 / Rothhäute in der Texas-
wüste 509 / Grand Kanon im Kolorado-Gebirge 511 /
Am Weltabgrund 513 / Sieben Schaukelstühle 516 /
Des Montezuma Schloß 517 / Brücke über den Dia-
bolo Kanon 519 / Im Koloradoland 520 / In den
Rocky Mountains 522 / Die Stadt Denver 523 /
Der Lärmeremit und der letzte Koloradobüffel 526 /
Im Garten der Götter 527 / Am Niagara beim
„Donner der Gewässer“ 529 / Das himmelgetürmte
New York 530 / Sommerabend in New York 533

Siebentes und letztes Meer und Heimkunft 536

Werke von Max Dauthenden

- Raubmenschen, Roman 7. Auflage
- Der Geist meines Vaters, Aufzeichnungen
aus einem begrabenen Jahrhundert 6. Auflage
- Gedankengut aus meinen Wanderjahren
2 Bände 3. Auflage
- Lingam, Asiatische Novellen 10. Auflage
- Die acht Gesichter am Bivasee,
Japanische Liebesgeschichten 25. Auflage
- Geschichten aus den vier Winden 8. Auflage
- Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte
im Javanerlande 10. Auflage
- Der Garten ohne Jahreszeiten,
Ausgewählte Novellen 15. Auflage
- Die geflügelte Erde, Ein Lied der Liebe und der
Wunder um sieben Meere 5. Auflage
- Die ewige Hochzeit — Der brennende Kalen-
der, Gedichte 2. Auflage
- In sich versunkene Lieder im Laub 2. Auflage
- Der weiße Schlaf, Lieder der langen Nächte. Vergriffen!
- Lusangärtlein, Frühlingslieder aus Franken. Vergriffen!
- Weltspuk, Lieder der Vergänglichkeit 2. Auflage
- Bänkelsang vom Balzer auf der Balz
- Des großen Krieges Not, Gedichte 2. Auflage
- Ausgewählte Lieder aus sieben Büchern
5. Auflage
- Die Spielereien einer Kaiserin, Drama 3. Auflage
- Der Drache Grauli, Drama
- Die Heidin Geilane, Tragödie
- Das Schönste von Max Dauthenden, Ausge-
wählt und eingeleitet von Walter v. Molo 25. Auflage
- Albert Langen, Verlag in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. U. Enders in Leipzig

ige

ige

ige

ige

ige

ige

te

ge

ge

er

ge

ls

ie

e

l!

l!

ie

ie

ie

ie

x

?

l

64651103



